
LINGUISTISCHE TREFFEN IN WROCLAW



Im Anfang war das Wort II

Herausgegeben von
Iwona Bartoszewicz • Joanna Szczek • Artur Tworek

Neisse
Verlag

Im Anfang war das Wort
II

Linguistische Treffen in Wrocław
Vol. 9

Im Anfang war das Wort II

herausgegeben von
Iwona Bartoszewicz / Joanna Szczek / Artur Tworek



Neisse
Verlag

Wrocław – Dresden 2013

Linguistische Treffen in Wrocław, Vol. 9

Herausgegeben von

Iwona Bartoszewicz, Joanna Szczęk und Artur Tworek

Im Anfang war das Wort II

Gutachterliste der Serie:

www.ifg.uni.wroc.pl/stacjonarne/linguistischetreffeninwroclaw.html

Umschlaggestaltung

Paulina Zielona

DTP-Gestaltung

Paweł Wójcik

Sprachliche Redaktion

Patricia Hartwich

Niniejsza publikacja ukazała się dzięki wsparciu finansowemu Uniwersytetu Wrocławskiego, Dziekana Wydziału Filologicznego i Dyrektora Instytutu Filologii Germańskiej

Dieses Werk ist durch der Universität in Wrocław, den Dekan der Philologischen Fakultät und den Direktor des Instituts für Germanische Philologie finanziell gefördert worden

Pierwotną formą publikacji tomu jest wersja drukowana.

Ursprüngliche Veröffentlichungsform des Bandes ist die Printversion.

© Copyright by Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
Wrocław – Dresden 2013

ISSN 2084-3062

ISBN 978-83-7977-018-2

ISBN 978-3-86276-130-2

Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
ul. Kościuszki 51a, 50-011 Wrocław, tel. +48 71 342 20 56, fax +48 71 341 32 04
e-mail: oficyna@atut.ig.pl, www.atut.ig.pl

Neisse Verlag, Neustädter Markt 10, 01097 Dresden,
Tel. 0351 810 7090, Fax 0351 810 7346,
www.neisseverlag.de, mail@neisseverlag.de

Inhalt

VORWORT	9
NACHRUF	11
TEXTE.	15
BERND G. BAUSKE	
Arno Schmidt total verwelscht <i>ovvero Faun</i> (1[+4{5}]mal) meets <i>faune</i> (1+1mal) & <i>fauno</i> (2mal). >“Ein Variantomane ist unter die Übersetzer (Translatoren, verzeiht!) gefallen“<	17
IZABELA BAWEJ	
Zu ausgewählten Aspekten des Wortgebrauchs am Beispiel der Wortwahl-Fehler	27
MONIKA BILIK-JAŚKÓW	
<i>Ociec, prać? – Ich bin doch nicht blöd!</i> – Zu Schwierigkeiten an der Übersetzbarkeit von Werbeslogans	35
BORIS BLAHAK	
Poetische Grabinschriften der Barockzeit aus dem niederbayerischen Donauraum. Die Sprache eines literarischen Gebrauchstextes im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache	43
RENATA BUDZIAK	
Im Anfang war das gesprochene Wort – gesprochene Sprache und die Sprachgeschichte	57
ILONA CZECHOWSKA	
Das Wort und die Wortwörtlichkeit in der Übersetzungswissenschaft	65
BARBARA CZWARTOS	
Unterrichtssprache – welche Sprache?	73
PETER ERNST	
Leonard Bloomfield und Martin Buber	81
BEATA GRZESZCZAKOWSKA-PAWLIKOWSKA	
Zur Wirkung der gesprochenen und nicht ausgesprochenen Worte im Bereich universitärer Kommunikation. Darstellung eines Vorversuchs	95

JÓZEF JAROSZ	
Stilfiguren der Umstellung in deutschen Grabinschriften	105
MARCELINA KAŁASZNIK	
Typologie der adnominalen Attribute im Kulinarischen	115
SEBASTIAN KIRAGA	
Aus dem Wörterbuch der Zeugen Jehovas	123
JOLANTA KNIEJA	
Eine diachronische Analyse des Lexems Arbeit – einer der Wege zur Rekonstruktion der kognitiven Definition des Begriffs	133
KATARZYNA KRZEMIŃSKA	
Texte als kommunikative Produktionsgrößen	141
ELŻBIETA KUCHARSKA-DREISS	
Religiös motivierte Entlehnungen und ihr Gebrauch in den Nehmersprachen (an ausgewählten Beispielen)	149
STEFAN LUDWIN	
Das sprachliche Weltbild am Beispiel der deutschen und polnischen von Nahrungsbezeichnungen abgeleiteten Verben	161
ANNA MAŁGORZEWICZ	
Zwischen Wort und Konzept – Überlegungen zu ausgewählten polnischen und deutschen Übersetzungen des Neuen Testaments	169
GOTTFRIED MARSCHALL	
Das Wort, Ursprung oder Ergebnis? Zum Profil einer sprachlichen Größe	177
ELŻBIETA PAWLIKOWSKA-ASENDRYCH	
Die Beschwerdestrategien und ihre Versprachlichung im politischen Diskurs. Eine Analyse am Beispiel der Debatte um das Zentrum gegen Vertreibungen	193
GRZEGORZ PAWŁOWSKI	
Bedeutungskonstitution: Zu epistemischen Formanten der idiolektalen Bedeutung	201
KARIN PITTNER	
Wertende Adjektive in der Jugendsprache	213
STANISŁAW PRĘDOTA	
Deutsche euphemistische Phraseologismen und ihre polnischen Äquivalente.	221
ANNA RADZIK	
Kollokationen im „Variantenwörterbuch des Deutschen“	233

MONIKA SCHÖNHERR	
<i>In anaginne uuas uuort_i ... thaz_i uuas in anaginne.</i>	
Anaphorische Referenzmittel im Althochdeutschen	241
MAŁGORZATA SIERADZKA	
<i>Aparatczyk, konspira, esbol...</i> Pejorativ gefärbte „sozialistische Neologismen“ in der polnischen Umgangssprache und ihre Entsprechungen im Deutschen	249
AGNIESZKA STAWIKOWSKA-MARCINKOWSKA	
Typologisierung der Adjektiv-Substantiv-Kollokationen der deutschen Zivilprozessordnung	259
JANUSZ STOPYRA	
Überschaubarkeit in der Wortbildung: Uneigentliche Komposita und Rektionskomposita.	265
RAFAŁ SZUBERT	
Zur lexikalisch-semantischen Explikation des Personbegriffes	271
MICHAEL THIELE	
Herz und Erbauung in der pietistischen Aufklärung.	281
ANNA URBAN	
Im Anfang war das Wort(spiel). Zu Mehrdeutigkeitspielen in Kinderbüchern	287
REINHOLD UTRI	
„... lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt“ – über die Bedeutung des Wortes in der Theologie, in der (kath.) Kirche und allgemein im Leben des Menschen.	299
PAVLÍNA ŽÍDKOVÁ	
Die konfessionsspezifischen Termini in der Fachsprache der katholischen Kirche im Französischen und Tschechischen.	307
PIOTR ŻYROMSKI	
Subordination – Versuch einer Klärung.	315
DOKTORANDENFORUM.	325
LÁSZLÓ BARNA	
Die Übersetzung von Lőrinc Szabó: „Die Judenbuche“	327
NICOLAI CZEMPLIK	
Ein anderes Deutsch? Dialektale Besonderheiten am Beispiel des sächsischen Dialektes	335
JULIA NESSWETHA	
Sprachinsel Prag? Zum „Prager Deutsch“ bei Franz Kafka	341

MAGDALENA URBANIAK-ELKHOLY	
Komplexe deutsche Partizipphrasen und ihre polnischen	
Entsprechungen in morphosyntaktischem Vergleich	347
JOANNA WOŹNIAK	
Vorüberlegungen zu Kollokationen in Fachtexten	
am Beispiel der Gründungsverträge der EU	353
ABSTRACTS	359
INSTITUTIONELLE ZUGEHÖRIGKEIT DER AUTOREN	373

Vorwort

Der 9. Band der Zeitschrift „Linguistische Treffen in Wrocław“ ist als eine Art inhaltlicher Fortsetzung des vorigen Bandes, der bereits 2012 unter dem gemeinsamen Titel „Im Anfang war das Wort“ erschienen ist, zu betrachten. Für die im vorliegenden Band veröffentlichten Beiträge ist das bekannte Bibelzitat ebenfalls eine intellektuelle Inspiration und ein methodologischer Ausgangspunkt für linguistische Analysen. Wie stark diese Inspiration sein kann, beweist die thematische Vielfalt der präsentierten Beiträge, die in unterschiedlichen Subdisziplinen der Sprachwissenschaft zu platzieren sind: neben traditionell orientierten morphologischen, syntaktischen, lexikologischen und sprachgeschichtlichen Aspekten werden auch zum Teil interdisziplinär gemeinte biographische, fremdsprachendidaktische, translatologische und theolinguistische Probleme thematisiert. Im Teil „Doktorandenforum“ wird eine Darstellungsplattform für junge, oft noch unerfahrene Wissenschaftler veranstaltet, die so ihre Texte einem fachkundigen Publikum vorstellen können. Im vorliegenden Band sind Beiträge von Autoren aus 6 europäischen Ländern zu lesen: Deutschland, Frankreich, Österreich, Polen, Tschechische Republik, Ungarn. An dieser Stelle möchten sich die Herausgeber der am Institut für Germanische Philologie der Universität in Wrocław veröffentlichten Zeitschrift bei allen Autorinnen und Autoren herzlich bedanken.

die Herausgeber



Prof. Dr. habil. Eugeniusz Tomiczek

Nachruf

Am 13. März 2013 ist Prof. Dr. habil. Eugeniusz Tomiczek, langjähriger Direktor des Instituts für Germanische Philologie der Universität in Wrocław, Mitglied des internationalen wissenschaftlichen Rates des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim, Träger des Bundesverdienstkreuzes am Bande, nach einer schweren Krankheit gestorben.

Bis zuletzt hat er sich unermüdlich der Aufgabe hingegeben, die Breslauer Germanistik zu leiten, indem er in allen Bereichen – wissenschaftlich, didaktisch, organisatorisch – tätig war. Zu seinen besonderen Verdiensten gehört die Unterstützung verschiedener Publikationsinitiativen. Er war nämlich nicht nur Autor zahlreicher wissenschaftlicher Veröffentlichungen, vor allem aus dem Bereich der Pragmalinguistik, sondern auch Gründer, Herausgeber und Mitglied in vielen wissenschaftlichen Beiräten unterschiedlicher Zeitschriften und Serien, u.a. „Germanica Wratislaviensia“, „Orbis Linguarum“, „Studia Linguistica“, „Dissertationes Inaugurales Selectae“, „Convivium“.

Mit ihm verlieren wir nicht nur einen kompetenten Vertreter des wissenschaftlichen Beirats der Serie „Linguistische Treffen in Wrocław“, sondern – und dies vor allem – einen viel geschätzten Lehrer und echten Freund.

die Herausgeber

Texte

Arno Schmidt total verwelscht *ovvero Faun*
(1[+4{5}]mal) meets *faune* (1+1mal) & *fauno* (2mal).
>“Ein Variantomane ist unter die Übersetzer
(Translatoren, verzeiht!) gefallen“ <

1. Einleitung

Unsere heutigen Ausführungen stehen in einem Folgeverhältnis zu denen, die wir zum selben Autor im Jahre 2011 hier unter dem Titel „Arno Schmidt Lefrançois *ovvero* AS verfranst. Ein Avantgardeschriftsteller theoretisch, praktisch und didaktische beleuchtet“ veröffentlicht haben (Bauske 2011). Dem diesjährigen Thema – Am Anfang war das Wort – werden wir dadurch, dass wir Arno Schmidt (AS) in den Mittelpunkt stellen, auf jeden Fall gerecht, denn ein radikal(auernd)er-verze/ätteltes Leben als das ASs, der den Titel „Zettel’s Traum“ als das Über-Werk seines Lebens produzierte – rekonponierte –, ist schwer vorstellbar. Der radikale, teilweise geradezu fotorealistische Wirklichkeitsbezug ante litteram von Schmidts Werk in seiner Frühfase¹ – sicher für die Zeit vor seinem Umzug/seiner Flucht aus der katholischen Saargegend (Kastel) ins protestantische Darmstadt – tut dem Untertitel mehr als Genüge. Schmidt vertritt, dass „[s]ein Leben ... kein Kontinuum“ sei und versucht die so wahrgenommene Lebenswirklichkeit durch Aneinanderreihung von Impressionen umzusetzen – was bis zu punktuellen Schnappschüssen gehen kann. Dies wird allerdings nur in „Seelandschaft mit Pocahontas“ und „Die Umsiedler“ (1996) konsequent durch typografische Rahmung umgesetzt.²

Der implizierten endlosen Pluralität von *Wort* im Haupttitel werden wir durch die unerlässliche Präsenz der potentiell unendliche viele (neue) Werke produzierenden Zettelkästen in Schmidts Welt formal gerecht – die Subsumierung eines bekennenden Atheisten unter dem Motto könnte allerdings inhaltlich doch Irritation hervorrufen. Dem wäre entgegen-

¹ Das „Werk davor“ wurde erst posthum in der Bargfelder-Ausgabe als „Juvenilia“ veröffentlicht.

² Deren Fehlen in einer Ausgabe ist also schon ein Indikator für mangelnde Qualität. Dies kann jedoch nicht immer dem/der ÜbersetzerIn angerechnet werden, da die Vorlage mangelhaft gewesen sein kann (wie zum Beispiel in manchen Fischer-Taschenbüchern), oder das Lektorat anders entschieden haben kann.

zuhalten, dass Schmidt Überzeugen, denen er vehement entgegen trat, üblicherweise gut gekannt hat.³ Wir hoffen schließlich, dass wir durch das neueingeführte Wort *verwelscht* nicht zu den Zugesellern – „širk“ ist eine Todsünde! – gerechnet werden (müssen), aber es kommt uns zupass, da Schmidt in diese Sprachen am meisten übersetzt wurde; wir hatten ja mit dem „verfraansten“ – ‚afrancesado‘ – Schmidt schon den ersten Schritt in diese Richtung getan. „Welsch“ ist im Bundesdeutschen zwar veraltet, das zusammengesetzte Substantiv „Kauderwelsch“⁴ jedoch noch äußerst lebendig und bestens geeignet für einen (Hyper-/Super-)Realisten mit hamburgisch-schlesischer Jugend, für dessen Prosa wie für die weniger Anderer durch Fixierung auf Mündlichkeit und Wohnsitze in verschiedenen Dialektgebieten und Flüchtlingsmilieu Varianz typisch, ja konstitutiv ist. Die (ästhetisierte) Montagetechnik ist typisch und konstitutiv für die Moderne/Avantgarde, macht allerdings bei ständig zunehmender Bedeutung der Materialität der Sprache – deren vielstimmig klingenden Körpers, der in der/durch die Inszenierung bewusst gemacht werden soll – diese immer unübersetzbarer.⁵ Nicht umsonst war unser Autor der Meinung, dass die Großmeister einer Nationalliteratur nicht übersetzbar und deshalb in den fremden Sprachgebieten per definitionem nicht – und adäquat schon gar nicht – rezipierbar seien. Fremdsprachliche Elemente steigern diese Rezeptionseinschränkungen noch⁶; insbesondere in Bezug auf deren Ursprungssprachen: Je mehr Elemente einer Variante also präsent sind, desto mehr sinkt die Möglichkeit, den Ausgangstext in diese Variante zu übersetzen.⁷

2. Zu den welschen Übersetzungen Arno Schmidts

Rumänische und Portugiesische Übersetzungen von Schmidt sind uns nicht bekannt und auch in die klein(er)en romanischen Sprachen scheint er nicht übersetzt worden zu sein⁸;

³ Für seine polemische Antwort auf eine Umfrage mit der Frage „Wie halten Sies mit der Bibel“ mit dem Titel „Atheist? Allerdings!“ belegen die Herausgeber der italienischen Ausgabe – „Ateo? Altroche!“ – Dario Borso und Domenico Pinto (2007) die Bibelzitate im Einzelnen, die laut ihnen sowohl aus der Luther- als auch aus der Menge-Übersetzung stammen. In der Übersetzung verwenden sie übrigens die gegebenenfalls dem Kontext angepasste (so die Selbstauskunft) Diodati-Übersetzung.

⁴ Kauderwelsch ist von ‚Churwälsch‘, also Rätoromanisch (oft nur „Romanisch“ in der Schweiz) abzuleiten.

⁵ Dies hat nichts mit den typografischen Umsetzungen Schmidts zu tun. Bevor diese im Spätwerk vermanirieren sind es immer (und ewig!) unvollkommene Versuche, dem Materialcharakters der Sprache gerecht zu werden.

⁶ In diesem Zusammenhang ist Schmidts Empfänglichkeit für die Etym“theorie“ nicht mehr verwunderlich: Sie war wohl eine letzte Hoffnung, „auf einer höheren Ebene“ doch noch weltweit rezipiert werden zu können

⁷ Andererseits könnte man denken, dass irgendwann einmal die Unmöglichkeit in Nicht-notwendigkeit umschlägt (spätestens bei Halbe-Halbe-Situationen). Aber auch in diesem Fall dürfte immer eine Sprache dominant sein, so dass man die Sprachen beim Übersetzen zumindest „umsetzen“ müsste.

⁸ Also doch nicht total verwelscht!

dafür aber intensiv ins Französische und ziemlich intensiv ins Italienische und Spanische. Auf Einstiege bei „Großverlagen“ folgte in Frankreich ein Einpendeln bei einem, in Italien und Spanien bei wechselnden Kleinverlagen (Rathjen 2010).⁹

2.1. Zu den „Faun“-Übersetzungen

Der 1953 erstmals erschienene Roman „Aus dem Leben eines Fauns“ ist das meistübersetzte Buch ASS; in zwei Sprachen existieren sogar zwei Übersetzungen: Erstmals überhaupt wurde es 1962 in Frankreich übersetzt; 2011 erschien dort eine Neuübersetzung. Eine erstmals 1983 erschienene Übersetzung ins Englische lag 1995 in übersetzeridentischer Neufassung vor. Daneben gibt es Übersetzungen ins Dänische, Schwedische und Niederländische.

2.2. Zur Bewertung von Übersetzungen

Für eine Erstbewertung gilt es, Kleinstbausteine zu suchen, die zwar marginal für den Sinn des Textes sind, aber eine hohe übersetzerische Ladung haben. Ja, je bedeutungsleerer die ausgewählten Elemente selbst sind, desto weniger sind ihre „übersetzerischen Sollbruchstellen“ von weitergehenden „übersetzerischen Überlegungen und Strategien“ überlagert/kontaminiert. Es erfolgt so also ein Herangehen über/durch die Materialität der Sprache, was uns Schmidtschen Texten wegen dessen handwerklichem Blick auf die Sprache singular adäquat erscheint.

3. Unser Material

Gemäß unseren Überlegungen wählen wir aus 1½ Seiten¹⁰, nämlich¹¹ *Dschieses Kraist*¹², *Pfiuwitt*¹³, *Kikeriki Kakakanei*¹⁴, *Kikero, Käsar*¹⁵, »*Alles Leghorn*«, *erläutert*

⁹ 2012 erschien „Los hijos de Nobodaddy“ In Spanien in einem Taschenbuchverlag der RandomHouseMondadori-Gruppe.

¹⁰ In der deutschsprachigen Trilogieausgabe auf den Seiten 22 und 23,

¹¹ Weitere wären möglich; um nur zwei zu nennen: *M-m* (immerhin hat der Übersetzer es für nötig empfunden, *Mmm-mhm* von GB1 in *Mm-hm* in GB2 zu verwandeln, siehe auch *kakakanei* im Folgenden) und *Na ja*.

¹² Fz1: *Tchisses Chraïst*, DäK: *Djiesås Kraïst*, SVE: *Tjises Kraïst*, Esp: *Dschieses Kraïst* (Fußn: „aproximadamente así suena en inglés la palabra Jesucristo“), GB1: *Chessus Kraïst*, GB2: *Cheesus Kraïst*, NLA: *Dsjiezes Kraïst*, Ita: *Gises Kraïst*, Fz2: *Djises craïst*.

¹³ Fz1: *bz bz...*, DäK: *hiuiuit*, SVE: *fiuvitt*, Esp: *¡puif...!*, GB1: *pfweewitt*, GB2: *pfweewitt*, NLA: *pfioewitt*, Ita: *pfuwitt*, Fz2: *Chut!*

¹⁴ Fz1: *Cocorico, cotcotcodète!*; DäK: *Kykeliky, Gokgokgork*; SVE: *Kukeliku, pyttpyttšanägg*; Esp: *Ki ki riki, ko ko roko*; GB1: *Cock-a-doodle-do, cackcackcackle*; GB2: *Cock-a-doodle-doo, cackcackcockle*; NLA: *Kukeleku, kotkotkodek*; Ita: *Kikeriki, Kakakanei*; Fz2: *Cocorico-cacacanaïlle*.

¹⁵ Fz1: *Kikero, Kaësar*; DäK: *Cicero, Cæsar*; SVE: *Kikero, Käsar*; Esp: *Cicerón, César*; GB1: *Cicero, Cesar*; GB2: *Cicero, Cesar*; NLA: *Cicero, Cesar*; Ita: *Cicerone, Cesare*; Fz2: *Kikero, Käsar*.

Vadder Weber stolz (überzeugt es käme von »Legen« her, ungefähr wie Saanenziege¹⁶, sowie Ich war eigentlich immer Einzelgänger gewesen! [typografisch so])¹⁷.

3.1. Probleme schon beim Deutschen

Dschieses Kraist – das <dsch>, statt eines zu erwartenden <tsch>, ist durch das Vorhandensein des stimmhaften Reibelautes [ʒ] als Fonem im Schlesischen möglich, von dem parallel die Affrikate [dʒ] gebildet werden kann (vgl. Siebs 1907:64 und Menzel 1972:50 nur für französische Wörter, jeweils ohne Erwähnung einer möglichen Affrikate), ist also als dialektal markiert. Eine solche Markierung ist gewöhnlich in der Übersetzung nicht über lautliche Charakteristika zu vermitteln. So bietet sich eine (standard-)deutsche Aussprache an, der – gerade entgegen dem hier wiedergegebenen Laut – in der entsonorisierten Wiedergabe des ersten Fonems bestünde. So gelöst wurde – musste werden! – das Problem von dem englischsprachigen Übersetzer, ebenso von dem schwedischen. Auch Fz1 verfährt so. Was Fz2 anbetrifft, so sind wir uns unsicher: sollte die angesetzte stimmhafte Affrikate eine im gesprochenen Französisch – nicht jedoch im Standard – häufige „Presto-Lautung“ intendieren, so handelte es sich um

Ausdrücke *Kikeriki Kakakanei* und *Kikero, Käsar* stehen so nahe beieinander im Text, dass *Kikero* – radikal durch die Grafie gestärkt – an *Kikeriki* erinnert. In der Übersetzung taucht dies nirgends auf. Der offensichtlich unfähige italienische Übersetzer, der *Kikeriki Kakakanei* stehen gelassen hatte, bringt die italienischen (vom *Obliquus* abgeleiteten) Standardformen *Cicerone* und *Cesare*, die auch für *Kikero, Käsar* keine adäquate Übersetzung sind.

¹⁶ Fz1: „– Ce sont toutes des leghorns, précise fièrement le vieux père Weber (d’ailleurs persuadé que ça voulait dire ‘corne aux pattes’, à peu près comme ‘choucroute’ vient de chou)“. DäK: „De er allesamt læghorn, oplyste fatter Weber stolt (overbevist om, at det kom af at ’lægge’)“ (Rest fehlt). SVE: „’Leghorn allesammans, upplyste pappa Weber stolt (övertygad om att det kom från ’lägga’)“ (Rest fehlt). Esp: „’¡Son todas de raza Leghorn!’ declaró orgulosamente el viejo Weber (por lo demás convencido de que Leghorn tenía que ver con ‘legen’“ (Fußn: Legen: poner huevos un ave [N. del T.]“). Rest fehlt. GB1: „All leghorns, old Weber explained proudly (convinced that came from the German ‘legen’ (=to lay), much the same as Saanen goats (‘Sahnen’ = cream)“. GB2: „All leghorns, oldman Weber explained proudly (convinced that came from the German ‘legen’, much the same as Saanen goats from ‘Sahne’“. NLA: „Allemaal leghorns’ lichtte ouwe baas Weber trots toe (overtuigd dat het van ‘leggen’ afstamde, zo ongeveer als maltezerhond“. Ita: „’Tutte leghorns, spiegò orgoglioso il vecchio Weber (convinto che derivasse dal Tedesco ‘legen’, un po’ come le capre Saanen“. Fz2: „’Toutes des leghorn, expliqua pépé Weber tout fier (convaincu que leur nom venait de ‘Legen’ un peu comme pour les chèvres de la Saane“.

¹⁷ Fz1 (andersrum eingezogen): *Un individualiste impénitent: Voilà ce que j’ai toujours été; DäK (nicht eingezogen): Jeg havde egentlig altid været en enspændernatur!; SVE: Jag har egentligen alltid gått mina egna vägar!; Esp: Realmente yo siempre fui un individualista empedernido; GB1: Actually I was always a loner – always!; GB2: Actually I was always a loner – always!; NLA: Ik ben eigenlijk altijd al een einzelgänger geweest!; Ita: Però io ero sempre stato un solitario – sempre!; Fz2: En fait, j’ai toujours été un solitaire!.*

eine herrlich adäquate Lösung – es sei uns allerdings erlaubt, an der Intentionalität zu zweifeln. Auch der niederländische Übersetzer setzt unpassenderweise eine stimmhafte Affrikate an – allerdings in nicht der Standardsprache entsprechender Grafie¹⁸: <dzj-> wäre angebracht gewesen; der stimmlose dagegen wird im Niederländischen <tsj-> geschrieben; ersterer kommt nur in Fremdwörtern vor. Auch die dänische und italienische Übersetzung verwendet stimmhafte Laute, wogegen die „Lösung“ des Spanischen eine einzige Absurdität ist: Die Übernahme des deutschen Schriftbildes muss in diesem Fall einem spanischen Muttersprachler einfach nur monströs erscheinen und die Fußnote, das so in etwas Jesuschristus auf Englisch ausgesprochen klinge, setzt dem Ganzen die Krone auf.¹⁹

Kakakanei – Offensichtlich werden Laut von Hahn und Henne parallel gestellt. *Kikeriki* ist Standard, bei der Henne würde man allerdings einen stimmhaften Velar erwarten. Uns ist unbekannt, ob es sich um eine Dialektform handeln könnte; der Anklang an kacken ist unüberhörbar (und auch semantisch in Verbindung mit Ei passend); wahrscheinlich ist auch gleichzeitige Vorausnahme von *Kikero* und *Käsar*. Die *-nei*-Endung dürfte als ‚n Ei zu interpretieren sein, wie einzig der schwedische Übersetzer *-anägg* erkannt hat. Unfähig wie immer das Spanische und auch das Italienische. Fz1 erscheint uns besser als Fz2, da *-canaille* zwar rein lautlich an Ei erinnert, die Semantik hier aber unangebracht erscheint.

Ich war eigentlich immer ein Einzelgänger gewesen! – Es stellt sich die Frage nach der fehlenden Kursivierung bei *gewesen*. Der kursiv gesetzte Eingangsteil eines Textabschnitts setzt in unserem Text normalerweise die Szene für das, was folgt. Dies ist in unserem Falle nicht möglich, da der Absatz nur aus diesem Satz selbst besteht. Eigentlich handelt es sich um eine Vorvergangenheit (Plusquamperfekt), also um etwas Abgeschlossenes, da ja das einzig nichtkursivierte *gewesen* einen (Neben)Ton trägt, als ob es sich um einen Nachgedanken handelte; dies ist jedoch von der Bedeutung her auszuschließen. Vermutlich handelt es sich hier um regionalen Gebrauch: Plusquamperfekt wird heute noch in Berlin und Brandenburg gängig für Imperfekt verwendet²⁰, womit das typografische Problem dahingehend seine Lösung fände, dass *gewesen* einfach irrelevant wäre. Was dann aber eine schlechte Lösung darstellen würde, da die Nichtkursivierung eines – und dazu noch des letzten – Wortes in einer Ein-Satz-Zeile dieses zwangsläufig hervorhebt. Formal ist diese Zweideutigkeit nur deshalb möglich, weil *sein* im Deutschen in den zusammengesetzten Zeiten mit *sein*

¹⁸ Wir erlauben uns nicht, ein Urteil darüber abzugeben, ob eventuell beabsichtigt war, eine dialektale Lautung wiederzugeben. Für vorliegenden Fall würde sich eventuell eine Nachfrage beim Übersetzer anbieten.

¹⁹ Andererseits: Die Fremdheitsintention wäre noch gesteigert – allerdings auf Kosten des Bezugs aufs Englische, dem hier der Vorrang einzuräumen ist (ein Blick in der Chicano-Literatur hätte sicher genügend Möglichkeiten angeboten).

²⁰ Und mit diesen geht wiederum häufig (Nieder-)Schlesisch.

konstruiert wird. Im NLa, wo dies auch so ist, wurde der Satz fast Wort für Wort identisch wiedergegeben (noch verstärkt durch das standardsprachliche deutsche Fremdwort *einzelgänger*), im Italienisch, wo dies in sprechsprachlicher Syntax auch möglich gewesen wäre, wurde diese Möglichkeit dagegen nicht genutzt. Der Rest der Sprachen scheidet für diese Art von Lösung wegen Konstruktion mit *haben* aus. Es werden folgende Lösungen angeboten: Vergangenheitszeiten mit ‚Einzelgänger‘ am Ende (Fz2, Esp, DäK, auch Fz1). Vergangenheitszeit mit betontem nachgestelltem ‚immer‘ (GB und Ita), Umschreibung (SVE).

Unfähig das Italienische mit dem Plusquamperfekt (wie das Dänische). Ob das Imperfekt in GB1 und GB2 richtig ist, würden wir in Frage stellen; Gleiches gilt für das Pretérito indefinido („Passé simple“) im Spanischen. Fz1 erscheint uns wie so oft hier adäquater als Fz2 (wegen der Betonung auf dem ‚Einzelgänger‘), obwohl jenes auch akzeptabel erscheint, ebenso wie die schwedische Umschreibung²¹. Die spanische und die italienische Übersetzung fallen auch hier besonders negativ auf.

3.2. Problemlos im deutschen Ausgangstext

Pfiuwitt ist lautmalend für Sendergeräusche am Radio intendiert; eventuelles übersetzerisches Problem ist die Affrikate, die als Fonem in den Sprachen Europas relativ selten vorkommt und deshalb meist schwer aussprechbar ist²²; dies gilt jedoch nicht unbedingt folgerichtig für parasprachliche Verwendung. Radikal abzulehnen sind beide französische „Lösungen“²³, zumal dort *pfuit* in sehr zahlreichen Grafievarianten seit dem 19. Jahrhundert belegt ist (Enckell Rézeau 2003:322-331²⁴). Auch NLa *pfioewitt* ist über den großen Van Dale „abgesichert“, wo *pf* als Lemma („tussenw[erpsel] om en blazend geluid na te bootsen“, also als Interjektion, um ein blasendes Geräusch nachzuahmen) aufgeführt wird (Geerts/Heestermans 1995:sub voce). Die dänische und die schwedische Lösung ist interessanterweise ohne den dort natürlich als Fonem auch nicht vorkommenden Nexus²⁵, anders dagegen die englische²⁶. Das Italienische

²¹ Wobei allerdings über deren Notwendigkeit von einem schwedischen Muttersprachler nachgedacht werden müsste.

²² Und dies über Substrateinfluss auch in großen Teilen des muttersprachlichen Gebiets des Deutschen, nämlich dem gesamten (ursprünglich) plattdeutschen Raum, wegen dort nicht erfolgter hochdeutscher Lautverschiebung.

²³ **Radikal** insbesondere auch deshalb, weil die beiden gewählten Varianten schon bedeutungstragend sind.

²⁴ Unter anderem bei so anerkannten, bekannten und vielgelesenen Schriftstellern wie u.a. Daudet und Céline.

²⁵ Hier erscheint uns eine Nachfrage bei Muttersprachlern angezeigt (mindestens *pfalzgreve* wird in schwedischen Wörterbüchern als eingebürgert behandelt).

²⁶ Das Shorter 1977:sub voce verzeichnet – natürlicherweise, da das Englische mit dem Plattdeutschen die fehlende hochdeutsche Lautverschiebung teilt – keine englischstämmigen Wörter, die mit *pf*- beginnen.

hat zwar kein Fonem [pf]²⁷, aber für den parasprachlichen Bereich ist die Lautverbindung über *pfùi* (Dogliotti/Rosiello 1986:sub voce) abgesichert. Bleibt das Spanische, für das Laura Tam für *pfui* als Entsprechung (semantisch korrekt) *ipsss!*, *ipse!* (Tam 2004:sub voce) anführt, also eine Form **pff[t]* grundsätzlich denkbar wäre, *ipui!* also sicher adäquat ist²⁸.

Kikeriki ist für das Deutsche der übliche Hahnenschrei. Dass Tierlaute sprach(raum) spezifisch sind, ist auch vielen naiven Sprechern meist klar, ganz besonders für „gängige“ Haustiere wie Katze und Hund, aber auch allgemein bekannte Nutztiere wie Kuh, oder eben auch Hahn; für diesen ist dies besonders spektakulär, kulminierend in der englischen Form, was auch für das entsprechende Verb gilt, für das die romanischen Sprachen Formen von „cantare“ fortführen. Die Lösungen sind adäquat, außer – natürlich wieder – beim Spanischen und Italienischen, wo das Beibehalten der *k*-Schreibung (die in beiden Sprachgemeinschaften im Übrigen markiert existiert, aber nicht identisch konnotiert ist) nur einen Sinn gehabt hätte, wenn diese hinterher bei *Kikero* und *Käsar* wieder auftauchen würde, was nicht der Fall ist.²⁹

Kikero und **Käsar** gibt die Aussprache des Klassischen Lateins mit den Mitteln der deutschen Orthografie wieder (man könnte auch an [Bezug auf] vorklassische lateinische Schreibweise denken; diese Intention/Autorkenntnis erscheint uns jedoch unwahrscheinlicher). Vermutlich handelt es sich um eine Erinnerung an die Schulzeit: Diese Aussprache wird anfangs von Schülern meist als kurios und/oder affig empfunden. Es handelt sich – wie schon angemerkt – vermutlich auch um eine (ortho)grafische Referenz an *Kikeriki*: *kakakanei*. In den Übersetzungen sind nur im Schwedischen und im Französischen die Lösungen adäquat (wobei ein Französisch alfabetisierter Leser sich – negativ – an Deutsch erinnert fühlen wird). Auch hier erscheint uns die Fz1-Lösung deutlich besser, da hier nicht nur das <ä> – und damit der zu aufdringliche Bezug aufs Deutsche – vermieden wird, sondern die <ae>-Schreibung auch einen historisierenden Bezug auf lateinische Grafie- und Aussprachevarianten erlaubt. Warum die anderen Übersetzer die intendierte Aussprache nicht umsetzen, ist uns unklar, zumal ja auch kein – diese potentiell eventuell konterkarierender – Bezug zu Hahn- und Hennenlauten versucht wird. Die spanische und hier insbesondere die italienische Lösung sind wieder besonders abzulehnen. Bei Sprachen hätten zudem mindestens zwei Möglichkeiten, um

²⁷ Deutsche Ortsnamen in Südtirol und im Elsass behalten bei „Verwelschung“ diesen Laut nie – als „prominentestes“ Beispiel wäre *Pfirt* zu *Ferrette* anzuführen. Der Romanist Johannes Kramer führt(e) unter anderem übrigens genau diese „Unaussprechbarkeit“ als Argument für die (parallele Weiter-)Verwendung der – teilweise willkürlich – italianisierten Ortsnamen in Südtirol an. Dies muss jedoch nichts über parasprachliche Verwendung sagen.

²⁸ Einzig die konkrete verwandte Grafie – sowie die Ausrufezeichen – könnten Anlass zur Diskussion geben.

²⁹ Zum Hennen-Laut haben wir uns schon oben geäußert.

die [k]-Lautung adäquat umzusetzen (<ch> und <k> für das Italienische und <qu>³⁰ und <k> für das Spanische).

Leghorn – legen; Saane(n) – Sahne – Drei Übersetzungen (DäK, SVe und Esp) haben den zweiten Teil einfach weggelassen; NLa hat eine Ersatzlösung gefunden, die uns jedoch nicht überzeugt. Fz1 hat im ersten Teil *leg-horn* überzeugend als ‚Fuß-Horn‘ falsch reanalysiert (in Wirklichkeit handelt es sich um den italienischen Städtenamen *Livorno* in englischer Form), im zweiten dagegen mit *chou* und *choucroute* eine gute Ersatzlösung gefunden; die zweite Übersetzung ist deutlich schlechter, ja noch schlechter als die übrigen, da der Fluss *Saane* auf Französisch (zwar) *Sarine*, der Ort *Saanen* aber die Namensform *Gessenay* hat. Der Bezug von *Leghorn* zu ‚legen‘ ist im Niederländischen und den skandinavischen Sprachen kein Problem, im Englischen wohl eher (erstaunlich daher, dass die neuere Version keine erklärenden Zusätze mehr hat). Im Spanischen kann dies nicht klappen, genauso wenig wie im Italienischen, wie dort auch die *capre Saanen* „einfach“ „nur“ eine Namensform sind. Die „wörterbuchgläubige“ Fußnote „Eier legen, von Vögeln“ im Spanischen ist wiederum von einer einfach absurden (in dieser Form!) Hilfslosigkeit.

4. Bilanz mit vorläufigem Ausblick

Die italienische und spanische Version müssen, sollten unsere Stichproben repräsentativ sein, einfach indiskutabel sein. Dies ist gerade für das Spanische auch insofern von Interesse, als die „Faun“-Version unverändert in der Taschenbuchausgabe von 2012 erscheint, die von einem lobenden Vorwort von dem als Schmidt-Spezialisten gehandelten Julián Rios und einer ebenso lobenden Rezension von Juan Goytisolo in „El País“ begleitet wird. Von den beiden französischen Übersetzungen scheint aufgrund dieser Indizien (unter Vorbehalt) die ältere besser zu sein (was uns wiederum nicht zu sehr verwundern würde, da wir diese Erfahrung schon öfter für in letzter Zeit vielgelobte Neuübersetzungen gemacht haben). Die Revision bei der englischen Übersetzung scheint für unsere Beispiele kaum einen Fortschritt zu bringen. Die Übersetzer ins Niederländische und auch in die skandinavischen Sprachen hatten es sicher leichter.³¹ Wir haben sie, wie das Englische, nur zu Vergleichen herangezogen; eine spezielle Würdigung muss an anderer Stelle erfolgen. Wachsende Erfahrung mit der Methode „gezielter Schnitte“ dürfte zu gültigen Aussagen über die Qualität einer Übersetzung aufgrund eines Minimalst-„korpus“ führen, und damit zur Einsparung von Arbeitsaufwand, i.e. Geld. Voraussetzung ist jedoch eine Verbesserung der sprachwissenschaftlichen (Aus-)Bildung der Studierenden, nicht deren Eliminierung.

³⁰ Das zudem lateinografisch abgeseget wäre.

³¹ Dies dürfte jetzt für mögliche weitere Übersetzungen in skandinavische Sprachen deutlich weniger der Fall sein, da dort die Deutschkenntnisse radikal zurückgegangen sind (und weiter zurückgehen).

Literatur

- BAUSKE B.G., 2011, Arno Schmidt Lefrançois ovvero AS verfraanst. Ein Avantgardeschriststeller theoretisch, praktisch und didaktische beleuchtet, in: Germanica Wratislaviensia 133, S. 79-93.
- DOGLIOTTI M. / ROSIELLO L. (Hg), 1986, Il Nuovo Zingarelli: Vocabolario della Lingua Italiana, Bologna.
- ENCKELL P. / RÉZEAU P., 2003, Dictionnaire des onomatopées, Paris.
- GEERTS G. / HEESTERMANS H. (Hg), 1995, Van Dale Groot Woordenboek der Nederlandse Taal, Utrecht/Antwerpen.
- MENZEL W., 1972, Mundart und Mundartdichtung in Schlesien, München.
- RATHJEN F. (Hg), 2010, Arno Schmidt global: Eine Bestandsaufnahme der internationalen Rezeption 1950-2010, München³².
- The Shorter Oxford English Dictionary on Historical Principles, 1977, Oxford.
- STIEBS TH., 1907, Wie sollen wir die schlesische Mundart schreiben?, in: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 9/17-18, S. 54-69.
- TAM L., 2004, Grande Dizionario spagnolo, Mailand.

Werke von Arno Schmidt

- Den *Faun* oder áuch den *Faun* enthaltende Ausgaben:
- 1991 [~1981] <1953>, Nobodaddys Kinder, Zürich.
- 1976 <1962> [Fz1], Scènes de la vie d'un faune (übersetzt von Jean-Claude Hémery unter Mitarbeit von Martine Vallette, mit einem Nachwort des ersteren), Paris.
- 1964 [DäK], Af en fauns liv (übersetzt von Birte Svensson), Fredensborg.
- 1970 [Sve], Ur en fauns liv (übersetzt von Wolfgang Hirsch und Sven Lindner), Stockholm.
- 1978 [Esp], Momentos de la vida de un fauno (übersetzt von Luis Alberto Bixio), Madrid.
- 1981, Aus dem Leben eines Fauns. Kurzromane (Auswahl u. Nachwort von H. Witt), Leipzig.
- 1983 [GB1], Scenes from the life of a faun ([erstmal] übersetzt von John E. Woods), London/New York.
- 1985 [GB2], Nobodaddy's Children (Scenes from the Life of a Faun³³, übersetzt von John E. Woods, Normal (IL).
- 1996 [NLa], Uit het leven van een faun (übersetzt von Jan H. Mysjkin), Amsterdam.
- 2009 [Ita], Dalla vita di un fauno (übersetzt [und bevorworet] von Domenico Pinto), Sant'Angelo in Formis (CE)/Villa d'Agri (PZ).
- 2011 [Fz2], Scènes de la vie d'un fanune (übersetzt von Nicole Taubes und mit einem Nachwort von Stéphane Zékian), Auch.
- 2012 <1978>, Los hijos de Nobodaddy (Momentos de la vida de un fauno, übersetzt von Luis Alberto Bixio), Barcelona.

Andere Primärwerke

- 1996, Seelandschaft mit Pocahontas / Die Umsiedler, Frankfurt am Main.
- 1997, Ateo?: Altroché! (hrsg. von Dario Borso und Domenico Pinto), Santa Maria C. V. (CE)³⁴.

³² Enthält mit ganz wenigen beiläufigen Ausnahmen keine Einschätzung zur Qualität.

³³ Gründlich überarbeitet.

³⁴ Es handelt sich um die Neuausgabe in der Fischer Taschenbuchreihe.

Zu ausgewählten Aspekten des Wortgebrauchs am Beispiel der Wortwahl-Fehler

1. Einleitung

Das Wort hat immense Wichtigkeit und Bedeutung im menschlichen Leben. Griechisch „logos“ heißt ‚Wort‘, ‚Sinn‘, ‚Weltvernunft‘. In christlichen Texten bezeichnet *Wort* die zweite Person der Trinität. Es heißt vom Wort in diesem Sinne, dass es „im Anfang war“ und dass „alle Dinge durch es geworden“ seien (Joh 1, 1-18). In der Magie kommt oft alles auf die Kenntnis des richtigen Wortes an, weil das Wort magische Kraft haben kann. Aus dem Wortgebrauch erschließt sich bei einer richtigen Interpretation die Weltanschauung einzelner Menschen und ganzer Sprachgemeinschaften (vgl. Leisi 1985:11). Leisi ist der Meinung, dass das Wort das wichtigste Element der Sprache ist: „Weder der Laut noch der Satz sind von so großer Bedeutung. Beobachten wir ein Kind bei seinen ersten Sprechversuchen, so sagen wir dann: „es spricht“, wenn es Wörter hervorbringt. Sprechen heißt also in erster Linie: Wörter gebrauchen. Dies gilt auch bei der Erlernung einer Fremdsprache: eine fremde Sprache sprechen heißt: ihre Wörter richtig verwenden und verstehen“ (1971:9).

Die Aufmerksamkeit des vorliegenden Beitrags wird auf Wortwahl-Fehler (kontextuelle Fehler) gelenkt, die unter dem Einfluss der Muttersprache entstehen. Die meisten Lernenden nehmen oft die falsche Voraussetzung an, dass es zwischen dem Wortschatz ihrer Muttersprache und dem der erlernten Fremdsprache eine 1:1-Entsprechung gibt. Deshalb ist es natürlich, wenn der Lernende seine Gedanken Wort für Wort übersetzt, was oft zum nicht normgerechten Gebrauch der lexikalischen Einheit und zu Missverständnissen führt.

Beim Lernprozess einer Fremdsprache ist der gesamte vorhandene Sprachbesitz des Menschen beteiligt. Der wichtige, das Lernen beeinflussende Faktor ist, was der Lernende bereits weiß, also seine Muttersprache. Jeder Lernende, der seine Muttersprache erworben hat, hat damit ein System erlernt, um seine Gedanken oder Wünsche anderen mitzuteilen. Seine erste Sprache (Muttersprache) ist für ihn der Raum seiner Wahrnehmung, seines Denkens, Fühlens und Empfindens. Er verständigt sich mit ihr,

er fühlt, erlebt und denkt in ihr (vgl. Keller 1980:28). Das Lernen einer Fremdsprache findet zumeist in einem Alter statt, in dem man über ausgebildete kognitive Fähigkeiten, über ein ausgeprägtes Strategiewissen sowie über ein bereits vorhandenes Weltwissen verfügt. Man muss also damit rechnen, dass der Lerner bei der Sprachproduktion muttersprachliches Wissen ausnutzt, solange sein fremdsprachliches Wissen nicht ausreicht (vgl. Uhlisch 1995:227). Führt die Übertragung von muttersprachlichen Elementen und Strukturen auf die Fremdsprache zu negativen Ergebnissen, d.h. das Ergebnis der Übertragung entspricht nicht der zielsprachigen Norm, spricht man von **negativem Transfer (Interferenz)**, der die Ursache von fehlerhaften Äußerungen (Fehlern) ist (vgl. z.B. Gruzca 1978:17, Arabski 1997:23).

2. Zu kulturgeprägten lexikalischen Unterschieden

Jeder Mensch wird in frühester Kindheit von der Wirkung einer Muttersprache erfasst, durch sie in einer überaus nachhaltigen Weise geistig geprägt und dadurch in die Denk- und Handlungswelt einer Sprachgemeinschaft eingegliedert, die im Regelfalle das ganze Leben hindurch für ihn entscheidend bleibt (vgl. Weisgerber 1953:26). In diesem Zusammenhang ist zu betonen, besonders wenn man eine Fremdsprache lernt, dass die Welt nicht nach den Regeln unserer Muttersprache gebaut werden muss. „Welt begegnet Menschen nicht so wie sie ist, sondern so, wie sie eine bestimmte Sprach- und Kulturgemeinschaft im Laufe ihrer geschichtlichen Entwicklung erfahren und strukturiert hat“ (Merten 1995:287 zitiert nach Brunzel 2002:40).

Die Wirklichkeit, die uns umgibt, besteht aus einer unterschiedlichen Menge von Gegenständen, Erscheinungen und Merkmalen. Kein Mensch ist im Stande, diese Unterschiedlichkeit zu begreifen. Deswegen müssen die Menschen eine Wahl treffen. Der Mensch, der die Welt kennen lernt und die Ergebnisse dieser Wahrnehmung in der Sprache fixiert, unterscheidet bestimmte Dinge, Ereignisse, Prozesse, Eigenschaften, die für ihn wesentlich und vom bestimmten Wert sind. Die Präferenzen unterscheiden sich in Abhängigkeit von u.a. Lebensweisen, Gewohnheiten, Traditionen, Wirtschaft oder Kultur einer gegebenen Sprachgemeinschaft (vgl. Łuczyński/Mačkiewicz 2002:41). Man kann hierfür anschauliche Beispiele anführen. Ein kulturell interessanter sprachlicher Befund ist das System der Verwandtschaftsbezeichnungen in vielen Sprachen. Die Gliederung der Verwandtschaftsbezeichnungen in verschiedenen Kulturen weist auf die Organisation der Gesellschaft hin und legt den Schwerpunkt auf bestimmte menschliche Verhältnisse und Beziehungen (vgl. Weiss 1996:40). Wenn man beispielsweise den Bruder oder die Schwester der Eltern nennt, wird in der polnischen Sprache der Aspekt mütterlicher oder väterlicher Seite betont, worauf Deutsche und Engländer keine Aufmerksamkeit lenken: polnisch 1. *wujek* (*Bruder der Mutter oder Bruder des Vaters, Ehemann der Schwester von der Mutter oder von dem Vater*), 2. *stryjek* (*Bruder des Vaters*); deutsch *Onkel*; englisch *uncle* bzw. polnisch 1. *ciotka* (*Schwester oder Kusine*

der Mutter oder des Vaters), 2. *stryjenka* (Ehefrau des Bruders von dem Vater); deutsch Tante; englisch aunt.

Die kategoriellen Unterschiede von Sprache zu Sprache können wir zum Beispiel im Tierreich beobachten. Der deutschen Kategorie *Affe* stehen im Englischen zwei Kategorien gegenüber: *ape* für die großen, schwanzlosen und *monkey* für die kleinen, geschwänzten Tiere. Die deutsche Kategorie *Schnecke* zerfällt im Englischen in zwei, *snail* für Schnecken mit Haus, *slug* für Nacktschnecken (vgl. Leisi 1985:14). Die Art und Weise, wie Gegenstände, Flora und Fauna etc. in bestimmten Wörtern zusammengefasst werden, kann von Sprache zu Sprache verschieden sein (vgl. Lyons 1989:60). Die Natur im Bereich der Tiere ist selbst nicht verschieden. Die Verschiedenheit liegt nur in der Sprache. Gewisse Dinge sind einander ähnlich, andere wieder unähnlich, was durch die jeweilige Sprache verwirklicht wird. Die außersprachliche Wirklichkeit bietet zahlreiche Ansätze und Möglichkeiten zu Klassifikationen. Die endgültige Entscheidung darüber, was als zusammengehörig oder andersartig zu betrachten ist, erfolgt durch die jeweilige Sprache. Es gibt in der Natur kein Kriterium, nach dem man sagen kann, dass das Englische objektiv Recht hat, wenn es *snail* und *slug* unterscheidet, und die deutsche Sprache Unrecht hat, wenn es beide unter *Schnecke* zusammenfasst oder umgekehrt (vgl. Leisi 1985:14). Eine Sprache differenziert häufig in einem Fall in ihrem Lexikon zwei oder mehr Wörter, wo die andere nur eines hat, zum Beispiel dt. *Hand* und *Arm* zu pl. *ręka* in Beispielen wie dt. *eine Hand wäscht die andere* und pl. *ręka rękę myje*, dt. *Arm in Arm gehen* und pl. *chodzić pod rękę*, dt. *Finger* und *Zehe* zu pl. *palec* in Beispielen wie dt. *an den Fingern abzählen* und pl. *policzyć na palcach*, dt. *auf Zehen gehen* und pl. *chodzić na palcach* (vgl. Gladrow 1986:327-326).

Die Sprachen spiegeln nicht die Wirklichkeit, sondern es handelt sich um spezifisch menschliche, auswählende, begrifflich bündelnde und wertende Gliederungen, mit denen die Sprachgemeinschaften ihren jeweiligen Bedürfnissen und ihrem kulturbedingten theoretischen und praktischen Erkenntnisinteresse zu entsprechen suchen (vgl. Gipper 1993:130). Immer sind die kommunikativen Bedürfnisse der Sprachgemeinschaft ein wesentliches Kriterium für die außersprachlichen Bezüge der Sprachgemeinschaft. Es werden nur so viele Wörter wie nötig gebildet. Daher kommen in bestimmten Lebensbereichen je nach Bedarf feinere Unterteilungen vor als in anderen (vgl. Schwarz/Chur 1993:65, Wierzbicka 2007:32). Der Mensch benennt mit Hilfe der Sprache nur das, was für seine jeweilige Sprachgemeinschaft zur Erfassung ihrer Umwelt relevant ist. Dies bedeutet, dass in einer Sprache eine ganz bestimmte Einstellung zur Welt zum Ausdruck gelangt (vgl. Spillmann 2000:43).

3. Der Kontext

Wenden wir uns nun dem Kontext zu. Der Zusammenhang ist wichtig für das richtige Verständnis und den richtigen Gebrauch eines Wortes. Unbestritten ist auch die Tat-

sache, dass die Bedeutung zahlreicher lexikalischer Einheiten nur über den Kontext erschlossen werden kann. In der Regel legt der Kontext die aktuelle Bedeutung des Wortes fest (vgl. Bergmann/Pauly/Stricher 2010:203). Wörter können in jeder Sprache mehrdeutig sein (vgl. Blank 2001:103), d.h. mehrere unterscheidende Bedeutungen haben. Wenn dem Sprachbenutzer (dem Lernenden) dafür verschiedene Übersetzungsäquivalente zur Verfügung stehen, kann die Mehrdeutigkeit nur durch Beachtung des Kontextes aufgelöst werden, z.B.: pl. *urzędnik* – dt. *Beamter, Angestellter*. In dem gegebenen Beispiel gibt es für ein polnisches Wort verschiedene, hier zwei, Übersetzungsäquivalente im Deutschen. Bei der Übersetzung aus dem Polnischen ins Deutsche muss sich der Lernende zwischen den einzelnen Lexemen der Zielsprache entscheiden. Dabei ist zumindest der gesamte Satz zu berücksichtigen. Auch das Umgekehrte kann auftreten: dt. *Ball*, pl. *piłka, bal* (vgl. z.B. Wunderlich 1991:29-30).

Die Lernenden nehmen aufgrund der traditionell als allein richtig anerkannten Lernmethode die falsche Voraussetzung an, dass es zwischen dem Wortschatz ihrer Muttersprache und dem der Fremdsprache eine 1:1-Entsprechung gibt. Deswegen übersetzen sie meistens Wort für Wort ihre Gedanken von der Muttersprache in die Zielsprache. Werden entsprechende Kontextsignale nicht erkannt, führt dies zu Fehlern in der Übersetzung des Lernenden. Zwischen sprachlichen Formen besteht selten ein 1:1-Verhältnis, was als **Arbitrarität des Zeichens** (vgl. de Saussure 1967:79) bekannt ist. Meist sind die semantischen Verhältnisse zwischen Erscheinungen verschiedener Sprachen jedoch verwickelter. Ein wesentlicher Grund für die Kompliziertheit der semantischen Beziehungen zwischen Sprachen besteht darin, dass der Bedeutungsgehalt lexikalischer Erscheinungen eine komplexe Größe darstellt (vgl. Bergmann/Pauly/Stricker 2010:207). Wenn der Lernende Wörter oder Wortgruppen aus einer Sprache in die andere übersetzt, muss er nach äquivalenten zielsprachlichen Einheiten suchen, d.h. die Bedeutung der Lexeme eindeutig feststellen. Bei der Übersetzung wird oft die eindeutige Feststellung von Bedeutungen und damit auch die Ermittlung der ZS-Äquivalente durch lexikalische Mehrdeutigkeit oder konnotative Elemente wesentlich erschwert. Besonders problematisch ist die Mehrdeutigkeit bei einer Vielzahl von Bedeutungen, d.h. bei dem Fall, wenn einem Lexem mehrere Sememe zugeordnet sind, wenn keine Ein-Eindeutigkeit zwischen Signifikant und Signifikat gegeben ist. Erst aus dem sprachlichen Kontext lässt sich erschließen, welches Semem in der Rede (*parole*) aktualisiert worden ist. Die jeweils gemeinte Bedeutung eines polysemen Lexems, die aktuelle Bedeutung, wird von der außersprachlichen Situation und vom sprachlichen Kontext mitbestimmt (vgl. Diller/Kornelius 1978:33f., Spillmann 2000:90).

4. Ausgewählte Fehler im Bereich des Kontexts und ihre Darstellung

Fehler im Bereich der Wortwahl (Fehler der kontextualen Verbindungen) sind Verstöße gegen semantische Regeln. Es handelt sich um Beispiele der deutschen lexikalischen

Einheiten, die in einem Satz syntaktisch durchaus korrekt sind, aber eine falsche Wortwahl erkennen lassen. Zu dieser Art Fehler zählen wir solche auf der Inhaltsebene, die im Kontext als unsinnige oder widersinnige Äußerungen zu bezeichnen sind. In solchen Fällen werden muttersprachliche Lexeme in der Fremdsprache **nachgebildet**, indem der AS-Ausdruck wörtlich (Glied für Glied) in die Zielsprache übersetzt wird (genaue Nachübersetzung eines muttersprachlichen Ausdrucks), wodurch Lehnübersetzungen (calque) gebildet werden.

Die ausgewählten Fehlerbeispiele sind den schriftlichen Arbeiten (freien Aufsätzen) der Studenten der Angewandten Linguistik der Kazimierz-Wielki-Universität in Bydgoszcz entnommen, an denen wir seit dem Jahre 2005 forschen. Wegen der räumlichen Begrenzung dieses Beitrags werden die Beispiele auf Substantiv beschränkt, das den Hauptteil im Wortschatz bildet. Semantische Irrtümer können durch die unzulässige Verallgemeinerung bestimmter Entsprechungen verursacht werden, die den Lernenden gemeinhin als Äquivalent eines muttersprachlichen Lexems bekannt sind. In den meisten Fällen handelt es sich um eine unzulässige Erweiterung des Bedeutungsumfangs des deutschen Äquivalents, provoziert durch eine entsprechende Bedeutungsstruktur im Polnischen (vgl. Lietz 1996:93). Zur Illustration der unterschiedlichen Strukturierung von Bedeutungen werden wir uns auf einige ausgewählte Beispiele konzentrieren.

Angenommen, der Lernende will den Satz *Od czasu do czasu pomagam babci na działce w Mysłęcinku, gdzie ma ona swoje owoce i warzywa* übersetzen und schlägt unter dem Stichwort *działka* z.B. im „Langenscheidts Taschenwörterbuch“ (1994:87) nach, so werden hier als Äquivalente *Strich, Parzelle, Jagen, Klein-, Schrebergarten* angegeben. Der Lernende übersetzt den Satz Glied für Glied und wählt das erste Äquivalent: **Ich helfe von Zeit zu Zeit meiner Großmutter im Strich in Mysłęcinek, wo sie seine Obst und Gemüse hat* (→ *Ich helfe von Zeit zu Zeit meiner Großmutter im Schrebergarten in Mysłęcinek, wo sie ihre Obst und Gemüse hat*). Wobei *Strich* im Deutschen in diesem Kontext der Ort ist, wo Prostituierte auf Kunden warten, was die Übersetzung unfreiwillig komisch macht. Eine andere Sprache differenziert in ihrem Lexikon stärker als die Muttersprache des Lernenden und verfügt über zwei oder mehr Wörter, wo die Muttersprache des Lernenden nur eines hat. Bei der Übersetzung muttersprachlicher Wörter und Wortgruppen in die Fremdsprache ergibt sich also immer wieder das Problem, das einer Ausgangssprachen-Einheit mehrere Zielsprachen-Einheiten gegenüberstehen (Leisi 1985:41-42).

Nehmen wir folgendes Beispiel: Kann man ohne Kontext oder Sinnzusammenhang sagen, was pl. *skóra* auf Deutsch heißt? Angenommen, der Lernende wollte den Satz *Od tego momentu wszyscy mieszkańcy Krakowa żyli szczęśliwie, a szewc mógł robić buty ze skóry smoka dla wszystkich ludzi* übersetzen und schlägt unter dem Stichwort *skóra* in einem Wörterbuch, z.B. im „Langenscheidts Taschenwörterbuch“ (1994:413), nach, wo als Äquivalente *Haut, Leder, Fell, Balg* angegeben werden. Bei der Übersetzung ins Deutsche muss sich der Lernende folglich zwischen diesen Möglichkeiten entscheiden.

Dabei muss der gesamte Kontext des Lexems berücksichtigt werden. In unserem Beispiel gibt es für ein Wort der Muttersprache verschiedene Übersetzungsäquivalente in der Fremdsprache. Bei der Übersetzung aus dem Polnischen ins Deutsche muss eine Differenzierung vom Lernenden vorgenommen werden; er muss sich am Kontext orientieren. Polnische Lerner neigen dazu, reflektionslos die deutschen Wörter zu verwenden. Dies kann natürlich zu Missverständnissen führen, wie in unserem Beispiel mit pl. *skóra*: **Seit diesem Moment lebten alle Einwohner des Königreichs glücklich und der Schuhmacher konnte die Schuhe für alle Menschen aus der Drachenhaut machen* (→ *Seit diesem Moment lebten alle Einwohner des Königreichs glücklich und der Schuhmacher konnte die Schuhe für alle Menschen aus dem Leder/Drachenleder machen*).

Nehmen wir noch ein anderes Beispiel: *Znajomość wielu słówek w języku obcym jest bardzo ważna, by móc mówić w tym języku.* – **Die Bekanntschaft vieler Wörter in der Fremdsprache ist sehr wichtig, um zu sprechen* (→ *Die Kenntnis vieler Wörter in der Fremdsprache ist sehr wichtig, um in dieser Sprache sprechen zu können*). Die *Bekanntschaft* bezieht sich im Deutschen vor allem auf Personen. Man kann mit jemandem Bekanntschaft schließen oder die Bekanntschaft mit jemandem machen. Das Lexem bezeichnet auch einen Kreis von Personen, die man gut kennt, die aber nicht unbedingt unsere Freunde sind. Die *Kenntnis* dagegen bezeichnet meist im Plural das Sach-, Fach- oder Erfahrungswissen, das jemand auf einem bestimmten Gebiet hat (vgl. Heringer 2001:37). Im Polnischen bezieht sich das Wort *znajomość* sowohl auf Menschen als auch auf Sach- oder Erfahrungswissen.

Andere Beispielsätze mit Korrekturvorschlägen:

- **ciasto** (masa z mąki) – *Teig, Gipsbrei, Gebäck, Kuchen*

**Die Großmutter rollt den Kuchen und wir warten auf das Essen.*

→ *Die Großmutter rollt den Teig und wir warten auf das Essen.*

- **dołek** (dołeczki w policzkach) – *Grübchen, Loch, Vertiefung*

**Ich habe mich in ihren schönen Löchern verliebt.*

→ *Ich habe mich in ihre schönen Grübchen verliebt.*

- **grzyb** (na ścianie) – *Pilz, Schwamm*

**Die Frau hat mir ein Zimmer für 700 Zloty monatlich angeboten, in dem nur ein Stuhl, ein Sessel und ein Tisch standen und in der Ecke habe ich einen Pilz bemerkt.*

→ *Die Frau hat mir ein Zimmer für 700 Zloty monatlich angeboten, in dem nur ein Stuhl, ein Sessel und ein Tisch standen und in der Ecke habe ich Schwamm bemerkt.*

- **język** (język jako środek komunikacji) – *Zunge, Sprache*

**Die Menschen sprechen auf verschiedenen Zungen.*

→ *Die Menschen sprechen verschiedene Sprachen.*

- **odkrycie** (wynalezienie) – *Aufdeckung, Enthüllung, Entblößung, Entdeckung*
**Die Aufdeckung des Medikaments gegen Krebs wird das Leben von vielen Menschen retten.*
 → *Die Entdeckung des Medikaments gegen Krebs wird das Leben vieler Menschen retten.*
- **tłumaczka** (osoba przekładająca teksty ustne i pisemne) – *Dolmetscherin, Übersetzerin*
**Ich möchte Deutschdolmetscherin werden und dann viel Geld verdienen, viel reisen und gut leben.*
 → *Ich möchte Dolmetscherin und Übersetzerin der deutschen Sprache werden und dann viel Geld verdienen, viel reisen und gut leben.*
- **wróżka** (kobieta, która wróży) – *Fee, Kartenlegerin, Wahrsagein*
**Eine Fee sagte mir, dass ich drei Kinder haben werde.*
 → *Die Wahrsagerin/Kartenlegerin sagte mir, dass ich drei Kinder haben werde.*
- **wstęp** (wprowadzenie) – *Eintritt, Zutritt, Einführung, Einleitung*
**Ich erinnere mich daran, als die schreckliche Prüfung aus der Einleitung zur Sprachwissenschaft hatte.*
 → *Ich erinnere mich daran, wie ich die schreckliche Prüfung in der Einführung in die Sprachwissenschaft hatte.*

Die in den angegebenen Fehlerbeispielen verwendeten Lexeme oder ihre Verbindungen existieren zwar in der deutschen Sprache, aber sie bedeuten im gegebenen Kontext etwas anderes als ihre polnischen Pendanten, was zu kommunikativen Missverständnissen oder zu widersinnigen Aussagen führt. Da viele Wörter polysemen Charakter haben, ist es in manchen Fällen für den Lernenden schwierig, sich für eines von zwei oder mehreren Äquivalenten in der Zielsprache zu entscheiden, die in einem Wörterbuch stehen. An dieser Stelle ist zu betonen, dass ein- und zweisprachige Lexika nur bedingt als Hilfsmittel geeignet sind, da der übersetzende Lernende Wortbedeutungen weitgehend als isolierte Einheiten erfährt. Auch Informationen wie die adäquate Stilschicht fehlen häufig. Es ist notwendig, dass der Lernende eine Sensibilität für Bedeutungsbeziehungen entwickelt und sich bewusst macht, dass Wortbedeutungen in der Ausgangssprache und Zielsprache nicht isoliert nebeneinander stehen, sondern in der Regel immer Teil größerer Bedeutungsgefüge sind und damit systemhafte und strukturelle Beziehungen untereinander aufweisen (vgl. Diller/Kornelius 1978:27).

5. Zusammenfassung

Zusammenfassend muss Folgendes bemerkt werden: Wer versucht, eine Fremdsprache zu lernen, wird früher oder später merken, wie verschieden die Sprachen sind, nicht nur in Bezug auf Aussprache und Grammatik, sondern auch in der Zusammensetzung ihres Vokabulars. Man beginnt zumeist naiv mit der unbewussten Arbeitshypothese, dass es für jedes Wort in der eigenen Sprache ein gleichbedeutendes in der anderen

gibt. Aber diese Hypothese bröckelt in dem Maße, in dem man in die neue Sprache eindringt. Wer eine andere Sprache so gut erlernen will, dass es sie fast wie seine Muttersprache beherrscht, muss wissen, dass eine genaue Bedeutungsentsprechung zwischen zum Beispiel zwei Wörtern oder Ausdrücken nicht immer die Regel ist (vgl. Löbner 2003:230-231).

Literatur

- ARABSKI J., 1997, *Przyswajanie języka obcego i pamięć werbalna*, Katowice.
- BERGMANN R. / PAULY P. / STRICHER S., 2010, *Einführung in die deutsche Sprachwissenschaft*, Heidelberg.
- BLANK A., 2001, *Einführung in die lexikalische Semantik für Romanisten*, Tübingen.
- BRUNZEL P., 2002, *Kulturbezogenes Lernen und Interkulturalität. Zur Entwicklung kultureller Konnotationen im Französischunterricht der Sekundarstufe I*, Tübingen.
- DILLER H.J. / KORNELIUS J., 1978, *Linguistische Probleme der Übersetzung*, Tübingen.
- GIPPER H., 1993, *Eigen- und Stellenwert der Wortinhalte in Feld und Wortschatz*, Münster.
- GLADROW W., 1986, *Probleme der Äquivalenz in der konfrontativen Linguistik*, in: *Kwartalnik Neofilologiczny* 33, S. 325-332.
- GRUCZA F., 1978, *Wstęp. Ogólne zagadnienia lapsologii*, in: Grucza F. (Hg.), *Z problematyki błędów obcojęzycznych*, Warszawa, S. 5-59.
- HERINGER H.J., 2001, *Lexikon Deutsch als Fremdsprache. Aus Fehlern lernen: Beispiele und Diagnosen*, Berlin.
- Johannesevangelium 1, 1-18, in: *Pismo Święte Starego i Nowego Testamentu*. Poznań/Warszawa, 1995.
- KELLER R., 1980, *Zum Begriff des Fehlers im muttersprachlichen Unterricht*, in: Cherubim D. (Hg.), *Fehlerlinguistik. Beiträge zum Problem der sprachlichen Abweichung*, Tübingen, S. 23-42.
- Langenscheidts Taschenwörterbuch der polnischen und der deutschen Sprache, 1994, Berlin/München.
- LEISI E., 1971, *Der Wortinhalt. Seine Struktur im Deutschen und im Englischen*, Heidelberg.
- LEISI E., 1985, *Praxis der englischen Semantik*, Heidelberg.
- LIETZ G., 1996, *Zwischensprachliche Interferenz als Fehlerquelle in schriftlichen Arbeiten polnischer Germanistikstudenten*, in: *Glottodidactica* 24, S. 73-121.
- LÖBNER S., 2003, *Semantik. Eine Einführung*, Berlin.
- LYONS J., 1989, *Einführung in die moderne Linguistik*, München.
- ŁUCZYŃSKI E. / MAĆKIEWICZ J., 2002, *Językoznawstwo ogólne. Wybrane zagadnienia*, Gdańsk.
- SAUSSURE F. DE, 1967, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* (hrsg. von Bally Ch./Secheyne A./Riedinger A., übersetzt von Lommel H.), Berlin.
- SCHWARZ M. / CHUR J., 1993, *Semantik. Ein Arbeitsbuch*, Tübingen.
- SPILLMANN H.O., 2000, *Einführung in die germanistische Linguistik*, Berlin.
- UHLISCH G., 1995, *Immer wieder: Interferenz(fehler) im Fremdsprachenunterricht*, in: *Handwerker B. (Hg.), Fremde Sprache Deutsch*, Tübingen, S. 225-238.
- WEISGERBER L., 1953, *Vom Weltbild der deutschen Sprache* (Band 1. und 2.), Düsseldorf.
- WEISS D.M., 1996, *Beeinflussung der Wahrnehmung durch Zweisprachigkeit*, Frankfurt am Main.
- WIERZBICKA A., 2007, *Słowa klucze. Różne języki – różne kultury* (übersetzt von Duraj-Nowosielska I.), Warszawa.
- WUNDERLICH D., 1991, *Arbeitsbuch Semantik*, Frankfurt am Main.

Ociec, pracź – Ich bin doch nicht blöd!

Zu Schwierigkeiten an der Übersetzbarkeit von Werbeslogans

Die vorliegenden Ausführungen thematisieren die Problematik der Überbesetzbarkeit von Werbeslogans vor dem Hintergrund der Skopostheorie, die den Übersetzungsprozess in konkrete kommunikative Situation einbettet. Werbeslogans erzielen ihre vielerlei Wirkungen (semantischen, rhetorischen semiotischen) auf recht konzentrierte und ökonomische Weise. Bei derer Wiedergabe wird der Übersetzer mit vielen sehr unterschiedlichen und gegensätzlichen Anforderungen auf engem Textraum konfrontiert, so dass die von ihm gewählte funktionsadäquate Lösung, mit dem sprachlichen Material im Ausgangstext, unter Umständen, wenig zu tun haben kann – die Skopostheorie schafft ausreichenden Spielraum für solche Experimente.

Die Skopostheorie von Katharina Reiß und Hans J. Vermeer gehört zu den funktionalen Übersetzungstheorien und bildet somit die Grundlage für ein neues Paradigma in der Translationswissenschaft. Die Autoren bauen ihre Translationstheorie auf dem Primat des Skopos auf. Wie jedes Handeln verfolgt sie einem Ziel. Diese Zielgerichtetheit wird in dem Begriff des Skopos (aus dem Griechischen ‚Ziel, Zweck‘) – als der gewünschten kommunikativen Funktion eines zu übersetzenden Textes – ausgedrückt. Der Skopos sollte beim Übersetzungsprozess ausreichend spezifiziert sein, damit der Translator den Ausgangstext nach bestimmten Kriterien analysieren und entsprechende Übersetzungsschritte vornehmen kann. Obwohl der Skopos eine rezipientenabhängige Variable ist, bestimmt er die Übersetzungsstrategie und den Zusammenhang zwischen Ausgangs- und Zieltext. Dies ermöglicht eine Vielfalt der Herangehensweisen an den translatorischen Prozess – ein und derselbe Text kann unter verschiedenen Aspekten übersetzt werden. Die Skopostheorie vermeidet also die Verabsolutierung eines bestimmten Translationsmodus durch Bestimmung der Translationsstrategie (vgl. Dizdar 1998:105). Bei ihrer Translationstheorie betonen die Autoren die Interdependenz zwischen Sprache und Kultur, wobei sie dem sprachlichen Aspekt Vorrang vor dem Kulturtransfer gewähren. Translatologie gilt demnach als Sondersorte kulturbedingter Textologie (Textherstellung)¹. Dabei wird besonders auf das Ziel des translatorischen

¹ Dazu vgl. Reiß/Vermeer 1991:1-2.

Handelns eingegangen sowie auf die Rolle des Translators als Experten, der für ein optimales Erreichen dieses Ziels zuständig ist. Das Ziel des Übersetzungsprozesses ist eine erfolgreiche Kommunikation zwischen dem Auftraggeber und dem Zielpublikum herzustellen und die von dem Auftraggeber gewünschte Wirkung zu erzielen.² Da die Übertragung des Textes zugleich mit einem kulturellen Transfer zusammenhängt, besteht die Expertenrolle des Translators darin, kulturübergreifend zu handeln, und nicht im Sinne traditioneller linguistischer Translationsansätze, den Ausgangstext worttreu in die Zielsprache zu übersetzen. Um den Einstellungen und Erwartungen der Zieltextrezipienten Rechnung zu tragen und sich in ihre Denkweisen und kulturelle Gegebenheiten versetzen zu können, muss sich der Translator in vielen Fällen von dem heiligen Original lösen (vgl. Hönig/Kußmaul 1996:62). Denn gemäß der Skopostheorie ist eine Übersetzung dann gelungen, „wenn sie vom Rezipienten als hinreichend kohärent mit seiner Situation interpretiert wird und kein Protest, in welcher Form auch immer, zu Übermittlung, Sprache und deren Sinn („Gemeintem“) folgt: Die vom Translation produzierte Nachricht (das Translat) muss mit dem Zielrezipientensituation kohärent interpretierbar sein“ (Reiß/Vermeer 1991:112-133). Reiß/Vermeer befassten sich auch damit, Definition des schwer zu fassenden Begriffs „Äquivalenz“ zu formulieren. Äquivalenz erforschten sie nicht auf Wort- oder Satz-, sondern auf Textebene. Der Begriff der Äquivalenz wird hier immer im Bezug auf den Zieltext und nicht auf die Translation an sich verwendet. „Äquivalenz [ist] die Relation der Gleichwertigkeit von Sprachzeichen in jeweils zwei Sprachsystemen (der langue-orientierte Äquivalenzbegriff der Kontrastiven Linguistik), und Textäquivalenz ist die Relation der Gleichwertigkeit von Sprachzeichen eines Textes in je zwei verschiedenen Sprachgemeinschaften mit ihrem je eigenen soziokulturellen Kontext (der parole-orientierte Äquivalenzbegriff der Übersetzungswissenschaft)“ (Snell-Hornby/Kadric 1995:108). Reiß illustriert ihre Ausführungen am folgenden Beispiel: „(2) And this is the belief that *moves* mountains (J. Webster 1967, 63), (2a) Und dies ist der Glaube, der Berge *bewegt* (Ü.: M. Boveri 1979, 75), ist eine auf Wort- und Satzebene äquivalente Übersetzung, die Sprachzeichenwahl ist im Satzrahmen adäquat. Textadäquat wäre aber erst die Übersetzung: (2b) Und das ist der Glaube, der Berge *versetzt* (Ü.: Boesch-Frutiger 1970, 92), weil hier berücksichtigt wird, dass in der Zielgemeinschaft das Bibelzitat in dieser Form tradiert ist (soziokultureller Kontext)“ (vgl. Snell-Hornby/Kadric 1991:108).

Primäres Ziel eines Werbetextes ist es, die Aufmerksamkeit der Rezipienten zu erregen. Für die meisten Konsumenten sind Webetexte unerwünschte Informationen, deshalb müssen sie recht hohe Qualitätsstandard erfüllen, um erstmal Beachtung zu finden, von der Garantie der Kaufentscheidung ganz zu schweigen. Minimale Überlebenschancen erhalten sie durch Einsatz bestimmter Texteigenschaften. Dazu zählen „neben Kürze und Prägnanz vor allem zapper-gerechte Originalität und punktgenaue Zielgruppenspezifika. Zunehmend werden auch Humor und Ironie die entscheidenden Faktoren, die

² Dazu vgl. Reiß/Vermeer 1991:95.

die Aufmerksamkeit der Zapper-LeserInnen um die entscheidenden Sekundenbrüche länger festhalten können, so dass der Text wirken kann“ (Resch 2000:185). Um die Werbebotschaft erfolgreich zu vermitteln bedient sich die Werbeindustrie unterschiedlicher textueller und sprachlicher Mittel wie Rhetorik, Intertextualität, Prosodie, Wortspiel, Metapher, usw. Darüber hinaus können bei Werbetexten atypische Textsorten auftreten, wie z.B. Bericht, Erzählung und auch Textmischungen, wobei die Appellfunktion nicht sofort erkannt wird (vgl. Smith 1998:238). Der spielerische Umgang mit der Sprache in der Werbung stellt Übersetzer vor große Herausforderungen. Dabei gilt es in erster Linie das Wechselverhältnis zwischen Denotation (dem Bezug auf Dinge und Sachverhalte) und Konnotation (dem Bezug auf kulturell [kollektiv] oder affektiv [individuell] vermittelte Assoziationen – vgl. Smith 1998:239) festzustellen. In diesem Zusammenhang wird insbesondere darauf verwiesen, dass im Verstehensprozess Emotionen und Konnotationen aktiviert werden, was wiederum von den kulturspezifischen Wissens- und Erfahrungsvoraussetzungen der Rezipienten abhängig ist (vgl. Resch 2000:184). Das dem theoretisch fundierten translatorischen Handeln zugrunde liegende Verständnis von „Text“ als „Ganzheit“ ist bei Werbetexten besonders ausgeprägt: „Die einzelnen Gestaltungselemente (Bild, Sprache, Ton, etc.) verschmelzen erst bei Betrachtung des Gesamttextes zu einer sinnhaften Werbebotschaft, das Verstehen ist zu einer sehr großen Maß von der von den TextverwenderInnen geleisteten Integration der multisemiotischen Textelemente zu einem Ganzen anhängig“ (vgl. Resch 2000:184). Ohne die Einbeziehung der Bildkomponente wäre die sprachwissenschaftliche Analyse der Werbung nicht vollständig. Es kommt oft vor, dass der Text ohne Bild allein nicht verständlich ist – erst durch das Wechselspiel mit dem Bild wird ihm seine mehrdeutige Dimension verliehen.

In der Werbeforschung ist Slogan das am intensivsten erforschte Textelement³. Etymologisch leitet sich Slogan vom schottisch-gälischen „sluagh-ghairm“ ab, was soviel wie ‚Heergeschrei‘ bedeutet, das „uralte rhythmische Kriegsgeschrei der keltischen Schotten oder Hochländer, der Versammlungsruf der Krieger eines Clans“ (Römer 1980:77). Bei heutigen Werbekampagnen („Werbefeldzügen“) werden mit Hilfe des „Marktgeschreis“ – Slogans (eines Wahlspruchs, Schlagwortes, einer Losung) Techniken und Strategien angewandt, die zum Ziel haben, den Widerstand des Kunden zu brechen und bei ihm eine Kaufentscheidung auszulösen (vgl. Baumgart 1992:34). Der etymologische Zusammenhang ist also nicht zu übersehen. Die wichtigste Funktion des Slogans besteht darin, „die Wiedererkennung eines Produkts, einer Marke oder eines Unternehmens zu ermöglichen und zu stärken und dabei imagebildend zu wirken (so etwa der Slogan von VW *Da weiß man, was man hat* oder der des VW Polo *So groß kann klein sein*)“ (Janich 2001:48). Auffallend ist syntaktische und oft auch semantische Unbestimmtheit der Slogans. Sie verankern sich im Gedächtnis und weisen ein hohes Persuasionspotenzial auf. Das ist zurückzuführen sowohl auf den Einsatz bestimmter

³ Dazu vgl. Klotz 1963:96-104.

sprachlicher Mittel, meist aus der Rhetorik, wie z.B. Alliteration: *Milch macht müde Männer munter*; Endreim: *Haribo macht Kinder froh*; Dreiklang: *Quadratisch, praktisch, gut*; Neologismen: *unkaputtbar* u.Ä.m., als auch auf den Einsatz von Sprachspielen vs. Wortspielen⁴. Dieses sprachliche Phänomen impliziert aus Sicht des Übersetzers Schwierigkeiten besonderer Natur. Die in den Wortspielen enthaltenen intendierten Abweichungen beinhalten, im Gegensatz zu Fehlern, einen Mehrwert (vgl. Janich 2001:147). Auf Grund der Komplexität des Sprachspiels müssen Werbetexter jedoch ständig daran denken, dass die Entschlüsselung des Mehrwertes nicht zu schwierig und aufwendig ist, sonst verfehlen sie den Zweck der Werbebotschaft. Auf der anderen Seite führen langweilige und banale Abweichungen leicht zur Entmutigung, wodurch die Akzeptanz des Textes gefährdet wird (vgl. Janich 2001:147).

Im Folgenden wird am Beispiel von einigen polnischen und deutschen Werbeslogans auf Probleme hingewiesen, die den interlingualen Transfer zwischen zwei Sprachsystemen erschweren, beeinträchtigen bzw. ihn ganz unmöglich machen.

(1) *Ociec, prać*

Der wohl berühmteste polnische Werbeslogan der 90-er Jahre gründet auf einem Assoziationsmechanismus. Die Gebrüder Kiemlicz, Helden des zweiten Romans der Trilogie von Sienkiewicz – „Potop“ (dt. ‚Die Sintflut‘) bitten ihren Vater mit diesen Worten um Entscheidung, ob sie jemanden prügeln sollen. Die ikonische Ebene des Werbespots spielt absichtlich auf die Szene des historischen Romans an. Die Werbebotschaft soll vorzügliche Eigenschaften des Waschpullvers hervorheben, es handelt sich also um eine wörtliche Bedeutung des Wortes *waschen* – ‚unter Verwendung eines Waschmittels von Schmutz befreien, reinigen‘. Die intertextuelle Anspielung wird durch die Antwort *Prać, ale w Pollena 2000* noch weitergetrieben und beschert den Rezipienten ein nettes Amüsement. Probleme bei der Wiedergabe liefert hier die lexikalische Ebene – *waschen* heißt im Deutschen nicht ‚prügeln, verhauen‘. Außerdem ist dieser Slogan 100% in der polnischen Mentalität verwurzelt, eine direkte Übertragung ins Deutsche wäre wegen des fehlenden vertrauten literarischen Kontextes und des Wissens um polnische kulturspezifische Wertesysteme nicht möglich.

(2) *Rano kawka, wieczorem żubr*

Dieses Verfahren beruht auf der Ambiguität des polnischen Wortes *kawka*. Es bezeichnet sowohl eine Singvogelart – so wie im Werbespot bildlich dargestellt. Es steht auch für Bezeichnung des von vielen beliebten Getränks, hier in Form des Diminutivs: einer kleiner Tasse Kaffee. Der Wisent, der den Białowieża-Urwald bewohnt, steht hier auch

⁴ Mehr dazu Tęcza 1997:3-18.

für die gleichnamige Bier-Markennamen. Der witzige Effekt entsteht auch durch die Kombination von Text und Bild. Die Veränderung der Bedeutung durch Ausnutzung der Polysemie, wäre im Deutschen schwierig zu erreichen, da das Vogel auf Deutsch *Dohle* heißt und überhaupt nichts mit Kaffee zu tun hat, sowie *zubr* polnische Brauerei bzw. ihren Produkt bezeichnet, wäre eine Übersetzung für den deutschen Konsumenten recht schwierig.

(3) *IKEA – Ty tu urządzisz*

Die Mehrdeutigkeit entsteht durch semantische Verdichtung. Das polnische Verb *urządzić* bedeutet in diesem Zusammenhang: ‚einrichten, ausstatten‘. Außerdem verbirgt sich hier auch das Verb *rządzić* ‚regieren‘. *Ty tu rządzisz* – ‚du hast hier was zu sagen, du triffst die Entscheidung‘. Der Slogan wird durch das Wechselspiel mit dem Bild betont: die Königin-Mutter tritt in das königliche Gemach ein und meckert über alles mögliche. Die junge Königin – Nofretete – bleibt ruhig und ungerührt und wirft ihr nur einen erstaunten Blick ohne etwas zu sagen.

(4) *Strepsils najlepszy w gardłowej sprawie*

Der Slogan wirbt für Halsschmerzmittel. *Gardłowa sprawa* – bezeichnete früher eine Sache, in der die Todesstrafe verhängt wurde. Jetzt wird mit diesem Ausdruck eine Sache von existenzieller Bedeutung, von Sein oder Nichtsein, eine lebenswichtige Angelegenheit gemeint. *Gardłowy* – hängt naturgemäß auch mit dem menschlichen Rachen zusammen im Bezug auf Halsschmerzen.

(5) *Z KASIA Ci się upiecze*

Dieser Slogan gründet auf der Verknüpfung zwischen Wortwörtlichkeit und Metaphorizität: der Kuchen bäckt sich gut, wenn man die oben genannte Margarine als Zutat nimmt. Das Verb *upiec się* ist im Polnischen polysem, einerseits bedeutet es ‚gebacken sein‘. Andererseits findet es auch in der Redewendung *To mu się upiekło* Anwendung, was bedeutet: ‚er ist mit einem blauen Auge davongekommen, ohne Strafe, mit heiler Haut‘.

In jeder Sprache werden Form und Bedeutung auf äußerst arbiträre und sprachspezifische Weise verbunden. Der Mechanismus, der ein Wortspiel in einer Sprache möglich macht, also die Verknüpfung von formaler Ähnlichkeit und semantischer Verschiedenheit, kann in einer anderen Sprache sehr oft nicht wiedergegeben werden (vgl. Delabastia 1998:285).

(6) *Der Mähcedes – die Luxusklasse der Rasenmäher hat einen neuen Star⁵*

Dieser Slogan spielt intertextuell auf den Markennamen Mercedes an, dessen Name als Imageträger gilt. Außerdem kommt es hier graphisches und orthographisches Verfahren zu Stande.

(7) *Wir sagen: Tankeschön*

Ein Slogan der „Sächsischen Zeitung“, der eine hochwertige Prämie in Form eines Tankgutscheins für die Abo-Bestellung verspricht. Das Wortspiel beruht auf dem orthographischen Verfahren, wodurch die Verschiebung der Wortgrenze entsteht.

(8) *Hier bin ich Mensch, hier kauf ich ein!*

Ein Werbeslogan der deutschen Marke „DM-Drogeriemarkt“ – die intertextuelle Ähnlichkeit mit dem Zitat des deutschen Dichters Johann W. Goethe „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein! („Faust I“) liegt auf der Hand. Infolge des fehlenden vertrauten literarischen Kontextes wird es in diesem Fall schwierig, die gewünschte Wirkung auf dem polnischen Markt zu erreichen.

(9) *Der HELD, was er verspricht*

Der Slogan stammt aus einem Werbeplakat für den Walt-Disney-Film „Herkules“. Die intendierte Abweichung beruht auf dem phonetischen Verfahren – dem Spiel mit Homophonie sowie dem Einsatz der normwidrigen Syntax.

(10) *Essen gut, alles gut. Knorr*

Hier wird das bekannte deutsche Sprichwort *Ende gut, alles gut* paraphrasiert.

Am Beispiel von einigen polnischen und deutschen Werbeslogans wurden mögliche Mechanismen erörtert, die den translatorischen Erfolg erschweren, bzw. ihn ganz unmöglich machen. Dem Translator stehen jedoch Verfahren zur Verfügung, die es erleichtern, für den Zieltext Äquivalenz, d.h. „Gleichwertigkeit in Bezug auf die Funktion des Textes im Kommunikationsgeschehen innerhalb der Zielgemeinschaft zu erreichen“ (Snell-Hornby/Kadric 1995:122). Im Hinblick auf die Übersetzung von Wortspielen, wo meistens die Verfahren „Bearbeitung“ oder „Modulation“ (vgl. Hönig/Kußmaul 1996:40) angewendet werden, müssen folgende Faktoren berücksichtigt werden:

⁵ Vgl. tele 13, 1999, S. 17, angeführt nach: Resch 2000:186-187.

- die Signifikanz der Wortspiels
 - a) thematische – wie eng hängt es mit dem größeren Kontext zusammen?
 - b) semiotische – basiert das Wortspiel auf dem nicht-verbalen Kontext?
 - c) rhetorische – welchen pragmatischen Zweck erfüllt das Wortspiel, z.B. welche Wirkung bei der Produktwerbung soll hervorgehoben werden: humorvolle oder verkaufsfördernde;
- der Skopos des Zieltextes – welche Funktion soll der Text bei ZS-Rezipienten erfüllen;
- die Akzeptabilität des Wortspiels in der Zielkultur und die Akzeptabilität des semantischen Inhalts eines Wortes (vgl. Delabastia 1998:287).

Beim Übersetzen von Werbetexten gilt es zuerst, auf Grund der folgenden beiden Fragen zu überprüfen, ob der Werbetext übertragen werden kann (vgl. Smith 1998:239):

- ob das Produkt eine ähnliche Funktion auf dem neuen Markt erfüllt?
- ob das Zielpublikum vergleichbare positive Konnotationen durch die in der Werbung gewählten Images assoziiert?

Wenn beide Fragen positiv beantwortet wurden, kommen folgende Übersetzungsstrategien in Frage:

- **keine Übersetzung**, wo die Werbebotschaft in erster Linie durch Bildeffekte ihr Bild erreicht (Parfum, Alkoholika, Schmuck);
- **Exportwerbung**: bei diesem Verfahren spielen positive Assoziationen des Ursprungslandes und dessen Kultur eine große Rolle; Logo, Slogan, Überschriften bleiben ohne Übersetzung, wobei ein zusätzlicher Text in der Zielsprache ergänzt werden kann;
- **direkte Übersetzung**: diese Methode berücksichtigt die Gegebenheiten der Zielkultur am wenigsten, daher eignet sie sich am besten z.B. bei Werbung für technische Produkte;
- **Adaptation**: das Bildmaterial bleibt ohne Änderungen, der Text jedoch muss auf die fremde Kultur angepasst werden;
- **Revision**: das Bildmaterial wird beibehalten, aber ein völlig neuer Text wird entworfen (vgl. Smith 1998:240).

Werbetexte sind intertextuell und multisemiotisch, auf eine prägnante und zielgruppenspezifische Weise transportieren sie eine Vielzahl von Informationen. Darüber hinaus ist die Übertragung von Werbetexten für eine andere Kultur eine komplexe und schwierige Aufgabe, die von Übersetzern nicht nur eine profunde Kultur- und translatorische Textkompetenz, sondern auch Kreativität verlangt.

Literatur

- BAUMGART M., 1992, Die Sprache der Anzeigenwerbung: Eine linguistische Analyse aktueller Werbeslogans, Heidelberg.
- DELABASTIA D., 1998, Wortspiele als Übersetzungsproblem, in: Snell-Hornby M./Hönig H.G./Kußmaul P./Schmitt P.A. (Hg.), Handbuch Translation, Tübingen, S. 285-287.
- DIZDAR D., 1998, Skopostheorie, in: Snell-Hornby M./Hönig H.G./Kußmaul P./Schmitt P.A. (Hg.), Handbuch Translation, Tübingen, S. 105-108.
- HÖNIG H.G./ KUSSMAUL P., ¹1996, Strategie der Übersetzung. Ein Lehr- und Arbeitsbuch, Tübingen.
- JANICH N., ²2001, Werbesprache. Ein Arbeitsbuch, Tübingen.
- RESCH R., 2000, Werbetexte – multisemiotisch, intertextuell und zapper-gerecht: Neue Herausforderungen für ÜbersetzerInnen und Translationswissenschaft, in: Kadric M./Kaindl K./Pöschhacker F. (Hg.), Translationswissenschaft. Festschrift für Mary Snell-Hornby zum 60. Geburtstag, Tübingen, S. 184-188.
- REISS K. / VERMEER H.J., ¹1991, Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie, Tübingen.
- RÖMER R., ⁶1980, Die Sprache der Anzeigenwerbung, Düsseldorf.
- SMITH V., 1998, Werbetexte, in: Snell-Hornby M./Hönig H.G./Kußmaul P./Schmitt P.A. (Hg.), Handbuch Translation, Tübingen, S. 238-241.
- SNELL-HORNBY M. / KADRIC M., 1995, Grundfragen der Übersetzungswissenschaft. Wiener Vorlesungen von Katharina Reiß, Wien.
- TEŃCZA Z., 1997, Das Wortspiel in der Übersetzung. Stanisław Lems Spiele mit dem Wort als Gegenstand interlingualen Transfers, Tübingen.

Poetische Grabinschriften der Barockzeit aus dem niederbayerischen Donauraum. Die Sprache eines literarischen Gebrauchstextes im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache

1. *Memento mori* eines entschlafenen niederbayerischen Pfarrers

Am 21. September 1675 verstarb in Straubing Franz Winder, Pfarrer von St. Peter, nachdem er seiner Pfarrei nur zehn Tage vorgestanden hatte. Auf die extreme Kürze seiner Dienstzeit spielt eine lateinische Inschrift auf seinem Grabepitaph in der Basilika St. Peter an: *DVM : VOLO PASTOR OVES DIVINO PASCERE VERB[O] / VERMIBVS HEV. ME DANT INVIDA FATA CIBVM*. Mitten in der niederbayerischen Provinz entfaltet das Distichon in der Erzählhaltung des ‚sprechenden Toten‘ in knappen Worten die Todesmetaphorik des literarischen Barock zur Gänze. Darunter fügte der Bildhauer noch in Knittelversen eine freie Übersetzung des *memento mori* hinzu: *Da Christi Schäßflein Ich Waiden wolt, / Dem Worm zur Speis der Dott mich holt*. Die deutsche Version zeugt zum einen von der regionalen Gebundenheit der verwendeten Sprache, zum anderen aber auch vom Bemühen des Dichters um Hochsprachlichkeit. Die Konkurrenz zwischen Primär- und Schriftsprache spiegelt sich stellenweise sogar innerhalb einzelner Wörter in Überlagerungen: So wählte der Autor zwar das in den oberdeutschen Mundarten unübliche Präteritum (vgl. Lindgren 1957) als Tempus des Todesberichtes, gab die flektierten Verbformen *wollte* und *holte* jedoch nach regional mundartlicher Praxis (vgl. König ¹⁶2007:158-159) apokopiert ohne Flexions-*e* wieder. Die Schreibung <Dott> ist ebenso aufschlussreich: Die Setzung des Graphems für den Lenis-Plosiv im Anlaut scheint als Dialekt-Direktanzeige¹ auf die binnenhochdeutsche Konsonantenschwächung zurückführbar, die im größten Teil des ober- und mitteldeutschen Dialektraums in dieser Position die Opposition

¹ Durch Ignorieren des Kontrastes zwischen (erstsprachlichem) Substandard und der Standardsprache kommt es zur Verwendung der substandardlichen Form im standardsprachlichen Text (vgl. Kalau 1984:43).

[d-t] zugunsten der Lenis bzw. einer Halbfortis aufhebt (vgl. König ¹⁶2007:148-149).² Die Fortis-Doppelung im Wortauslaut lässt sich hingegen als Kontrastübertreibung³ deuten, bei welcher der Schreiber den harten Klang der Hochsprache (Auslautverhärtung) gleichsam direkt wiederzugeben suchte (vgl. Zehetner 1977:49). Hyperkorrekt scheint ferner die mittels <f>-Doppelung markierte Silbenschärfung im Substantiv *Schäfflein* motiviert, durch die der Schreiber u.U. die Silbenquantität der mittelbairischen Mundarten in [ʃɔ:fəl] zu vermeiden glaubte. Die Straubinger Grabinschrift wirft einige Fragen hinsichtlich der niederbayerischen Praxis des Umgangs mit Dialekt und Hochsprache in lyrischen Texten zur Barockzeit auf, nämlich (1) inwieweit die regional sozialisierten Poeten eine Diskrepanz zwischen mündlicher und schriftlicher Sprachverwendung wahrnahmen und diesbezüglich klare Grenzen zogen und (2) inwieweit Dialekt und Hochsprache miteinander konkurrierten oder sich aber ergänzten, überlagerten und den Dichtenden ein Variantenspektrum boten, aus dem sie sich (nach dem metrischen, phonetischen und motivischen Anforderungen des dichterisch darzustellenden Gegenstandes) bedienten und dadurch ihre Sprache dialektnäher oder -ferner gestalteten.

2. Zur Situation des Deutschen als Sprache der Lyrik im oberdeutschen Raum im Zeitalter des literarischen Barock (ca. 1600–1730)

Hier ist zunächst ein Blick auf die allgemeine Situation der deutschen Schriftsprache im Barockzeitalter zu werfen. Die deutschen Mundarten verloren bereits im 16. Jh. unter dem Druck des Lutherdeutschen in schriftlichen Texten an Boden. Dieser Prozess beschleunigte sich, als Martin Opitz (1597–1637) in seinem „Buch von der Deutschen Poeterey“ (1624), der Richtschnur für die Dichtung des nächsten Jahrhunderts, die Verwendung von Dialekt in der Dichtung explizit ablehnte: „Damit wir aber reine reden mögen / sollen wir vns befeissen deme welches wir Hochdeutsch nennen besten vermögens nach zue kommen [...]“ (Opitz 1991:32). Dennoch lassen Opitz' (1991:44) phonologische Forderungen an die Sprache der Poesie erkennen, dass er nach damaliger schlesischer Praxis z.B. das <ö> im Wort <hören> entrundet als [e:], das <eh> in <verkehren> dagegen als [ɛ:] aussprach (vgl. Entner 1984:31). Opitz' eigene regionalsprachliche Prägung macht deutlich, dass die frühe Barockliteratur immer noch eine vorläufige „hochsprachliche Übung“ (Henne 1964:15) darstellte. Zudem hatte die fortschreitende Konfessionalisierung des Deutschen Reiches im Laufe des

² Vgl. die Ergebnisse der Fehlerlinguistik bei Zehetner (1977:42-45), Koller (1991:27-33), Ammon/Loewer (1977:53-56), Besch/Löffler (1977:48-49), Hasselberg/Wegera (1976:38-40) und Henn (1980:33-37).

³ Zu dieser Form hyperkorrekter Schreibung kommt es durch die Annahme eines Kontrastes zwischen (erstsprachlichem) Substandard und der Standardsprache, wo tatsächlich keiner vorliegt (vgl. Kalau 1984:44).

17. Jh. die räumliche Ausdehnung zweier konkurrierender Schriftsprachen begünstigt. Während Opitz' meißnische Varietät das Niederdeutsche verdrängte und auch in den protestantischen Regionen des oberdeutschen Raums Fuß fasste, etablierte sich in den katholischen Territorien seit ca. 1550 eine oberdeutsche Schreib- und Literatursprache, die sich bis zur Mitte des 18. Jh. hielt (vgl. Breuer 2001:90). Zu ihren prominenten Befürwortern gehörte u.a. der aus Nürnberg stammende Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658). Im dritten Teil seines „Poetischen Trichters“ (1653) erklärte er, „[...] unsre Sprache wie sie heut zu Tage in Ober-Teutschland gebräuchlich ist / [...] zu lieben und zu üben“, ferner, „[d]aß ein jeder / der mit Verstand nach seiner Mundart schreibt / dolmetschet oder dichtet / genugsamen Fleiß erweisen und gebührendes Lob erlangen könne“ (Harsdörffer 1969:7-8).

3. Die literarische Gattung „Grabinschrift“ und ihr Quellenwert hinsichtlich der Dichtersprache im westmittlbairischen Donaauraum zur Barockzeit

Die bereits eingangs begegnete literarische Gattung „Grabinschrift“, eigentlich ein Gebrauchstext in zweckgebundener Redesituation, bildet seit Christian Hoffman von Hoffmannswaldaus „Centuria Epitaphorum“ (1662) eine eigene Gruppe innerhalb der barocken Kurzlyrik (vgl. Segebrecht 1981:4-5). Bei dem Versuch, sich der literarischen Schriftsprache des nördlichen Niederbayern zur Barockzeit und dem Grad ihrer regionalen Gebundenheit anzunähern, besitzen diese „Casualcarmina“ einen besonderen Quellenwert: Ihre Autoren werden in der Regel nicht genannt. Unklar bleibt, ob die Verstorbenen ihre Grabinschriften noch zu Lebzeiten selbst reimten, ob ihre Hinterbliebenen dies taten oder ob diese, entsprechend dem zeittypischen Motivationsmoment der Pflicht, einem Mietpoeten den Auftrag dazu erteilten (vgl. Segebrecht 1977:175-176, 183). In ihrer Gesamtheit stehen diese anonymen gereimten Grabinschriften exemplarisch für das regional verbreitete literarische Schriftdeutsch. Aufgrund ihrer rhetorischen Zweckgerichtetheit, Anlassgebundenheit und Adressatenorientierung (vgl. Segebrecht 1978:431), ihres öffentlichen Charakters in Kirche, Friedhof, Kreuzgang oder Gruft, ihrer repräsentativen Funktion als familiäre oder ordensgemeinschaftliche Statussymbole und ihres hehren spirituellen Gegenstandes ist davon auszugehen, dass ihre Verfasser um ein gewisses Maß an stilistischer Höhe bemüht waren bzw. um das, was man eben regional unter Hochsprachlichkeit verstand. Was dennoch an dialektalen Formen im Text verblieb kann als in der regionalen Schriftsprache gängig gewertet werden, insofern es sich mit einer gewissen Frequenz in verschiedenen Texten wiederholt. Korpus und Basis der folgenden Untersuchung bilden 58 gereimte Grabinschriften mit insgesamt 502 Versen aus dem Zeitraum 1630–1760, die in den niederbayerischen Landkreisen Straubing-Bogen, Deggendorf, Passau (jeweils gesamtes Stadtgebiet und Landkreis nördlich der Donau), Cham, Regen und Freyung-Grafenau in Sakralbauten und Begräbnisstätten gesichtet und transkribiert wurden.

4. Sprachliche Analyse ausgewählter Grabinschriften

4.1. Frommes Ableben nach gottgefälligem Dienst, „24 Kindern Vatter“ gewesen zu sein

An der Außenwand des nördlichen Seitenschiffs der Wallfahrtskirche Heilig Kreuz und Mariä Himmelfahrt auf dem Bogenberg bei Bogen befindet sich das Grabepitaph des 1734 verstorbenen Sebastian Rosenstatter, das folgende paarweise gereimte Verse trägt:

Hier neben disen stain (3m-a) // Ligen die Toden bainn (3m-a)

deß Ehrsammen Sebastian Rosenstatter, (5w-b) // Von 3. frauen 24 Kindern Vatter; (6w-b)

2 darvon hat St. Benedicts Orden=standt, (5m-c) // In demm wurd ein ieder Fr. Gottlieb gnant. (5m-c)

Mariam Liebte Er gar sehr, (4m-d) // gieng 70 Jahr zu Ihr daher, (4m-d)

Er zellte 81. Jahr, (4m-e) // Da Er miest in die Todenbahr, (4m-e)

Den 22. Aprill i734. ist Er verschiden, (10w-f) // Gott gebe Ihm die ewig Rueh | in Friden (5w-f).

Die zentrale Funktion des Textes ist es, die religiöse Lebensleistung des Verstorbenen herauszustellen, exemplifiziert durch eine besondere Marienverehrung, eheliche und vaterschaftliche Höchstleistungen sowie den Umstand, zwei späteren Benediktinermönchen Vater gewesen zu sein. Das holprige Metrum und die unregelmäßige Verslänge lassen vermuten, dass der Autor wohl kein professioneller Mietpoet war. Die verwendete Sprache weist deutlich mundartliche Züge auf: Auf phonetischer Ebene ist die *e*-Apokope bei Substantiven im Sg. (*Todenbahr*, *Rueh*) und Pl. (*Jar*, *Toden bainn*) sowie beim Adjektiv Fem. Akk. Sg. (*ewig*) zu konstatieren, ferner die Verschriftlichung einer *e*-Synkope im Partizip-II-Präfix *ge-* des Verbs (*gnant*). Daneben finden sich die Entrundung von hdt. [y:] zu [i:ɐ] als <ie> (*miest*) und die unterbliebene Monophthongierung von mhd. /uo/ als <ue> ([u:ɐ]) (*Rueh*) schriftlich fixiert. Die in der bayerischen Kanzleisprache übliche Unterscheidung der Schreibung von [ai] und [o:ɐ] mittels der Grapheme <ei> (*ein*) und <ai> (*stain*) ist gewahrt. Das Gleiche gilt für die Differenzierung zwischen <ie> (*ieder*, *Liebte*, *miest*) für den Diphthong [i:ɐ] und <i> (*ligen*, *verschiden*, *Friden*) für [i:]. Weiter fällt eine graphemisch markierte Silbenschärfung nach dialektalem Muster (*Vatter*) auf (vgl. bair. [fɔtɐ]). Im Bereich der Morphosyntax findet sich ein Beispiel für das *n*-Flexionsmorphem beim Demonstrativpronomen Mask. Sg. im Dativ (*neben disen stain*). Indizien für das Bemühen des Autors um Hochsprachlichkeit lassen sich demgegenüber in seiner Bevorzugung des Präteritums (*wurd* [...] *gnant*, *Liebte*, *Gieng*, *zellte*) als Berichtszeit sehen. Hinzu kommt die Verwendung des synthetischen Genitivs (*Deß Ehrsammen Sebastian Rosenstatter*), der im Dialekt durch umschreibende präpositionale (*von* + Dativ) oder pronominale Ersatzkonstruktionen (Dativ + Possessivpronomen) analytisch gebildet werden würde (vgl. Merkle 1996:96).

Auch ein eingestreutes lateinisches Akk.-Morphem (*Mariam*) ist dem Dialekt fremd. Zudem liegen in auffälligen Varianten-Paaren Überlagerungen von mundartnahen und -fernen Varietäten vor: Im lexikalischen Bereich findet sich etwa das hochsprachliche *Hier* neben seinem dialektalen Äquivalent *da* (*daher*) (vgl. Zehetner ³2005:79). Zudem stehen sich apokopierte flektierte Verbformen (*wurd*, *miest*) und solche mit erhaltenem *e*-Morphem (*Liebte*, *zellte*, *gebe*) gegenüber. Noch offensichtlicher wird die Konkurrenz Dialekt/Hochsprache innerhalb einzelner Wörter: Trotz des bewusst gewählten mundartfernen Präteritums weist das Verb *wurd* die mundartliche *e*-Apokope auf, während die <l>-Doppelung im Verb *zellte* eine dem hochsprachlichen [tsɛ:ltə] zuwiderlaufende Kurzsilbigkeit vermittelt, die dem Dialekt entspräche (vgl. bair. [tsɛin]).

4.2. Der Amtmann, *der so offt gseüffftz vmb frid*, vom Lanzknecht Tod durchstoßen

Das für die erste Generation der deutschen Barockdichter charakteristische Motiv des Krieges findet sich auf dem Grabepitaph des Christian Vischer, Bierbrauer und Amtsverwalter von Gossersdorf, der im Jahre 1649 verstarb. Sein Grabstein in der Kapelle der Pfarrkirche St. Martin in Konzell birgt folgende, sich paarweise reimende Knittelverse, die anders als bei der zuvor analysierten Grabinschrift von großer metrisch-rhythmischer Regelmäßigkeit sind und zusammen mit den verwendeten rhetorischen Mitteln und der üppigen Bildsprache⁴ auf eine gewisse Professionalität des Verfassers schließen lassen:

Stehe, Sÿhe, Seufftze, Leßer, (4-x)

Der Jene Hertzhafft Christian, (4-a)

Der nit Lengst wie ein Rosen Brann (4-a)

Der diese Tumult volle Jar, (4-b) // *all flehenter Ihr Zueflucht war.* (4-b)

wann im Kreiß Kamb ein einlauf gewest, (4-c) // *Der für stundt wie ein Maur fesst,* (4-c)

Darumb auch hechster Ehren werth, (4-d) // *Ach der ligt da bedeckht mit Erdt,* (4-d)

O Laidt, der so offt gseüffftz vmb frid, (4-e) // *der sah in Khomen vnd gnoss sein nit.* (4-e)

dann eben da der frid geschlossen, (4-f) // *hat der Tod d'lantz in Ihn gestossen,* (4-f)

Ade Leser, magst wider forth, (4-g) // *Bedenckh hiebey auch deiner fort,* (4-g)

doch zum VALET sey gesprochen an, (4-a) // *Sag, Genad dür Gott mein Christian* (4-a).

⁴ Vgl. u.a. Beispiele für Alliteration (*Stehe, Sÿhe, Seufftze*, V. 1), Anapher (*Der*, V. 2-4, 7, 11), Epipher (*Christian*, V. 2, 17), Vergleich (*wie ein Rosen*, V. 3; *wie ein Maur*, V. 7) und Personifikation (*Zueflucht*, V. 5).

Die Lesersituation ist gemäß barocker Geflogenheit eine allgemein menschliche: Eingangs ergeht eine Aufforderung an einen *homo viator*, einen Jedermann, auf seinem Lebensweg innezuhalten, um in Berichtform durch einen anonym bleibenden Sprecher, den die Inschrift vertritt, Informationen über eine bemerkenswerte Persönlichkeit zu empfangen (vgl. Segebrecht 1978:435). Indem im Folgenden die Modell-Biographie eines tugendreichen Beamten beschrieben wird, stellt der Text gewissermaßen eine bürgerliche Variante der Gattung Fürstenlob dar: Der Amtsträger wird mit seinen Leistungen individuell gezeichnet und steht doch gleichzeitig exemplarisch für ein angestrebtes Muster. Die barocke Todesmetaphorik, die den Tod als mordenden ‚Lanzknecht‘ stilisiert, ist an die kriegerische Entstehungszeit des Textes angepasst.

Der Blick auf die verwendete Sprache lässt zunächst wieder zahlreiche verschriftlichte *e*-Apokopen konstatieren: Sie liegen bei Substantiven im Sg. (*Erdt, frid, lantz*) und Pl. (*jar*), bei femininen Possessivpronomen (*Ihr Zueflucht*) und Indefinitartikeln (*ein Maur, ein Rosen*), außerdem bei maskulinen Adjektiven im Sg. nach Demonstrativpronomen (*Der Jene Hertzhafft Christian*) vor. Im Bereich der Lautung findet sich ferner die mundartlich unterbleibende Monophthongierung von mhd. /uo/ graphemisch als <ue> (*Zueflucht*) fixiert. Auch die entrundete Wiedergabe von hdt. [ø:] als <e> (*hechster*) ist den oberdeutschen Dialekten zuzuordnen. Erneut lässt sich die Schreibung von [o:ɐ] als <ai> (*Laidt*), die von [ai] als <ei> (*Kreiß, sein, mein, deiner*) – aber auch <ej> (*sej*) –, von [i:ɐ] als <ie> (*hiebey*) und von [i:] als <i> (*ligt, frid*) dokumentieren. Im Bereich der Morphologie verweist die Verkürzung des femininen Definitartikels zu <d>, ferner die Auslassung des Personalpronomens der 2. Pers. Sg. (*magst*) auf dialektale Mündlichkeit. Hinter der Form *flehenter* verbirgt sich ein für die bairischen Mundarten charakteristisches prädikatives Attribut. Feminina mit dem erstarrten Flexionsmorphem *-en* (*Rosen*) (vgl. Kalau 1984:118), sind für die Dialekte des oberdeutschen Raumes charakteristisch (vgl. Žirmunskij 1962:431). Im Bereich des Lexikons schließlich ist die Verwendung von *wann* (‚als‘) und von *da* (‚hier‘) zu verzeichnen. Die Realisierung des Präfixes *ge-* hingegen dokumentiert erneut mundartnahe neben mundartfernen Formen: Hier wurden synkopierte (*gnoss, gseüfftzt*) deutlich seltener als Varianten mit erhaltenem <e> (*gewest, geschlossen, gestossen, gesprochen*) verwendet. Für den bewussten Einsatz der letzteren spricht, dass sie an rhythmisch ungünstigen Stellen (V. 6, 13, 16, 17) auftreten, wo die um eine Silbe reduzierte synkopierte Form den vorherrschenden jambischen Rhythmus aufrecht erhalten hätte. Als bewusste Abkehr vom mündlichen Sprachgebrauch ist auch die Wahl des Präteritums (*Brann, stundt, sah, gnoss*) als Erzählzeit zu interpretieren, das allerdings mit Perfektformen (*gewest, gseüfftzt, geschlossen, gestossen*) konkurriert. Auch die Imperativbildung ist von einem Nebeneinander apokopierter (*Bedenkch, Sag*) und voller Formen (*Stehe, Sýhe*) geprägt. Der erwähnten [ø:]-Entrundung steht die gerundete Wiedergabe von [ɔy] (*Seufftze, gseüfftzt*) gegenüber. Die Form *gnoss* vereint wiederum dialektale (synkopiertes *ge*-Präfix) und hochsprachliche (Präteritum) Merkmale in sich. Die Abschiedsbitte an den Leser um ein Gebet birgt, wohl als Ausdruck besonderen Bemühens um Hochsprachlichkeit an bedeutender Stelle, zwei scheinbar

hyperkorrekte Schreibungen: den Imperativ *Genad* (redundantes <e> bei gleichzeitiger e-Apokope) sowie die Schreibung des Personalpronomens *dir* mit <ü>.

4.3. Der „Gerechtigkeit Wahrhaft, und Treuer Vasall“ vor Gottes Richtstuhl

In der Klosterkirche St. Peter und Paul zu Oberaltaich findet sich das Grabepitaph des Johann Dominicus Reiffenstuel, der 1740 nach 30-jähriger Tätigkeit als Hof- und Probstrichter des Klosters verstarb. Die seiner gedenkende gereimte Inschrift wird eindringlich durch eine Abbildung des Todes illustriert, der den Richter mit Hilfe eines Knochens ins Grab stößt.

Am Richter Stuehl Reiffen Stuehl sizte Zumahl, (4-a)

Der Gerechtigkeit Wahrhaft, vnd Treuer Vasall, (4-a)

Dan alles, was er an die Rechts-Waag gehenckt, (4-b)

Ihn Wancken miest stehen, vnd Reiff sein bedenkt, (4-b)

Wann er sollt Recht sprechen war Gott sein gewicht, (4-c)

Die zung gegen jeden Treu aufrecht gericht. (4-c)

Jedoch weil Gott Alles Weit Reiffer durchgrindt, (4-d)

Sogar an der Gerechtigkeit Richten was Findt, (4-d)

Vnd etwan an Reiffen Stuehl auch waß sollt sehn, (4-e)

Mit dem er vor Ihm nit recht Thætte bestehn, (4-e)

Christ bette vor ihme vnd winsch auch dar zue, (4-f)

Das Gott ihm wollt geben die Ewige Rhue (4-f).

Die metrisch von Daktylen bestimmten paarweise gereimten Verse beschreiben den Toten im *laus mortuae* erneut modellhaft als *den* gerechten Richter schlechthin. Seine Tugenden gipfeln darin, dass er Gott selbst zur Richtschnur seiner Urteilsprüche macht. Das barocke Spiel mit Namen und Beruf des Verstorbenen konstruiert den Fall, dass selbst ein sich auf Erden völlig an Gott ausrichtender Mensch vor der Makellosigkeit des Schöpfers am Ende doch einen Makel aufweisen könnte. Aus dieser Furcht entspringt erneut die Bitte an den *homo viator*, für das Seelenheil des Verstorbenen zu beten.

Die Durchführung bzw. Unterlassung der regional üblichen e-Apokope/-Synkope wird im vorliegenden Text variabel gehandhabt und scheint fast ausschließlich von rhythmischen Aspekten bestimmt, welche die Regelmäßigkeit des metrisch-daktylischen Dreier-Rhythmus zum Ziel haben: So stehen den üblichen e-Apokopen im Auslaut von Substantiven (*Waag, zung*) und flektierten Verbformen (*miest, sollt, winsch, wollt*) Fälle mit erhaltenem, einmal sogar mit hyperkorrektem, redundantem Flexions-e bei

Verb, Adjektiv und Personalpronomen gegenüber (*sitzte, Thætete, bette, Ewige, ihme*). Neben Beispielen für *e*-Synkopierung im Präfix *ge-* (*Gerechtigkeit*) finden sich solche mit erhaltenem *<e>* (*gehenckt, gewicht, gericht*). Analog sieht das Verhältnis von *e*-synkopierten (*gericht, durchgrindt, Findt, sehn, bestehn*) und vollen Endsilben des Verbs (*Wancken, stehen, sprechen, geben*) aus. Da reduzierte und volle Formen sogar innerhalb einer Verszeile auftreten (vgl. V. 3, 6, 8, 11, 12) ist die rhythmische Motivierung dieser Varianz evident. Als mundartliche Erscheinung der Morphosyntax ist die regelmäßige, bairischem Muster folgende Flexion des Verbs *bedenken* (*bedenkt*) auszumachen. Zudem lässt sich erneut die Verschriftlichung unterlassener Monophthongierung (*Stuehl, zue, Rhue*) im Text nachweisen. Allerdings stehen entrundeten (*miest, durchgrindt, winsch*) auch gerundete Formen (*Treuer, Treu*) gegenüber. Die Tempus-Wahl dokumentiert erneut ein Nebeneinander von mundartfernem Präteritum (*sitzte, sollt, Thætete*) und mundartnahe Perfekt (*gehenckt*). In *bette* kreuzen sich wiederum dialektale (Silbenkürzung durch *<t>*-Doppelung) und hochsprachliche (Imperativ mit *e*-Flexiv) Merkmale. Gleiches gilt für das Personalpronomen *ihme* (bairisches *m*-Morphem im Akk. des Personalpronomens der 3. Pers. Mask. bei redundantem auslautendem *-e*).

5. Konturen einer regional gebundenen literarischen Schriftsprache im nördlichen Niederbayern zur Barockzeit.

Die Analyse des gesamten Korpus lässt folgende generelle Aussagen zu: Der Großteil der ausgemachten Dialekt-Direktanzeigen betrifft die Phonetik der verwendeten Sprache. Aus heutiger Sicht stellen sie sekundäre Dialektmerkmale⁵ dar, die großräumig verbreitet, für die bairischen Dialekte charakteristisch aber nicht exklusiv sind. Sie sind mindestens für das ost- und westoberdeutsche, meist für das gesamte oberdeutsche oder sogar das ober- und westmitteldeutsche Dialektareal kennzeichnend. Als häufigstes dieser Merkmale hat sich der Ausfall des schwachtonigen [ə] im Schriftbild erwiesen: Die von Opitz als Normabweichung auf fest geregelte Fälle (Hiatus, Versende) beschränkte *e*-Apokope tritt bei den niederbayerischen Dichtern im Sg. (*zung, Cron, Sünd*) und Pl. (*die Glaubens Wort, liebste freund, Toden bainn*) hdt. auf *-e* auslautender Substantive sogar obligatorisch auf. Häufig, wenngleich fakultativ, werden auch flektierte Verbformen (*miest, Schäm, bett*) sowie feminine Indefinitartikel (*Ein Ssvannin*) und Pronomina (*Sein Braut, dein Ampel*), seltener Adjektive (*die ewig labung, Die Gantz Grauschafft*) im Nom./Akk. Sg. apokopiert. Hinzu treten, ebenfalls fakultativ, *e*-Synkopen, in erster Linie im Präfix *ge-* (*gstorben, gnus*), selten im Präfix *be-* (*bstellt*), gelegentlich auch im Infinitivsuffix *-en* (*schliesn, sehn, bestehn*). Aufgrund der hohen Frequenz im Korpus darf der *e*-Schwund als fester Bestandteil der regionalen

⁵ Zur Diskussion der von Žirmunskij eingeführten Unterscheidung zwischen primären (kleinräumigen) und sekundären (großräumigen) Dialektmerkmalen vgl. Schwarz/Spiekermann/Streck (2008/09).

Schriftsprache betrachtet werden. Die ausgemachte Frequenz deckt sich weitgehend mit den bisherigen Untersuchungen zur Schreibsprache im Bayern des 17. und 18. Jh. (vgl. Reiffenstein ²2003:2950; Tauber 1993:42-53). Gleiches gilt für das zweithäufigste phonetische Phänomen dialektaler Provenienz im Korpus: Die im ober-/mitteldeutschen Dialektraum übliche Entrundung von mhd. [y] zu [i], und die in den mittel-/südbairischen bzw. westoberdeutschen Dialekten geläufige diphthongische Aussprache von hdt. [y:] als [i:ø] bzw. [i:ə] wird im Inlaut als <i> oder <j> (*winsch, gefüllt*) bzw. <ie> (*griener, liegen, lügen*) oder <üe> (*gnüessen, müesßen*), im Anlaut als <y> oder <j> (*yberlebt, füryber*) verschriftlicht. Die zu [e] bzw. [e:] entrundeten mhd. Umlaute [œ] bzw. [ø:] wiederum erscheinen im Schriftbild konsequent als <e> (*hechster, Aufgelescht*), während [ai], wo es als regionale Entsprechung hdt. [ɔy] vertritt, stets als <ei> oder <ej> (*Freindt, frejden*) graphemisch umgesetzt wird. Diese Entrundungsphänomene lassen sich ebenfalls als mittel-/südbairisch sowie westoberdeutsch einordnen. Auch dieser Befund deckt sich mit dem Wissensbestand zur Schriftsprache in Bayern im Untersuchungszeitraum (vgl. Tauber 1993:72-75, 83-84, 87-88; Reiffenstein ²2003:2050). Dabei hat sich folgende Regel herauskristallisiert: Eine gewisse Varianz besteht im Korpus bei der Schreibung von [y]/[y:]. Es kann in ein und demselben Text sowohl durch <ü(h)> als auch durch <i(e)> oder <j> repräsentiert werden. Beispielpaare hierzu lauten im Korpus etwa *Sünd – Ankhindt, Himmelsthier – mühe, betriebter – fülln*. Im Falle von [œ]/[ø:] und [ɔy] verhält sich dies anders: Hier verwenden die Dichter innerhalb einer Grabinschrift konsequent entweder <ö(h)> – <eu> oder aber <e> – <ei>/<ej>. Ebenfalls als schriftsprachlich üblich (vgl. Tauber 1993:92-94) erweist sich die großräumig (mittel-/südbairisch, niederalemannisch) verbreitete unterlassene Monophthongierung von mhd. /uo/. Das regionale [u:ø] wird meist mittels der Grapheme <ue> (*guett, muetter, Verfluecht*), gelegentlich auch durch <üe> (*Rüehen, Müeß*) verschriftlicht. Im konsonantischen Bereich verweist die gängige (fast ausschließlich anlautende) Verwechslung der Grapheme für Lenis und Fortis-Plosive (*brangen, Blatten, Greitz, Dott, verdriben – pitter, Pringe, pette*) auf die großräumig wirksame binnenhochdeutsche Konsonantenschwächung, deren Niederschlag im Schriftbild ebenfalls als hochsprachlich betrachtet werden kann. Unter den kleinräumiger verbreiteten Lautungsmerkmalen findet sich dagegen lediglich das mittel-/südbairische, auf mhd. /ei/ zurückgehende [o:ø] mit einer gewissen Frequenz im Korpus. Es wird mit den Graphemen <ai> (*haist, hausmaister*) notiert und dadurch von [ai] unterschieden, das als <ei> (*Speis*), <ey> (*bey*) oder <ej> (*Sej*) erscheint. Diese Praxis ist in bayerischen Texten des 17. Jh. gängig, wird aber im 18. Jh. zunehmend aufgegeben (vgl. Tauber 1993:96), was sich auch im Korpus in Varianten mit <ei> (*Stein, heißts, leib*) manifestiert. Auch sind gewisse inkonsequente Schreibungen (*beraith, Imperativ Tail*) festzustellen, so dass insgesamt von einer größeren Mundartnähe ausgegangen werden kann.

Ein anderes, auf den bairischen Donaauraum beschränktes primäres Dialektmerkmal, die mittelbairische *l*-Vokalisierung, äußert sich, analog zu Taubers (1993:46-47) Untersuchungen in bayerischen Texten des 17. und 18. Jh. zwar nicht im Ausfall eines

<l> oder seiner Verschriftlichung als <i> nach Vokal. Allerdings sind häufige <l>-Doppelungen nach hdt. langem Vokal (*Thall, zellte, vill, woll*) im Korpus auffällig und u.U. als kompensatorische Sekundärauswirkung und Reflex des Bemühens, die mundartliche *l*-Vokalisierung zu vermeiden (vgl. Zehetner 1977:70-71), deutbar. Anderenorts scheinen Silbenschärfungen mittels Konsonanten-Doppelung nach Vokal direkt die Silbenquantität bairischer Mundarten abzubilden (*bettst, Schönners, Nammen, hiett, hüte*). In hyperkorrekten Silbenschärfungen (*Crönnet, dissen, gebott, nöttig, beruffen*) dürfte umgekehrt das Bemühen der Autoren, als basisdialektal erachtete Silbenlängen zu vermeiden, seinen Reflex finden. Auch andere dialektale Lautungsphänomene von geringerer (d.h. exklusiv bairischer) Ausdehnung werden von den Dichtern offenbar meist als mundartlich aufgefasst und nicht verwendet. So ließ sich z.B. im gesamten Korpus nur an je drei Stellen die Verschriftlichung progressiver Assimilation (*gstorm, erworm, sterbem*)⁶ und von in- und auslautendem hdt. [h] als [ç] (*sich ‚sieh‘, sicht ‚sieht‘, verleich ‚verleihe‘*)⁷ nachweisen. Nur zweimal (*handller, Spadt*) war das Fehlen des *a*-Umlautes bei Substantiven nach bairisch-dialektalem Muster (vgl. Zehetner 2005:169-170, 320) auszumachen. Die Spirantisierung von [b] in stimmhafter Umgebung (*ewen ‚eben‘*)⁸ (vgl. Zehetner 1977:60) und die verdampfte, *o*-haltige Aussprache von hdt. [a] als [ɔ] (*gethon*) (vgl. Zehetner 1977:29) fanden sich jeweils nur einmal. Diese Formen können diachron auch regional als mundartnah betrachtet werden. Die zwischen Groß- (Schriftsprache, häufig) und Kleinräumigkeit (Mundart, selten) herrschenden Verhältnisse lassen sich im Korpus auch im Bereich der Morphologie nachweisen: Zu den mundartlichen Erscheinungen des gesamten ober-/westmitteldeutschen Raums gehören regelmäßige Fälle fehlender Vokalalternanz beim Partizip Perfekt der hdt. unregelmäßigen, rückumlautenden Verben (*gekent, gnennt*)⁹ und die *tun*-Periphrase¹⁰. Wie die häufigen *n*-Flexive bei Artikeln (*In Himmel*), Pronomina (*meinen, disen*) und Adjektiven (*aus grossen schmerz*) im Mask./Neutr. Dativ¹¹ sowie Substantiv-Stammformbildungen mit dem Suffix *-n* bei schwachen Feminina (*Rosen*,

⁶ Nach dem für die bairischen Mundarten formulierten „Pfalzischen Gesetz“ (vgl. Pfalz 1913:9) tritt in ungespannten Silben Konsonantenschwächung ein; der Verschlusslaut [b] geht im angrenzenden Nasal [n] auf.

⁷ Hier liegt eine für die bairischen Dialekte charakteristische Verschärfung des stummen hochdeutschen <h> des Wortstammes zu <ch> (v.a. im Auslaut und vor [t]) vor (vgl. Merkle 1996:22).

⁸ Bereits unter Kurfürst Maximilian I. (1571–1651) wurde die wechselweise Schreibweise von für <w> als dialektal aus der geschriebener und v.a. gedruckten Sprache ausgeschieden (vgl. Reiffenstein 2003:2949).

⁹ Hier geht es um ein Phänomen der ober- und mitteldeutschen Dialekte bis zur Südgrenze des so genannten „gesamtmitteldeutschen Korridor[s]“ (Bruch 1953:117). Zur generellen Verbreitung in bayerischen Texten des 17. und 18. Jh. vgl. Tauber (1993:156-157).

¹⁰ Sie ist für die bayerische Dichtung des 17. Jh. sogar ausgesprochen typisch (vgl. Reiffenstein 2003:2951).

¹¹ Hier handelt es sich jeweils um Merkmale der ost- und nordoberdeutschen sowie ostmitteldeutschen Dialekte (vgl. König 2007:154; K. 1-4).

kerzen)¹² sind sie als sekundäre Dialektmerkmale diachron als Bestandteil der regionalen Schriftsprache zu betrachten. Die nur im nord- und ostoberdeutschen Raum übliche Ellipse des Personalpronomens der 2. Pers. Sg. (*Nun springst in die ebig Rhue, So wirst die Cron erwerben*) ist dagegen nur selten im Korpus belegt.¹³ Andere auf den bairischen Dialektraum beschränkte Formen der Morphologie sind selten (*Sein/seindt ‚sind‘*) (vgl. Zehetner ³2005:317) oder kommen nur einmalig vor (*Ich [...] gib ‚ich gebe‘*¹⁴; prädikatives Attribut *flehenter*). Die für die bairischen Dialekte charakteristische Flexion des Verbs in der 2. Pers. Pl. mit Suffix *-ts* fehlt völlig. Die ebenfalls übliche Form *d* für den femininen Definitartikel lässt sich zwar nachweisen (*D=ewigkheit, d'glickhseligkheit*), wird aber stets durch Apostroph oder andere Zeichen explizit als zu metrischem Zweck vorgenommene Verkürzung markiert.

Insgesamt ist den anonymen niederbayerischen Autoren somit ein deutliches Streben nach Hochsprache nicht abzusprechen. Wie gezeigt werden konnte, wird der regional-sprachliche Anteil ihrer Dichtersprache auf der Ebene der Lautung und der Morphologie durch großräumig verbreitete, sekundäre Dialektmerkmale geprägt, während kleinräumige, primäre Dialektmerkmale, die tendenziell als mundartlich aufgefasst wurden, nur vereinzelt auftauchen. Die Autoren benutzen neben oberdeutschen Formen aber auch Schreibweisen, die Opitz' ostmitteldeutschen Vorgaben entsprechen. D.h. in ein und demselben Text stehen sich entsprechende Variantenpaare gegenüber. Dies betrifft v.a. die Setzung bzw. Nichtsetzung des <e> im Präfix *ge-* und im Wortauslaut, die Schreibung von hdt. [y]/[y:] als <y>/<i(e)> bzw. <ü>/<üh>, den Wechsel zwischen Präteritum und Perfekt, aber auch lexikalische Varianten (*hir/da*) oder die Flexions-Morpheme *-n/-m* bei maskulinen Pronomina im Dativ Sg. (*Disem/Meinen*). Nicht immer scheint diese Varianz rhythmische/metrische Gründe zu haben.

Bemerkenswert sind schließlich besondere, offenbar auf einer höheren stilistischen Ebene verortete Schreibweisen: Angesichts der geläufigen Verschriftlichungen von *e*-Schwund und Entrundung betrifft dies neben der Setzung redundanter <-e(-)> und der Vermeidung von *e*-Apokope/-Synkope an rhythmisch an sich ungünstigen Stellen besonders die Verwendung der Grapheme <ö> und <ü>: In der oberdeutschen Schreibsprache des 17. und 18. Jh. war die Verschriftlichung von [e] als <ö> (offenbar zur Unterscheidung von [ɛ], das durch das Graphem <e> wiedergegeben wird), v.a. vor [l/r], und von [y] als <ü> ein durchaus übliches Phänomen (vgl. Tauber 1993:37,

¹² Hier liegt ein im gesamten oberdeutschen Raum verbreitetes Phänomen vor (vgl. Žirmunskij 1962:431). Zur Verbreitung in bayerischen Texten des 17. und 18. Jh. vgl. Tauber (1993:162-163).

¹³ In den bairischen und ostfränkischen Dialekten entfällt *du* regelmäßig, da das enklitische Allomorph der 2. Pers. Sg. als ausreichend empfunden wird (vgl. Merkle ⁶1996:126; Kalau 1984:164).

¹⁴ Zu solchen Besonderheiten in der Stammvokal-Behandlung bei der Flexion gewisser starker Verben vgl. Zehetner (1977:108). Zur Gängigkeit in bayerischen Texten des 17. und 18. Jh. vgl. Reiffenstein (²2003:2951).

61; Reiffenstein ²2003:2949-2950). Auffällig ist jedoch, dass im Korpus solche Schreibweisen nur punktuell und offensichtlich funktional zum Einsatz kommen: Zum einen liegen sie in Wörtern vor, die in besonderem Maße dem sakralen Bereich bzw. sakralen Handlungen zuzuordnen sind: *Der Kÿrchen [...] woll bekant, [...] – Ich hab erwöhlht daher mein Grab [...] – Die Stüffung der H: wochen Mesß [...]*. Zum anderen treten sie mit Vorliebe in den für das Seelenheil des Verstorbenen entscheidenden Passagen der Texte auf, in welchen der *homo viator* aufgefordert wird, den auf dem Grabepitaph Verewigten in sein Gebet einzuschließen:

[...] ADE LESER weich doch mörk – / Sag an gnad Dir Gott mein FÖRG. [...]

[...] O. Lösser betracht, werst bist, / Was Eidt Leben macht, vnd ist, [...]

[...] Lösser bett vor mich / glaub sicherlich, / hilfft mir, vnd dir, [...]

[...] Ihr liebe freundt bitt Gott darfür / Damit wür nit lang miesßen [...].

Die Synopse der sprachlichen Merkmale aller untersuchten Grabinschriften lässt erste Konturen der niederbayerischen Varietät der oberdeutschen **Schreib- und Literatursprache** im Barockzeitalter ausmachen: Bei aller Varianz handelt es sich um eine Varietät des Deutschen, die im Rahmen eines Sprachausgleiches durch gesamtöberdeutsche Sprachmerkmale geprägt wird, dabei aber offen für ostmitteldeutsche Vorgaben bleibt und sich punktuell auch kleinräumigeren, d.h. originär (mittel)bairischen Dialektmerkmalen nicht völlig verschließt. In geradezu epigrammatischer Dichte finden sich solche Kennzeichen räumlich unterschiedlich weit verbreiteter Varietäten exemplarisch versammelt auf dem Grabepitaph des Friedrich Aicher, der als fürstlicher Rat des österreichischen Erzherzogs und Passauer Bischofs 1658 starb. Sein in Stein gemeißelter "letzter Seufzer" im Passauer Domkreuzgang lautet: *In Greitz Vnnd leiden lebte Ich, / der dott Hats gendt bit Gott für mich.*

Literatur

- AMMON U. / LOEWER U., 1977, Schwäbisch, Düsseldorf.
- BESCH W. / LÖFFLER H., 1977, Dialekt/Hochsprache – Kontrastiv. Alemannisch, Düsseldorf.
- BREUER D., 1979, Oberdeutsche Literatur 1565–1650. Deutsche Literaturgeschichte und Territorialgeschichte in frühabsolutistischer Zeit, München.
- BREUER D., 2001, Die protestantische Normierung des deutschen Literaturkanons in der Frühen Neuzeit, in: Haupt H.-G./Langewiesche D. (Hg.), Nation und Religion in der deutschen Geschichte, Frankfurt am Main u.a., S. 84-104.
- BRUCH R., 1953, Grundlegung einer Geschichte des Luxemburgischen, Luxemburg.
- ENTNER H., 1984, Der Weg zum Buch von der Deutschen Poeterey. Humanistische Tradition und poetologische Voraussetzungen deutscher Dichtung im 17. Jahrhundert, in: Lenk W./Schiewek I./Spriewald I./Entner H. (Hg.), Studien zur deutschen Literatur im 17. Jahrhundert, Berlin/Weimar, S. 11-144.
- HARSDÖRFFER G.PH., 1969, Poetischer Trichter. Die Teutsche Dicht- und Reimkunst. Reprgraph. Dritter Teil, Darmstadt.

- HASSELBERG J. / WEGERA K.-P., 1976, Hessisch, Düsseldorf.
- HENN B., 1980, Pfälzisch, Düsseldorf.
- HENNE H., 1964, Hochsprache und Mundart im schlesischen Barock. Studien zum literarischen Wortschatz in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Marburg.
- HÖRLIN R., 1988, „Fränggisch gredd“ – eine Sprachkunde (ost-)fränkischer Mundarten, Neustadt a.d. Aisch.
- KALAU G., 1984, Die Morphologie der Nürnberger Mundart. Eine kontrastive und fehleranalytische Untersuchung, Erlangen.
- KOLLER E., 1991, Fränggisch gschriim? Eine fehleranalytische Untersuchung unterfränkischer Schüleraufsätze, Tübingen.
- KÖNIG W., ¹⁶2007, dtv-Atlas zur deutschen Sprache, München.
- KRANZMAYER E., 1956, Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes, Wien.
- LINDGREN J. J., 1957, Über den oberdeutschen Präteritumschwund, in: Suomalaisen Tiedeakatemian Toimituksia. Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Ser. B. 112, S. 5-133.
- MERKLE L., ⁶1996, Bairische Grammatik, München.
- OPITZ M., 1991, Buch von der Deutschen Poeterey (1624). Bibliographisch ergänzte Ausgabe, Stuttgart.
- PFALZ A., 1913, Die Mundart des Marchfeldes, in: Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien 170/6, S. 1-75.
- PFALZ A., 1983, Zur Phonologie der bairisch-österreichischen Mundart, in: Wiesinger P. (Hg.), Die Wiener dialektologische Schule. Grundsätzliche Studien aus 70 Jahren Forschung, Wien, S. 153-163.
- REIFFENSTEIN I., ²2003, Aspekte einer bayerischen Sprachgeschichte seit der beginnenden Neuzeit, in: Besch W./Betten A./Reichmann O./Sonderegger S. (Hg.), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Bd. 3, Berlin, S. 2942-2971.
- SCHWARZ CH. / SPIEKERMANN H. / STRECK T., 2008/09, Primäre und sekundäre Dialektmerkmale. Empirische Befunde aus Dialekten und Standardvarietäten, in: Pohl H.-D. (Hg.), Akten der 10. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie (Klagenfurt, 19.-22. September 2007), Wien, S. 355-377.
- SEGBRECHT W., 1977, Das Gelegenheitsgedicht. Ein Beitrag zur Geschichte und Poetik der deutschen Lyrik, Stuttgart.
- SEGBRECHT W., 1978, Steh, Leser, still! Prolegomena zu einer situationsbezogenen Poetik der Lyrik, entwickelt am Beispiel von poetischen Grabschriften und Grabschriftenvorschlägen in Leichencarmina des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 52/3, S. 430-468.
- SEGBRECHT W., 1981, Poetische Grabschriften des 17. Jhs. Als literarische Zeugnisse des barocken Lebensgefühls, in: Literatur für Leser 1, S. 1-17.
- TAUBER W., 1993, Mundart und Schriftsprache in Bayern (1450-1800). Untersuchungen zur Sprachnorm und Sprachnormierung im Frühneuhochdeutschen, Berlin/New York.
- ZEHETNER L., 1977, Bairisch, Düsseldorf.
- ZEHETNER L., ³2005, Bairisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern, Regensburg.
- ŽIRMUNSKIJ V.M., 1962, Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten, Berlin.

Im Anfang war das gesprochene Wort – gesprochene Sprache und die Sprachgeschichte

Die Ausdrucksseite des Sprachzeichens (Signifikant) kann phonisch als Sprechen und/oder graphisch als Schreiben materialisiert werden. Im Alltag finden sprachliche Aktivitäten vor allem in Form der gesprochenen Sprache statt. Zu ihren typischen Merkmalen gehören u.a. die Prosodie der menschlichen Stimme (Intonation, Sprechtempo, Lautstärke, Pausen), Koartikulation, Bevorzugung von Parataxe gegenüber der Hypotaxe, gehäuftes Auftreten von Herausstellungen, Anakoluthen, Ellipsen, Selbstkorrekturen, simultanem Sprechen, Gestik und Mimik. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts war ein Widerspruch für die Sprachwissenschaft kennzeichnend. Bis zu dem Zeitpunkt basierte die Sprachwissenschaft ausschließlich auf geschriebenen Texten (Skriptizismus), obwohl der Logozentrismus in der Forschung dominant war, d.h. die Überzeugung vom absoluten Vorrang des gesprochenen Wortes als einer onto- und phylogenetisch gegenüber der Schrift primären Erscheinungsform der Sprache. Die Überzeugung davon, dass das gesprochene Wort das einzige Forschungsobjekt der Sprachwissenschaft darstellt, vertraten die Junggrammatiker, Otto Behagel, Ferdinand de Saussure, Leonard Bloomfield und die Vertreter der generativen Grammatik. Zu einem Forschungsgegenstand wurde die gesprochene Sprache in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts, als Forscher über technische Geräte verfügten, die ermöglichten, Sequenzen der gesprochenen Sprache aufzunehmen und die sprachlichen Daten in Form von Transkriptionen aufzubereiten. In den letzten Jahren wird sogar gefordert, die Besonderheiten der gesprochenen Sprache in der Grammatikbeschreibung zu berücksichtigen. Dabei wird darauf hingewiesen, dass sich die Phonologie und die Graphematik medial unterscheiden, weil die Satzintonation ein Bestandteil der gesprochenen Sprache und die Satzinterpunktion ein Merkmal der geschriebenen Sprache sind. Diese Besonderheiten widerspiegeln sich in der Grammatik (Eisenberg 2007).

Seit circa 30 Jahren wird die gesprochene Sprache auch aus der historischen Perspektive untersucht und einer der ersten Sprachwissenschaftler, der über diachronische Aspekte des Sprechens geforscht hat, ist der Schweizer Germanist und Mediävist Stefan Sonderegger. Er wurde auf einige lateinisch-althochdeutsche Gebrauchstexte aufmerksam, wie z.B. „Kasseler Glossen“ aus dem 9. Jahrhundert (entstanden im Raum Regensburg,

gefunden in Fulda) und „Altdeutsche Glossen“ („Pariser Gespräche“) aus dem 10. Jahrhundert. Bei beiden Texten handelt es sich um eine Sammlung von Mustersätzen, die umgangssprachliche und sprechsprachliche Merkmale des Althochdeutschen enthalten, wie z.B. Wortverschleifungen, Ellipsen und sogar Beschimpfungen. Ein charakteristisches Merkmal dieser Texte ist ihre Zweckorientierung auf die wenn auch rudimentäre Alltagskommunikation romanisch-sprachiger Reisender durch Bayern: Ahd. *skir min fahs, Haarschneiden bitte* / *skir min part, den Bart stutzen, bitte* / *fir-nimis?* ‚verstanden?‘ / *ih firnimu, ja, ich verstehe*‘ aus: „Altdeutsche Glossen“. Zu den polnischen Germanisten, die das Thema der historischen Mündlichkeit aufgegriffen haben, zählt Józef Wiktorowicz (1997). Er analysierte Krakauer Stadtbücher aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die in der städtischen Hauptkanzlei niedergeschrieben wurden und Stadtbücher, die in der kleineren Vogtkanzlei entstanden. Die Schreiber der Hauptkanzlei waren gebildet, zu ihnen gehörte unter anderem der durch seinen „Codex Picturatus“ bekannt gewordene Kanzleischreiber Balthasar Behem. Die Sprache dieser Stadtbücher weist Merkmale der ostmitteldeutschen ‚Einheitssprache‘ ohne dialektale Merkmale auf. In den Stadtbüchern der Vogtkanzlei spürte Wiktorowicz, neben korrekten Formen, auch Belege mit einem delabialisierten <ü> auf, wie z.B. *iber czogen* ‚überzogen‘, *schesseln* ‚Schüssel‘ und Formen mit einer Verdampfung des <a> zu <o> ,*toffel* ‚Tafel‘, *schworz* ‚schwarz‘. Wiktorowicz schlussfolgerte daraus, dass es sich hierbei um Elemente der gesprochenen Sprachform handele.

Diese und andere Forscher exemplifizierten in ihren Arbeiten Erscheinungen, die sie meistens intuitiv als Elemente der gesprochenen Sprache in geschriebenen Texten identifizierten. Sie äußerten sich generell nicht zum Problem des Sprachkorpus, das darin besteht, dass authentische Quellen der gesprochenen Sprache aus früheren Epochen nicht vorhanden sind. Bei der Lösung des Problems der mangelnden Quellen wurde ein von den Romanisten Peter Koch und Wulf Oesterreicher vorgelegtes Modell aufgegriffen. Diesem Modell liegt die Unterscheidung zwischen Medium und Konzeption und zwischen der Nähesprache und der Distanzsprache zugrunde. Für das Quellenproblem ist vor allem die Differenzierung zwischen Medium und Konzeption relevant und sie wird im Folgenden genauer beleuchtet. Koch/Oesterreicher weisen in ihrem Aufsatz aus dem Jahr 1994 darauf hin, dass ein schriftlicher Text sich nicht ausschließlich auf Merkmale beschränken muss, die für die schriftliche Sprache typisch sind, und dass auch schriftliche Quellen die gesprochene Sprache repräsentieren können. Sie trennen den Aspekt des Mediums von dem Aspekt der Konzeption und begründen diese Differenzierung damit, dass die mediale Seite einer Äußerung oder eines Textes, also ihre Realisierung in akustischer/gesprochener oder graphischer/geschriebener Form, nicht unbedingt identisch mit der konzeptionellen Seite sein muss. Es ist somit zu unterscheiden, ob ein Text im Voraus als eine schriftliche Äußerung konzipiert wurde, oder ob ein ursprünglich gesprochener Text nur graphisch fixiert worden ist.

		Konzeption	
		gesprochen	geschrieben
Medium	graphisch	z.B. chat, sms <i>das is ne¹ wichtige Angelegenheit</i>	z.B. formeller Brief <i>das ist eine wichtige Angelegenheit</i>
	phonisch	z.B. Alltagsgespräch [ˈdasnə ˈvɪçtjə ˈʔaŋgəˌlɛŋhət]	z.B. Referat, öffentliche Rede [ˈdas ˈɪst ˈʔamə ˈvɪçtɪgə aŋgəˌleːgŋhət]

Abb. 1 Unterscheidung zwischen medialen und konzeptioneller Mündlichkeit sowie zwischen medialer und konzeptioneller Schriftlichkeit (Koch/Oesterreicher 2007:348)¹

Wie aus der graphischen Darstellung ersichtlich ist, gibt es in der Alltagskommunikation medial und konzeptionell gesprochenen Äußerungen sowie medial und konzeptionell geschriebenen Äußerungen, aber auch eine Kombinationsmöglichkeit: Medial geschriebener, aber konzeptionell gesprochener Text.² Koch/Oesterreicher verstehen die mediale Seite als eine Dichotomie, die konzeptuelle Seite betrachten sie dagegen als ein Kontinuum, dessen Endpunkte sie als einerseits mündlich und andererseits schriftlich bezeichnen. Diese Sichtweise des Problems ist insofern von Bedeutung, als hier eine Reihe von Übergangsformen zugelassen werden, d.h. „es geht stets um Abstufungen zwischen einem extrem ‚gesprochenen‘ und einem extrem ‚geschriebenen‘ Duktus³, wobei diese Graduierungen im Prinzip unabhängig von der jeweiligen medialen Realisierung sind“ (Koch/Oesterreicher 2007:348).

Medium	Konzeption 		
	konzeptionell mündlich (gesprochen)		konzeptionell schriftlich (geschrieben)
medial schriftlich (graphisch)	Privatbrief	abgedrucktes Interview	Gesetztext
medial mündlich (phonisch)	Alltagsgespräch	Vorstellungsgespräch	wissenschaftlicher Vortrag

Abb. 2. Graduierung der konzeptionellen Mündlichkeit und Schriftlichkeit (Koch/Oesterreicher 1994:588)

¹ Das *ne* (,eine‘) ist eine Prokope, d.h. eine allomorphe Wortverkürzung.

² Die Übertragung typisch mündlicher Merkmale in die Schriftlichkeit (schreiben wie man spricht) wird *Parlando* genannt.

³ Ausgestaltung sprachlicher Äußerungen, informelle vs. formelle Ausdrucksweise.

In der graphischen Darstellung wurde die Textgattung Gesetztext näher am Extrempol „schriftlich“ als ein abgedrucktes Interview positioniert, und dieses näher als ein Privatbrief. Ein familiäres Gespräch weist mehr Merkmale der konzeptionellen Mündlichkeit auf als ein Vorstellungsgespräch oder ein wissenschaftlicher Vortrag. Das konzeptionelle Kontinuum, das zwischen den beiden Extrempolen besteht, präzisiert die stark vereinfachte Gegenüberstellung gesprochen vs. geschrieben, weil ein breites Spektrum von Äußerungsformen an ihre Stelle tritt und die Übergänge lassen sich durch das Zusammenwirken bestimmter Versprachlichungsstrategien erfassen. Die Versprachlichungsstrategien manifestieren sich in Form bestimmter Textmerkmale, z.B. im Auftreten bestimmter Äußerungseigenschaften und Ausdrucksmittel, die einerseits für konzeptionell gesprochene Sprache und andererseits für konzeptionell geschriebene Sprache kennzeichnend sind.

Da die Begriffe „gesprochene Sprache“ und „geschriebene Sprache“ als konzeptionelle Größen keine mediale Basis mehr besitzen, werden außersprachliche Gesichtspunkte herangezogen, die Kommunikationsbedingungen, d.h. Produktions- und Rezeptionsbedingungen, berücksichtigen. Das zweite Begriffspaar, den Koch/Oesterreicher prägten, lautet „Sprache der Nähe“ und „Sprache der Distanz“. Damit lässt sich metaphorisch die prototypische Form der menschlichen Kommunikation erfassen. „Nähesprechen findet dann statt, wenn sich Produzent und Rezipient zur gleichen Zeit im gleichen Raum befinden. Beim Distanzsprechen dagegen sind Raumzeit der Produktion und Rezeption nicht identisch“ (Ágel/Hennig 2007:184). Zu anderen Produktions- und Rezeptionsbedingungen, die die Sprache der Nähe kennzeichnen, gehört spontaner Sprecherwechsel (turn-talking), d.h. der Hörer übernimmt (meistens spontan) die Rolle des Sprechers und der Sprecher übernimmt die Rolle des Hörers. Es besteht die Möglichkeit auf Personen und Objekte im Raum zu verweisen, Emotionen und non-verbale Mittel sind im Spiel, der Diskurs wird mündlich realisiert. Prototypisch für die Sprache der Distanz ist, dass die Kommunikationsteilnehmer sich nicht kennen, räumlich getrennt, zeit- und kontextunabhängig sind, der Einsatz nonverbaler Mittel ist nicht möglich, Emotionen werden kontrolliert, der Diskurs findet schriftlich statt. Aus diesen Kommunikationsbedingungen resultieren Präferenzen für die Wahl bestimmter Versprachlichungsstrategien, die sich in bestimmten Textmerkmalen manifestieren, d.h. im Auftreten bestimmter Äußerungseigenschaften, die für gesprochene und geschriebene Sprache typisch sind. Versprachlichungsstrategien lassen sich mithilfe von fünf Parametern näher bestimmen, die bei der Suche nach Spuren der konzeptionellen Mündlichkeit in historischen Texten behilflich sein können. Die jeweils erstgenannte Komponente ist für die Sprache der Nähe, die jeweils zweite Komponente ist für die Sprache der Distanz charakteristisch (Rollenparameter – interaktive vs. eigenaktive Diskursgestaltung, Zeitparameter – spontane vs. planende Diskursgestaltung, Situationsparameter – deiktische vs. symbolische Diskursgestaltung, Parameter des Codes – verbal-nonverbale vs. ausschließlich verbale Diskursgestaltung, Parameter des Mediums – segmental-prosodische vs. ausschließlich segmentale Diskursgestaltung). In

prototypischer Weise lassen sich den beiden Polen Merkmale zuordnen, die man näher auf den sprachlichen Subebenen bestimmen kann:

1. Auf phonetisch-prosodischer Ebene treten Reduktionen auf: Apokope (*ich komm, ich geh*), Synkope (*wir ham*), Enklise (*haste, willst, So'n Blödsinn, Wie geht's dir*) im Gesprochenen; ihr Fehlen im Geschriebenen.
2. Auf lexikalisch-semantischer Ebene: „Allerweltswörter“ (z.B.: *interessant, nett, Ding, Typ, machen*), Deixis⁴, umgangssprachliche und derbe Ausdrücke sowie Phraseme (z.B.: *Spinnst du?, Nix da!, Klugscheißer!, Geill!, Er ist total durch den Wind*) im Gesprochenen; Funktionsverbgefüge und Konjunkionaladverbien (*folglich, ungeachtet dessen*) im Geschriebenen.
3. Auf syntaktischer Ebene: parataktische Verbindungen (z.B. *Er kommt nicht, er ist krank*), Kongruenzfehler, Anakoluth⁵, unabhängige Nebensätze (*Dass du auch immer gleich meckern musst, Damit das klar ist, Woran das wohl liegt?*), Ellipsen im Gesprochenen; Partizipialkonstruktionen, Nominalisierungen, hypotaktische Konstruktionen (*Er kommt nicht, weil er krank ist*) im Geschriebenen.
4. Auf textuell-pragmatischer Ebene: Modalpartikeln, Gliederungssignale (*also, nun, im Übrigen, ich meine, wie auch immer, sag mal, weißt du was, wie mans nimmt*), Heckenausdrücke⁶ (*oder so, was weiß ich*), rhematische Pronominalisierungen (*Ich wußte nicht, dass der noch so viele Freunde hatte*) im Gesprochenen; ihr Fehlen im Geschriebenen.

Zur Illustration des oben Gesagten soll ein Beispiel dienen: Zwei Gesprächspartner begegnen sich in einem Raum und führen ein Gespräch miteinander, was sich auf der sprachlichen Ebene darin zeigt, dass bestimmte Anredeformen, Sequenzen Frage – Antwort (Adjazenzellipse), Partikeln, Interjektionen, Heckenausdrücke und andere sprachliche sowie nicht sprachliche Ausdrucksmittel auftreten. Findet die Kommunikation zeit- und raumunabhängig statt, bedeutet das für den Textproduzenten, dass er seinen Text präzise ausformulieren muss, was sich auf der sprachlichen Ebene in Form vollständiger und komplexer Sätze manifestiert. Lassen sich in einem (medial) geschriebenen Text z.B. Wortreduktionen, Ellipsen, Inkongruenzen, unabhängige

⁴ Deiktische Ausdrücke gewinnen ihre Bedeutung nur durch den Bezug auf die Sprechsituation, in der sie geäußert werden. Damit der Satz *Gestern sah er sie dort* eine Bedeutung hat, muss die Referenz angegeben werden, d.h. die deiktischen Elemente müssen aufgelöst werden.

⁵ Bruch in der syntaktischen Konstruktion, folgewidrige Fortsetzung einer angefangenen Satzkonstruktion (*deswegen, weil wir im Augenblick eine große Wandlung sich vollzieht aus Wir machen eine große Wandlung durch und Im Augenblick vollzieht sich eine große Wandlung; Jadąc do pracy, padał deszcz; Otwierając okno, zatrzasnęły się drzwi*).

⁶ Ausdrucksmittel, die als Vagheits-, Unbestimmtheits- bzw. Distanzierungssignale dienen.

Nebensätze finden, dann können sie als Indizien für die konzeptionelle Mündlichkeit gedeutet werden.

Bei der Suche nach Spuren der gesprochenen Sprache in historischen Texten ist das Modell von Koch/Österreicher von grundlegender Bedeutung. Zum einen lässt sich sagen, dass nicht jeder aus früheren Epochen überlieferte Text für die diachronische Erforschung der konzeptionellen Mündlichkeit geeignet ist, denn z.B. elaborierte Ausdrucksweise oder stilistische Konstruktionen sprechen gegen seine Bewertung als konzeptionell mündlich. Zum anderen kann man vermuten, dass literarisch wenig ambitionierte Texte konzeptionell nah am Extrempol „mündlich“ zu verorten sind und sich als Erfolg versprechend für die diachrone Dimension des Gesprochenen erweisen können. Die historisch ausgerichtete Mündlichkeitsforschung zählt zu ihren Primärquellen z.B. Lebensbeschreibungen, private Korrespondenz, Tagebücher, Reisebeschreibungen der „einfachen Leute“ (Kaufleute, Handwerker, Gastwirte, Soldaten, Bauern), Volkspredigten, Gerichtsprotokolle. Zu den Primärquellen der historischen Mündlichkeit zählen ebenfalls zwei- oder mehrsprachige Gesprächsbücher, die in ferner Vergangenheit glottodidaktischen Zwecken dienten. Dafür gibt es einige Gründe. Zum einen kommt dem Gespräch unter den menschlichen Kommunikationsformen die wichtigste Bedeutung zu. Zum anderen ist das Gespräch eine grundlegende Form der Sprachverwendung im Alltag und weist wohl die meisten Merkmale der Nähesprache auf. Auch die thematische Bandbreite der Gespräche, die einen starken Bezug zum Alltag eines Kaufmanns, eines Handwerkers oder eines Reisenden haben, spricht dafür, dass in Gesprächsbüchern Indizien für nähesprachliche Merkmale konserviert sind. Im folgenden Text lassen sich einige Indizien aufsuchen, die dazu berechtigen, darin konservierte Äußerungen als konzeptionell mündliche Äußerungen einzustufen. Es handelt sich um den ältesten derzeit bekannten deutsch-polnischen Text unter dem Titel „Eyn kurtze und gruntliche Vnderweisung beyder sprachen / zu lesen Polnisch und Deutsch. Krotkie ij gruntowne Vkazanye ij navka / obovey mowy mowić / ij czisc Polskye ij Nyemyecky“ (Verfasser ist nicht bekannt, 1523 oder 1524).

1. Auf der phonetisch-prosodischen Ebene ist die konzeptionelle Mündlichkeit mit dem Parameter des Mediums gekoppelt. In der „Unterweisung“ treten Elisionen (Lautweglassungen) auf. Die Apokope bei den Verben der 1. Person Sg.: *Ich bit euch thut das* (A_2 recto, Z. 30), *Ich borg dyr nicht* (A_2 verso, Z. 6), *Ich danck euch* (A_2 verso, Z. 17), *Ich wollt gern mit euch reden* (A_3 recto, Z. 12-13), *Wie viel hab ich zu dyr genommen* (A_3 recto, Z. 23-24). Die Apokope weisen auch Verben im Plural, Adverbien, Substantive und Personalpronomen auf: *Ich hoffe yhr werd mich wol bezalen* (A_2 verso, Z. 35-36), *Lieber herr richt myr das aus* (A_5 recto, Z. 24-25), *Woll wyr freymarcken* (A_5 verso, Z. 20), *Ihr schenckt nicht heut weyn* (A_4 recto, Z. 23-24), *Ich glawb nicht als / was die leut sagen* (A_3 recto, Z. 4-5). Einmal gibt es auch die Synkope: *Es wird nichts draus* (A_2 recto, Z. 2). Zu den anderen Erscheinungen auf der phonetischen Ebene zählt auch die Verdampfung (Hebung und Rundung): *Wer do nicht will volgen dem ist nicht zu radten* (A_2 verso,

Z. 19-20), *Warumb hat er das nicht gethon* (A₅ recto, Z. 30), *Sie wollten mich schlahē do dret ich mich von yhn aus* (A₇ recto, Z. 12-14). Auf der prosodischen Ebene sind Enklisen mehrmals belegt – Enklise des Personalpronomens und *es*: *In dem vorgaß ichs* (A₂ verso, Z. 12), *Ich bit euch saget myrs* (A₃ recto, Z. 35), *Ich gyb es nicht anders wollt yhrs haben / nembts yn dem gelt* (A₅ verso, Z. 8-10); Enklise des Verbs der 1. Person Sg. und *es*: *Ich hats schyr vorgessen* (A₂ recto, Z. 17), *Ich kans nicht darumb geben / es ist meyn grosser schaden* (A₃ verso, Z. 10-12), *Ich gyb es nicht anders wollt yhrs haben / nembts yn dem gelt* (A₅ verso, Z. 8-10); Enklise des Verbs der 2. Person Sg. und eines Personalpronomens: *Vornimstu doch deutsch und polnisch* (A₂ recto, Z. 35-36), *Was furstu auff dem wagen* (A₅ verso, Z. 33-34).

2. Der Situationsparameter zeigt sich auf der lexikalischen Ebene. Aus dem dialogischen Charakter der Textgattung Gespräch ergibt sich die Notwendigkeit bestimmte Anredeformen zu verwenden. Im untersuchten Text überwiegen Formen der 2. Person Pl., aber nominale Anreden sind auch zahlreich vertreten, wie z.B. *lieber herr*, *meyn lieber gesell*, *meyn lieber bruder*, *meyn liebe kochyn*, *herr wirt*, *herr Peter*, *herr Stanislaw*, *junge fraw*. Konzeptionelle Mündlichkeit auf der lexikalischen Ebene äußert sich auch im Auftreten der lokalen und temporalen Deixis, denn die Gesprächspartner lokalisieren ihre Äußerungen in Zeit und Raum: *Was ist da newes* (A₁ verso, Z. 30), *Was habt ihr hie zu schaffen* (A₄ verso, Z. 26-27), *Was macht yhr hie / gehet hyn heym* (A₄ recto, Z. 34-35), *Ich will euch ytzunder betzalen* (A₅ recto, Z. 8-9), *Lieben herrn kompt heer* (A₄ recto, Z. 29-29), *Gebt myrs her* (A₆ verso, Z. 2), *Sie seyn itzt weg gangen* (A₇ verso, Z. 1).

3. Der Zeitparameter bedeutet, dass die Planung einer Äußerung simultan (Nähesprache) oder nicht simultan (Distanzsprache) mit der Produktion dieser Äußerung erfolgt. Obwohl der Text medial schriftlich überliefert ist und man eine planende Diskursgestaltung erwartet, treten hier einige Strukturen auf, die einen geringeren Planungsgrad aufweisen. Dies zeigt sich auf der syntaktischen Ebene, wo einige additive Konstruktionen belegt sind: asyndetische Parataxen – *Wyr wollen schlaffen es ist zeyt* (A₃ recto, Z. 7-8), *Der zeyger hat zehne geschlagen gee wir von dannen* (A₃ verso, Z. 18-20), *Ich hette sie gern sie gefallen myr* (A₆ recto, Z. 16-17); Parenthese/Ergänzung – *Wenn sie mir gebe tzessen ich wollt sie bitten* (A₁ v, Z. 19-20); Adjazenzellipsen – *Seyt willikum lieber herr. Was hort man newe zeytung. Was ist da newes. Gar wenig oder nichts* (A₁ verso, Z. 28-31), *Ich hore das der Keyser ist zu Noremborgk. Das ist gewiss alls man sagt* (A₁ verso, Z. 33-36), *Wenn soll ich wider komē. Morgen frue odder nach essens* (A₂ recto, Z. 14-16).

Fazit

Die Suche nach den Spuren der historischen Mündlichkeit ist möglich trotz einer schwierigen Datenlage. Einen wichtigen Beitrag hierzu leistet die Trennung zwischen

medialen und konzeptionellen Aspekten einer Äußerung. Dank den oben genannten Parametern ist es möglich, an das Unterfangen systematischer und einheitlicher heranzugehen. Der historischen Mündlichkeit kann man sich am besten in der Weise annähern, dass man nach Texten oder Textsequenzen sucht, von denen es anzunehmen ist, dass sie konzeptionell der Mündlichkeit am nächsten kommen. Trotzdem darf nicht vergessen werden, dass die gesamte Sprachgeschichte ausschließlich auf schriftlichen Zeugnissen aufgebaut ist und deshalb sind nur indirekte Rückschlüsse auf den tatsächlichen Sprachgebrauch möglich. So bleibt die Suche nach Elementen der gesprochenen Sprache in vielen Fällen erfolglos, denn die Tatsache, dass man auf medial geschriebene Texte angewiesen ist, schließt das Auftreten von typisch sprechsprachlichen Strukturen aus, wie z.B. Koartikulationen, simultanes Sprechen, Anakoluthe u.a.

Literatur

- ÁGEL V. / HENNIG M., 2007, Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens, in: Ágel V./Hennig M. (Hg.), Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache, Tübingen, S. 179-214.
- EISENBERG P., 2007, Sollen Grammatiken die gesprochene Sprache beschreiben? Sprachmodalität und Sprachstandard, in: Ágel V./Hennig M. (Hg.), Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache, Tübingen, S. 275-296.
- KOCH P. / OESTERREICHER W., 1994, Schriftlichkeit und Sprache, in: Schrift und Schriftlichkeit (Handbücher für Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10). Bd. 1., S. 587-604.
- KOCH P. / OESTERREICHER W., 2007 Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 35, S. 346-375.
- SONDEREGGER S., 2002, Germanica selecta. Ausgewählte Schriften zur germanischen und deutschen Philologie. Zum 75. Geburtstag des Autors, Tübingen/Basel.
- WIKTOROWICZ J., 1997, Die deutsche Sprache in Krakau im 16. Jahrhundert, in: Grabarek J. (Hg.), Deutschsprachige Kanzleien des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, Bydgoszcz, S. 101-108.

Das Wort und die Wortwörtlichkeit in der Übersetzungswissenschaft

Jedes Jahr erscheinen auf dem deutschen Buchmarkt über 90000 Bücher, viele werden ins Deutsche übersetzt. Die Übersetzungen beziehen sich auf alle möglichen Textsorten und werden bei der Anwendung verschiedenen Strategien angefertigt. Dabei kann der Übersetzer unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Karl Dedecius (1986:146), mit dessen Übersetzungstheorie ich mich insbesondere beschäftige, nennt zum Beispiel vier Schwerpunkte, um die eine Übersetzung konzipiert werden kann:

1. die Lexik, aus der sich wortgetreue Übersetzung ergibt,
2. der Stil, der in Verbindung zum Satzbau steht,
3. die Bedeutung, aus der eine sinngemäße Übersetzung resultieren sollte und
4. das Artistische, das die Sprachkunst und Form in Mittelpunkt stellt.

In demselben Zusammenhang nennt Maria Krysztofiak (1999:35) fünf Ebenen eines Textes: Semantik, Lexik, Stil, Kulturspezifika und Thematik, die im Übersetzungsverfahren unterschiedlich stark ausgearbeitet werden können. An dieser Stelle sollen die Hauptprobleme, die sich aus der Konzentration auf die Lexik im Übersetzungsprozess ergeben, dargestellt und besprochen werden.

Zweifelsohne ist das Übersetzen ohne Berücksichtigung der Lexik nicht möglich. Nun aber kann die Übersetzung, die nur anhand der vom Autor verwendeten Wörter vorbereitet wird, nicht wirklich funktional sein. Schon im 4. Jh. pflegte der Hl. Hieronymus, der Bibelübersetzer, zu sagen: „Non verbum e verbo, sed sensum exprimere sensu“ („nicht Wort für Wort, sondern Sinn für Sinn“). Damit betonte er, dass die Wortwörtlichkeit sich für eine sinngemäße Übersetzung als hinderlich erweisen kann. Bei der Auseinandersetzung mit Hieronymus' *Maxime* stellt Dedecius (1986:92f.) fest, dass sie nicht wirklich neu war – schon zuvor hatte Quintus Horatius Flaccus in einem Brief an die Pisonen empfohlen: „Du wirst als treuer Übersetzer nicht versuchen, das Wort durch das Wort wiederzugeben“; was wiederum als Anknüpfung an Ciceros Empfehlung war: „Nicht Wort für Wort, sondern den eigentlichen Sinn aller Wörter und Kraft“¹. Diese

¹ Die Zitate von Hl. Hieronymus, Quintus Horatius Flaccus und von Cicero sind dem Band

Regel, nach dem Sinn des Gesagten zu suchen, und eine verständliche Übersetzung zu bestreben, scheint sich durchgesetzt zu haben. 1530 schrieb Luther in seinem Sendbrief vom Dolmetschen „[man müsse] nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man [] deutsch reden [soll], sondern die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt [] und denselbigen auf das Maul schauen, wie sie reden und danach dolmetschen“ (Hohn 1999:92). Dieser Gedanke, der den Sinn der Wortwörtlichkeit in Frage stellt, wurde auch in nachfolgenden Jahrzehnten und später weiterentwickelt und die für den Rezipienten verständliche Übersetzung wurde bevorzugt.

In diesem Zusammenhang erscheint interessant die Theorie von Walter Benjamin (1955:40), er lehrte, dass die beste Übersetzung die wortwörtliche sei – es ist genau der Gegenteil dazu, was bisher gesagt wurde. Benjamin stellte die These auf, dass kein Künstler sein Werk unter Berücksichtigung der Aufnehmenden kreiert. Daraus resultierte die zweite These: Wenn die Schriftsteller sich in ihrem Schaffen nicht an den Empfänger ihrer Sprachkunst orientieren, so müsse auch die Übersetzung an das Verständnisvermögen des Rezipienten nicht angepasst werden. Nach Benjamin (1955:40) bestehen Gedichte aus Mitteilungen und Aussagen, die für Dichtung selbst eher unwesentlich sind, und aus dem Dichterischen, das geheimnisvoll und unfassbar ist, dafür aber entscheidend. Ihm zufolge muss sich der Übersetzer zwischen dem Unwesentlichen und dem Dichterischen, das unter anderem in der Lexik und der Wortfolge steckt, entscheiden. Gleichzeitig weist Benjamin (1955:50f.) auf die Konsequenzen hin, die sich aus der Konzentration auf die Form, die er bei der Dichtung für entscheidend hält, ergeben. Er bemerkt, dass durch die treue Wiedergabe der Wortfolge der Sinn des Originals nicht nur beeinträchtigt werden kann, sondern oft überhaupt nicht mehr erfassbar wird. Trotz dieser Bemerkung besteht Benjamin auf eine wortwörtliche Übersetzung. Er begründet es damit, dass sogar in der Bibel steht „im Anfang war das Wort“. Seiner Meinung nach soll der Sinn der gegebenen Aussagen nur am Rande betrachtet werden. Er geht davon aus, dass die Übersetzung, in der die Wortwahl als auch die Wortfolge nicht beibehalten wird, das Original negativ überschattet. Dabei argumentiert er: „Die wahre Übersetzung [...] steht nicht im Licht, sondern lässt die reine Sprache, wie verstärkt durch ihr eigenes Medium, nur um so voller aufs Original fallen. Das vermag vor allem Wörtlichkeit in der Übertragung der Syntax, und gerade sie erweist das Wort, nicht den Satz als das Urelement des Übersetzers“.

An dieser Stelle erscheint als interessant der erste Teil Benjamins Argumentation. Benjamin sagt, dass sogar in der Bibel steht „im Anfang war das Wort“. Nun das Problem besteht darin, dass er sich nicht auf den originellen griechischen Vers beruft, sondern gleich auf die Übersetzung. Im Original schrieb der hl. Johannes „εν αρχη ην ο λογος“². Das Wort Logos (λογος) hat im Griechischen mehrere Bedeutungen. In dem

¹ „Vom Übersetzten“ entnommen.

² Evangelium des Jüngers „den Jesus liebte“, griech./deutsch: vgl. <http://12koerbe.de/euangelion/ioan-0.htm>.

Taschenwörterbuch von Langenscheidt, Altgriechisch-Deutsch (1997) werden folgende Bedeutungen angegeben: Rede, Darlegung, Erzählung, Vortrag, Beschreibung, Buch, Fabel, Prosa, Gerücht, Vorwand, Redeweise, Redeerlaubnis, Redefähigkeit, Beredsamkeit, Unterredung, Gespräch, Verhandlung, Beratung, Vorschlag, Wort, Ausdruck, Ausspruch, Behauptung, Sprichwort, Lehrsatz, Definition, Orakelspruch, Rechnung, Erwartung, Verhältnis, Proportion, Denkkraft, Vernunft, Logos (=Jesus Christus). Aus dieser Vielfalt der Bedeutungen resultieren weitere Übersetzungen eines und desselben Verses „εν αρχη ην ο λογος“:

- in principio erat Verbum (Vulgata),
- 1962 Im Anfang war das Wort, (der Logos),
- 1988 Im Anfang war der Logos,
- 1989 Im Uranfang war Er, das Wort,
- 1993 Im Anfang war der Logos (das Wort),
- 1997 Im Anfang war das Wort,
- im Ursprung ging der Sinn auf³,
- Am Anfang war das Gebot (λογος)⁴.

Will man sich mit den Kommentaren zu dieser Bibelstelle befassen, muss man feststellen, dass das griechische Wort logos schwer mit einem Begriff zu übersetzen ist. Ulrich Wilckens (1970:311) setzt sich in seiner Ausgabe „des Neuen Testaments“ mit der Bedeutung des Wortes Logos auseinander. Er erläutert: „der Sinn des griechischen Wortes Logos ist mit keinem deutschen Wort in seinem Vollsinn wiederzugeben. Luther übersetzte es mit Wort, weil er als Ausleger der Meinung war, daß hier vom Schöpfungswort Gottes (I. Mose 1,3 und Gott sprach) die Rede sei. Aber weder dies ist hier gemeint, noch das Wort Gottes, das Jesus in seiner Verkündigung geredet hat, sondern vielmehr das Wort, das Jesus selbst ist.“ Das würde die Übersetzung von Friedolin Stier (1989) erklären: „Im Uranfang war Er, das Wort“.

Eine tiefere Analyse des griechischen Wortes Logos stellt auch Otto Karrer (1959:250) dar. Seiner Meinung nach wirkt „im Begriff des Wortes Logos oder WORTES [...] die alttest. Weisheit nach, die bei Dan (2,21; 5,12) dem hebräischen Manda (Einsicht, Verstand) entspricht und in den Weisheitsbüchern für den jüdisch-hellenistischen Kulturkreis den griechischen Namen Logos (WORT) erhielt. [...] Einsicht, Vernunft, Weisheit, Hauch, Odem des Mundes, Wort gehen begrifflich ineinander über. Die Weisheit = das Gesetz = das Wort Gottes war nach Spr 3,22/31 im Anfang, vor aller Schöpfung, bei Gott [...] mit anderen Worten: Weisheit und WORT sind dasselbe.“ Dies würde wiederum die Übersetzung von Hans Zimmermann, die ich neulich im Internet gefunden habe, erklären: „im Ursprung ging der Sinn auf“ oder die von Thomas Rießler „Am Anfang war das Gebot (λογος)“. Daraus ergibt sich die Schlussfolgerung, dass

³ Vgl. <http://12koerbe.de/euangeleion/ioan-0.htm>.

⁴ Vgl. <http://www.kataiwannhn.de/kataiwannhn.html>.

Benjamins Argumentation, man solle die wortwörtliche Übersetzung bevorzugen, denn selbst in der Bibel steht „im Anfang war das Wort“, sich doch nicht bewähren kann. Dedecius (1986:40), der sich in seinen Schriften mit den Problemen eines Übersetzers auseinandersetzt, sieht in Benjamins Argumentation diese Schwäche. Seiner Meinung nach mag das Zitat aus Johannes Evangelium „im Anfang war das Wort“ überzeugend wirken (natürlich bei der Annahme, dass gerade diese Übersetzung die beste ist), nun aber steht nirgendwo in der Bibel, dass das Wort am Ende war; vielmehr folgten ihm der Sinn, die Kraft und die Tat⁵.

Der Übersetzer hat das Wort und die Wortfolge, als das Material für seine Arbeit zu betrachten, denn, wie Dedecius (1986:40) sagt, „[lebt eine] Übersetzung [...] davon, dass ich das Wort des anderen zu hören bereit bin, um dann das eigene Wort auszusprechen.“ Entscheidet sich dennoch der Übersetzer der Wortwahl des Originals zu folgen, dann soll die gegebene Wortwörtlichkeit der Bereicherung seiner Muttersprache dienen. Solche Bereicherung gelingt jedoch äußerst selten. Deswegen bleibt Dedecius (1986:37) dieser Herangehensweise gegenüber skeptisch. Vielmehr rät er, über die verwendeten Begriffe nachzudenken, um sie zu begreifen. Darin sieht er auch das Fundament der Übersetzung. Dedecius (1986:57) weist gleichzeitig auf die Möglichkeit als auch die Notwendigkeit hin, „ein und dasselbe Wort mehrfach zu lesen, zu verstehen, zu empfinden, zu deuten, niederzuschreiben“. Demzufolge soll ein Übersetzer „nach dem Sinn [des Wortes], der es erfüllt, und nach dem Geist, der es geprägt hat, trachten“, so gesehen soll er sich mit seiner Form, Herkunft Struktur und Wortbildung beschäftigen. Dedecius Meinung nach hilft solche tiefgehende Analyse des verwendeten Wortschatzes bei der Auswahl der einzelnen Lexeme, die zur Bildung einzelner Phrasen, Zeilen verwendet werden.

Dedecius (1995:109) zeigt seine Herangehensweise an die lexikalische Analyse der einzelnen Lexeme. Er tut das am Beispiel des Wortes *verstehen*. In dem Zusammenhang zählt er in einem Atemzug auf: Verstand, Verständnis, Verständigung. Es sind Lexeme, die zu derselben Wortfamilie gehören. Diese Begriffe sind (soziologisch und politisch gesehen) mit der Vermittlung verbunden. Der Stamm des Wortes Vermittlung bildet wiederum das Basismorphem Mitt(e), das auch folgenden Lexemen zugrunde liegt: Mittler, Mittlerschaft und Vermittlung. Beschäftigt man sich weiter mit der Semantik des Wortes *Mitte*, so merkt, man, dass sie „zweierlei Assoziationen wecken kann: positive – den Kern der Sache betreffende, das Gleichgewicht der *aurea mediocritas*, der goldenen Mitte, den Mittelpunkt als Achse, um die sich Räder, Kreise, Kugeln

⁵ Es ist eine Anspielung an „Faust I“: Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!“ / Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort? / Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen, / Ich muß es anders übersetzen, / Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin. / Geschrieben steht: „Im Anfang war der Sinn.“ / Bedenke wohl die erste Zeile, / Daß deine Feder sich nicht übereile! / Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft? / Es sollte stehn: „Im Anfang war die Kraft!“ / Doch, auch indem ich dieses niederschreibe, / Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe. / Mir hilft der Geist! Auf einmal weiß ich Rat / Und schreib getrost: „Im Anfang war die Tat!“ (Goethe 2005:40).

drehen; und negative, wie Mediokrität, Mittelmäßigkeit, Scheu vor der zentrifugalen Kraft, vor dem größeren Radius nach links und nach rechts oder rundum; Angst vor den Randerscheinungen, vor dem Äußersten“. Dedecius' Analyse hat sowohl den morphologischen, semantischen, als auch den pragmatischen Charakter. Zum Teil wird sie allerdings durch seine Kreativität und Phantasie gesteuert und damit weist sie den assoziativen Charakter auf. Dieses Verfahren hat einen enormen Einfluss auf den Übersetzungsprozess, der von jedem Übersetzer individuell gesteuert wird. Dabei darf der Übersetzer nicht allzu sehr seine künstlerische Freiheit ausleben, stattdessen soll er das Gleichgewicht, zwischen dem Zwang, der sich aus dem Original ergibt und der Freiheit, die sich aus dem schöpferischen Charakter jeder Übersetzung ergibt, finden.

An dieser Stelle sollen noch zwei Arten der relativ freien Übersetzung präsentiert werden: Die erste stammt von Dedecius, die andere von Stephan George. Dedecius übersetzte ein Gedicht von Mieczysław Jastrun „Koniec królestwa pomników“. Den Titel übersetzte er als „Das Ende des Königsreichs der Gipsfiguren“, und nicht als „Das Ende des Königsreichs der Denkmäler“, was der wortwörtlichen Übersetzung entsprechen würde. Einer der Literaturkritiker hat ihm vorgeworfen, sein Polnisch sei nicht gut, denn er hat das Wort *pomnik* als *Gipsfigur* und nicht als *Denkmal* übersetzt. Nun aber ging es in Jastruns Gedicht um das Niederreißen der Stalin-Denkmäler in den 50ern Jahren. Da diese Denkmäler nicht immer aus Marmor angefertigt wurden, dafür viel häufiger aus Gips, entschied sich Dedecius in seiner Übersetzung für *Gipsfiguren*. In einem Gespräch vertraute sich Jastrun seinem Übersetzer an und sagte, dass er der Einzige sei, der seine Dichtung verstehe. Damit hat der Autor selbst die „misslungene“ Übersetzung von Dedecius rechtfertigt.⁶

Auch Stephan George versuchte sich in freier Übersetzung⁷ und übersetzte ein polnisches Gedicht „Modlitwa na organy“ (dt. ‚Gebet für eine Orgel‘) von Rolicz-Lieder. Der polnische Dichter beschreibt in seinem Gedicht ein Dorf, in dem man u.a. das Quaken der Frösche hört. Rolicz' Beschreibung ist sehr direkt. Nun aber erscheint sie für seinen Übersetzer zu prosaisch. Stefan George, der mit dem polnischen Dichter eng befreundet war, übersetzt die Zeile *Żaby skrzeczą nad wodą zielonawą – zbudź się!* (wortwörtlich: ‚die Frösche quaken am grünen Wasser – wach auf!‘) in *Und stimmen ertönen vom grünlichen wasser – wach auf!*⁸ Da der Stil des Gedichts von Rolicz-Lieder insgesamt nicht gehoben ist, erscheint hier die Veränderung, für die sich George entschied, selbst wenn sie gut gemeint ist, als überflüssig. Der Dichter nannte „quakende“ Frösche, worauf der Übersetzer, wahrscheinlich der Ästhetik wegen, verzichtet hat. Dieses Beispiel bildet in der Literatur keine Ausnahme. Daraus ergibt sich aber die Frage nach den Grenzen einer freien Übersetzung.

⁶ Darüber hat mir in einem Gespräch Karl Dedecius erzählt. Seine Aussage ist bereits autorisiert worden.

⁷ Dedecius geht davon aus, dass eine wortwörtliche (schulmäßige) Übersetzung zu Studienzwecken verwendet werden kann.

⁸ Zit. nach Dedecius (1986:151). Dedecius' Besprechung dieser Übersetzung befindet sich ebenfalls an dieser Stelle.

Zusammenfassend, kann man sagen, dass der Autor zuerst seinen Text, der aus seiner Idee und dem sprachlichen Einfall und Tonfall besteht, liefern muss. Diesem soll der Übersetzer gerecht werden, indem er die Idee des Autors in neuer Sprache präsentiert. Sobald er die Idee des Autors richtig versteht, übernimmt er sie für seine Übersetzung. Ab diesem Moment verbindet diese Idee, die Benjamin als „Intention“ bezeichnet, den Autor mit seinem Übersetzer. Da jedoch die Sprachsysteme sich unterscheiden, kann die Übersetzung im Vergleich zum Original im besten Fall nur ähnlich sein. Versucht man sich dem Original durch die Wort-für-Wort-Übersetzung zu nähern; vermittelt man äußerst selten das, worauf es in ihm ankommt. Oft ist er nur „der Rohstoff. Selten die Treffsicherheit und Trefflichkeit“ der Dichtung (Dedecius 1989:9).

Wie soll man aber dann mit den Wörtern umgehen? Dedecius⁹ antwortet: „Wörter sind des Schriftstellers [auch des Übersetzers] Mosaiksteine. Er sollte mit ihnen behutsam umgehen, wie mit Edelsteinen, wenn er sie in ihre Fassung bringt. Der Vorgang ist – wie alles, was Kunst sein möchte – ebenso ernst wie spielerisch. Das Spielerische aber setzt nicht nur Einfall, sondern auch Übung voraus. Jedem Violinkonzert gehen Etüden voraus, Fingerübungen auf der Tonleiter. Die Tonleiter des Übersetzers ist das Wörterbuch. Die Fingerübungen trainieren die Fertigkeit der Assoziation“.

Literatur

- BENJAMIN W., 1955, Die Aufgabe des Übersetzens, in: Benjamin W., Schriften. Bd. 1. (hrsg. v. Th. Adorno), Frankfurt am Main.
- DEDECIOUS K., 1986, Vom Übersetzen, Frankfurt am Main.
- DEDECIOUS K., 1989, Das Grundsätzliche und das Besondere beim Übersetzen der polnischen „schönen Literatur“, in: Gutenberg-Jahrbuch 1989. Ein Manuskript aus dem Privatarchiv von Karl Dedecius.
- DEDECIOUS K., 1995, Kulturvermittlung oder die Brücken der Sprache., in: Koch W./Pyritz R. (Hg.), Wir – für ein besseres Verstehen von Deutschen und Polen, Ratzenburg, S. 107-111.
- GOETHE W., 2005, Faust. Eine Tragödie. Erster und zweiter Teil, München.
- HOHN S., 1999, Philologisch-historische Tradition, in: Snell-Hornby M./Hönig J.G./Kußmaul P./Schmitt P. (Hg.), Handbuch Translation. 2. Auflage, Tübingen, S. 91-96.
- KRYSZTOFIAK M., 1999, Przekład literacki a translatoologia, Poznań.
- Langenscheidts Taschenwörterbuch der griechischen und deutschen Sprache. Teil 1. Altgriechisch-Deutsch, 1997, Berlin/München/Wien.

Quellen

- Die Bibel. Altes und Neues Testament, 1997, Freiburg/Basel/Wien.
- Münchener Neues Testament (hrsg. von J. Hainz), 1988, Düsseldorf.
- Das Neue Testament (übersetzt von F. Tillmann), 1962, München.
- Das Neue Testament (übersetzt von F. Stier), 1989, München/Düsseldorf.

⁹ Diesen Zitat habe ich im Dedecius' Privatarchiv in seinem Zuhause in Frankfurt am Main gefunden.

Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments (übersetzt und hrsg. von V. Hamp/M. Stenzel/J. Kürzinger), 1993, Augsburg.

Das Neue Testament (übersetzt und kommentiert von U. Wilckens), 1970, Hamburg.

Neues Testament (übersetzt und erklärt von O. Karrer), 1959, München.

Evangelium des Jüngers „den Jesus liebte“ (Prolog in neuer Übersetzung von H. Zimmermann, <http://12koerbe.de/euangeleion/ioan-0.htm>).

Johanneischen Schriften (übersetzt von Th. Riefßler), <http://www.kataiwannhn.de/kataiwannhn.html>.

Unterrichtssprache – welche Sprache?

1. Einleitung

Zum Ziel dieses Beitrags setzen wir uns die Antwort auf folgende Frage: welche Sprache sollte während des Fremdsprachenunterrichts angewendet werden, d.h. Fremdsprache oder Muttersprache? In Bezug darauf weist die Fachliteratur darauf hin, dass eigentlich zwei Wege/ zwei Strategien möglich sind. Kaczmarski (2003:14) unterscheidet dabei Trennungsstrategie und Assimilationsstrategie. Die erste besteht darin, dass die Muttersprache aus dem Fremdsprachenunterricht ausgeschlossen wird. Dagegen wird bei der Assimilationsstrategie empfohlen, an die Muttersprache anzuknüpfen, was dadurch zu klären ist, dass die Muttersprache für ein Bezugssystem gehalten wird. Versuchen wir nun zu analysieren, welche Argumente für Einsatz beider Strategien plädieren.

2. Theoretische Überlegungen zum Einsatz der Trennungsstrategie

In der Fachliteratur wird betont (vgl. Kaczmarski 2003:14), dass Einsatz der Trennungsstrategie in den schulischen Bedingungen fast unmöglich ist. Dies folgt aus der Tatsache, dass jeder Lernende gewöhnt ist, eigene Muttersprache anzuwenden, weil sie für ihn ein authentisches Kommunikationsmittel ist. In diesem Kontext entsteht die Frage, ob die Muttersprache aus dem Fremdsprachenunterricht ausgeschlossen sein soll. Aus den von Buzkamm (2004:7) durchgeführten Untersuchungen geht hervor, dass nur 65%-85% der Unterrichtszeit dem eigentlichen Erwerb der Fremdsprache gewidmet ist. Den Rest bilden die organisatorischen Sachen, die in der Muttersprache besprochen werden. Dies lässt sich dadurch begründen, dass nur in diesem Falle die Lernenden eine Chance haben, Anweisungen der Lehrer völlig zu verstehen. Erst danach beginnt die richtige Arbeit am Erlernen einer Fremdsprache. Die geschilderte Vorgehensweise der Lehrer wird stark von Buzkamm (2004:8) kritisiert, weil dies ein Zeitverlust ist. Er vertritt auch die Meinung, dass der Lehrer alle wichtigen, organisatorischen Sachen, Anweisungen in der Fremdsprache vermitteln soll, denn diese Weise der Unterrichtsführung intensiven Kontakt mit zu erlernender Fremdsprache garantiert. Nicht ohne Bedeutung ist die Tatsache, dass die Unterrichtswendungen den hohen Transferwert besitzen. Dies impliziert, dass sie

oft in der authentischen Kommunikation vorkommen. Außerdem erlernen die Schüler ihren Gebrauch im Kontext, was die Übertragung auf die authentische Kommunikation leichter macht. Einsatz dieser Strategie erfordert vom Lehrer, dass er sich nur in der Fremdsprache äußert. Seine Aussagen sollten so verbalisiert werden, dass der Lernende auch unbekannte Wörter, Strukturen, nicht völlig verstandene Informationen aus dem Kontext erschließen kann. Dies impliziert, dass der Input redundant, nicht chaotisch, zusammenhängend aufgebaut sein soll (vgl. Iluk 2002:78). Wenn es nötig ist, sollte auch das Tempo der Äußerungen angepasst werden. In Bezug darauf empfiehlt die Fachliteratur auch (vgl. Butzkamm 2000:8), dass die Unterrichtssprache an sprachliches Niveau der Lernenden angepasst werden muss. Dabei gibt Butzkamm folgendes Beispiel an: der Satz *Morgen fällt die Deutschstunde leider aus, weil ich an einer Schulung teilnehme* kann viel einfacher ausgedrückt werden, z.B. *Morgen ist kein Deutsch* oder *Morgen gibt es keine Deutschstunde*. Es wird unterstrichen, dass die nonverbale Sprache immer die verbalisierten Äußerungen begleitet. Dies hat zur Folge, dass die generierten Aussagen für die Schüler mehr verständlich werden. Außerdem können sie charakteristisches Merkmal der authentischen Kommunikation beobachten, nämlich Gebrauch der nonverbalen Sprache.

Für die Anwendung der Fremdsprache als Unterrichtssprache sprechen die weiteren Argumente, die mit zwei psycholinguistischen Erwerbstheorien verbunden sind, d.h. mit der Interimsprache von Selinker (vgl. Kaczmarek 2003:16) und Feedbackmodell von Vigil/Oller (vgl. Vogel 1990:32). Interimsprache wird definiert als „Summe sprachlicher Äußerungen, die aus der Konstellation zu erklären sind, dass Sprecher, die eine L1 internalisiert haben, sich in einer L2 (korrekt oder fehlerhaft) ausdrücken“ (Vogel 1990:25). Aus diesem Zitat folgt, dass die Interimsprache sowohl ein „separat linguistic system“ (Vogel 1990:26), das voraussehbare Strukturen enthält als auch ein System ist, das ständigen Aufbau der linguistischen Kompetenz voraussetzt, um Niveau des Muttersprachlers zu erreichen. Schematisch lässt sich dieser Prozess folgend darstellen (vgl. Kaczmarek 2003:16).

Muttersprache \longrightarrow Interimsprache \longrightarrow Fremdsprache
(Niveau des Muttersprachlers)

Daraus folgt, dass der Lernende eine eigene, von sich selbst erstellte Sprache anwendet. Ihr charakteristisches Merkmal ist Präsenz der fehlerhaften Formen und Strukturen, die z.B. verdeutscht sind. Diese Sprache wird bezeichnet als eine Art der Mischung sowohl der Muttersprache als auch der Fremdsprache, als ein Übergangsstadium beim Aufbau der kommunikativen Kompetenz. Charakteristisch für diese Etappe ist das sog. code switching. Dies ist eine spezifische Sprache, die darin besteht, dass vor allem die Kleinkinder zwei Sprachen miteinander kombinieren und sich folgend äußern können: *Mój kot jest klein* (Iluk 2002:78). Sogar im Falle der Erwachsenen können verschiedene Fehler vorkommen, deren Quelle der negative Transfer aus der Muttersprache ist. Das sind die sog. Interferenzfehler, die durch Analogie, Simplifikation, Weglassen gewisser Strukturen verursacht werden. Folgende Beispiele können angegeben werden:

- *Treffe mich mit den Freunden** – Beispiel des negativen Transfers, der darin besteht, dass Subjekt weggelassen wird, weil in der polnischen Sprache die subjektlosen Sätze möglich sind;
- *Ich trankte Kaffee** – Beispiel der Analogie; die Vergangenheitsformen werden regelmäßig gebildet, weil die Schüler zuerst diese Struktur erlernt haben;
- *Ich lesen Buch** – Simplifikation, Weglassen der Endung bei der Konjugation.

Die angeführten Beispiele der Aussagen sind fehlerhaft, aber nach der Meinung von Kaczmarek (2003:17) ist die Verständigung in der Kommunikation am wichtigsten. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Lernenden aufhören sollen, ihre kommunikative Kompetenz aufzubauen. Entscheidend bei diesem Prozess sind zwei Aspekte, nämlich Vielfältigkeit der Übungen und Reaktion des Lehrers auf begangene Fehler. Die Fachliteratur weist darauf hin, dass während des Fremdsprachenunterrichts abwechslungsreiche Übungen eingesetzt werden müssen. Ihre Ziele sollten unterschiedlich sein, d.h. auf Systematisierung und Wiederholung des sprachlichen Materials gerichtet. Im ersten Fall ist es zu empfehlen, das fremde Sprachsystem mit dem muttersprachlichen zu vergleichen, damit die Lernenden mit den Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen beiden Systemen bewusstgemacht werden. Diese Annahme lässt eine Schlussfolgerung zu, dass der Einsatz der Muttersprache im Fremdsprachenunterricht erforderlich wird. In Bezug auf die begangenen Fehler lässt sich bemerken, dass die Schüler, gemäß der Interimsprache, Recht haben, Fehler zu begehen, weil sie ein Übergangstadium sind, das zum Aufbau der richtigen kommunikativen Kompetenz führt. Es lässt sich also schlussfolgern, dass Interferenzfehler zur Normalität des Fremdsprachenunterrichts gehören. In keinem Fall sollte der Lernende bestraft werden (z.B. mit der negativen Note). Im Gegenteil, er sollte gelobt werden, dass er eigne Kompetenz entwickelt, die sprachlichen Strukturen erprobt und kreativ ist. Es lässt sich also mit anderen Worten sagen, dass der Lehrer einem Schüler die positive Rückmeldung liefern soll, denn nur in diesem Fall, gemäß dem Modell von Vigil/Oller, die Fossilisierung bekämpft wird und der Lernende bekommt positive Rückmeldung, die ihn zur weiteren Arbeit motiviert. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Lernende adäquaten Input bekommen soll, der ihn zur weiteren Entwicklung der kommunikativen Kompetenz anspricht. Adäquat bedeutet, dass er angemessen, verständlich und redundant sein soll. Gebrauch so einer Unterrichtssprache erlaubt, eine sich der authentischen Kommunikation nähernde Atmosphäre im Fremdsprachenunterricht einzuführen.

3. Zum Einsatz der Assimilationsstrategie im Fremdsprachenunterricht

Es gibt viele Argumente, die dafür plädieren, dass die Muttersprache im Fremdsprachenunterricht eingesetzt werden muss. Nun versuchen wir, sie genauer darzustellen. Das wichtigste Argument für Einsatz der Muttersprache im Fremdsprachenunterricht nennt Butzkamm (2004:95). Seiner Meinung nach ist die Muttersprache ein sprachliches

System, in dem man Denken, Kommunizieren gelernt hat. Außerdem ist die Gefühlswelt muttersprachlich geprägt. Dies impliziert, dass Ausschalten der Muttersprache aus dem Fremdsprachenunterricht unmöglich sei, denn „Einsprachiges Unterrichten ohne Zuhilfenahme der Muttersprache ist zwar äußerlich möglich, einsprachiges Lernen aber lange Zeit eine innere Unmöglichkeit“ (Butzkamm 2004:96). Diese Stellungnahme ist damit zu begründen, dass es einem Schüler nicht verboten wird, in der Muttersprache zu denken, was verursacht, dass sie „still präsent“ im Fremdsprachenunterricht ist. Dabei muss man auch betonen, dass jeder von uns eigene Erfahrungswelt in der Muttersprache aufgebaut hat. Wenn aber die Muttersprache ausgeschlossen wäre, wäre ein didaktisches Prinzip ignoriert, nämlich: „Anknüpfen an das Bekannte“ (Storch 1999:158). Nur wenn die neu vermittelten Informationen einen Anhaltspunkt bekommen, verläuft der Lernprozess am effektivsten, was das Verstehensmodell von Wolff annimmt (vgl. Storch 1999:158). Erklärung dafür finden wir wieder bei Butzkamm (2004: 97), der besagt, dass die Fremdsprache, besonders in den Anfangsstadien das Wissensnetz der Muttersprache benutzt, um neues zu bilden.

Das nächste Argument für Einsatz der Muttersprache betrifft Aufbau der Kompetenzen in dem lexikalischen und grammatischen Subsystem. Besonders auf der fortgeschrittenen Stufe wird der neue Wortschatz mit Hilfe von Synonymen, Antonymen, Paraphrasieren etc. geübt. In dieser Hinsicht unterstreicht die Fachliteratur, dass es dabei keine innere Anbindung vorkommt, was dazu führt, dass das Erlernen nicht effektiv verläuft und der Vergessensprozess schneller verlaufen kann. Eine ähnliche Situation beobachten wir beim Einsatz der einsprachigen Visualisierungen. Nach der These von Butzkamm bereichern sie lediglich den Fremdsprachenunterricht, machen ihn mehr interessant, aber ihr didaktischer Wert ist gering, denn sie können Missverständnisse bei Verstehen der dargestellten Inhalte hervorrufen. „Aus diesem Grunde [...] schafft allein die muttersprachliche Klärung eine Sicherheit des Gefühls und Vertrauen zum fremdsprachlichen Ausdruck“ (Butzkamm 2004:8). Des Weiteren sollte der Textverstehensprozess erwähnt werden. Dieses Problem bezieht sich auf die Anfangsstufe. Verschiedene Lehrwerke bieten den Lernenden folgende Thematik der Texte an: meine Familie, mein Hobby, meine Schule etc. Solche Texte sind für die Schüler weniger interessant, denn sie sind inhaltslos. Die Lernenden können nichts Neues erfahren und die für die Muttersprache charakteristische Lesehaltung ist nicht vorhanden. Eine negative Folge dieser didaktischen Vorgehensweise ist Tatsache, dass solche Inhalte schnell vergessen werden, dasselbe betrifft nicht nur die neuen grammatischen Strukturen sondern auch den neuen Wortschatz. Erklärung dafür finden wir bei Kleinschroth (2005:136), der sich folgend äußert: „Unser Langzeitgedächtnis ist aber nicht geschaffen, Belanglosigkeiten zu speichern“. In diesem Falle ist es zu empfehlen, mehr inhaltsreiche Texte einzuführen, die mit Hilfe von der Muttersprache verstanden werden könnten.

Nächstes, schwerwiegendes Argument für Einsatz der Muttersprache im Fremdsprachenunterricht ist die Feststellung von Butzkamm (2004:100): „Die Forderung nach

echter Kommunikation ohne Beihilfe der Muttersprache ist die Quadratur des Kreises“. Dieser Anspruch lässt sich mit Hilfe von vielen psycholinguistischen Theorien erklären. Berücksichtigen wir dabei Generierungsprozess einer fremdsprachigen Äußerung. Gemäß dem Modell von Hermann/Grabowski (1994:278) verläuft Produktion einer Aussage auf vielen Ebenen. Für unsere Erwägungen ist die erste am wichtigsten. Auf der Ebene der zentralen Kontrollen werden Ideen, Informationen in Bezug auf vorhandene Intention der Aussage gesammelt. Dabei kommt es zur mentalen Aktivierung des Wissens, was am häufigsten in der Muttersprache geschieht. Erst auf der nächsten Ebene, d.h. „Hilfssysteme“ wird entstandener Protoinput weiter bearbeitet. Dies bedeutet, dass dem rohen Inhaltsplan einer Äußerung die grammatischen, lexikalischen Strukturen zugeschrieben werden. Diesen Prozess begleitet oft die sog. innere Übersetzung, was impliziert, dass die Muttersprache aus dem Fremdsprachenunterricht nicht ausgeschaltet werden darf. Außerdem muss man auch betonen, dass Training der Kommunikation im FSU einer authentischen Kommunikation ähnlich sein soll, was den Lernenden große Schwierigkeiten macht. Spontaneität, Engagement, gehaltvolles Kommunizieren scheitern dabei an Wortschatzmangel. Aus diesem Grunde lässt sich raten, muttersprachliche Hilfe einzuführen. Sonst kann „die Verweigerung der Muttersprache Gefühle des Ungenügens und der Frustration nähern“ (Buzkamm 2004:100).

Das letzte Argument, das für den Einsatz der Muttersprache plädiert, ist die Erklärung der grammatischen Strukturen. Dabei muss man unterstreichen, dass Gebrauch der Muttersprache sogar erforderlich ist, damit die Lernenden Einsicht in beide Sprachsysteme bekommen und damit sie keine Interferenzfehler begehen, denn „die gezielte Ausnutzung [...] syntaktischer Verwandtschaften zwischen der Muttersprache und den europäischen Schulfremdsprachen fördert das Behalten“ (Butzkamm 2004:103). Daraus lässt sich ableiten, dass dadurch störende Interferenzen bewusst gemacht werden, was am folgenden Beispiel zu veranschaulichen ist: die polnischen Deutschlernenden bauen einen Satz *Heute gehe ins Kino**, weil für polnisches Sprachsystem ein subjektloser Satz charakteristisch ist. In diesem Falle ist es ratsam, so eine Struktur sogar ins Polnische zu übersetzen und dann beide Sprachsysteme zu vergleichen. Dadurch werden die Kontraste verdeutlicht, was Gebrauch von Interferenzfehlern verhindert. Es kann auch passieren, dass vorgeschlagene Übersetzung lächerlich, humorvoll ist, was dazu führen kann, dass solche Inhalte schneller behalten werden und die Schüler werden genannte Interferenzfehler nie mehr begehen. Diese Erscheinung lässt sich durch emotionales Erleben erklären (vgl. Rogińska 1969:107), das darin besteht, dass unbedeutende Informationen durch Einsatz der positiven Emotionen für wichtig gehalten werden. Im Weiteren führt dies dazu, dass solche Inhalte leichter und effektiver behalten werden. Diese Bedingung ist aber dann zu erfüllen, wenn sich die Lernenden nicht beleidigt, nicht ausgelacht fühlen. Psychologisch gesehen haben wir hier mit der positiven Rückmeldung auf der emotionalen Ebene des Modells von Vigil/Oller zu tun. Demzufolge wirft sich eine Frage auf: „Welche Sprache sollte bei der Erklärung der Grammatik benutzt werden?“ Die Antwort scheint ziemlich einfach zu sein, denn

jeder Fremdsprachenunterricht sollte in der Fremdsprache durchgeführt werden. „Die wilde Verwendung der Muttersprache“ (Butzkamm 2004:105) zieht ungewollte Nebenwirkungen mit sich. Im schlimmsten Fall kann dies zum Scheitern des eigentlichen Lernens führen. Dabei muss man aber eindeutig betonen, dass der fremdsprachliche Input angepasst, der authentischen Kommunikation ähnlich sein soll. Auch folgender Fall sollte ausgeschlossen werden, wenn der Lehrer den auf Deutsch generierten Satz in die Muttersprache übersetzt. Dies widerspricht den Funktionen der Sprache, besonders auf der phatischen Ebene, was Fossilisierung nach dem Modell von Vigil/Oller bewirkt. Wie wir sehen, steht vor dem Fremdsprachenlehrer eine große Herausforderung, richtige Kommunikation und den angemessenen Input im Unterricht zu sichern. In der Fachliteratur finden wir aber eine Lösung.

4. Unterrichtssprache – didaktische Implikationen

Der Lehrer sollte nach dem maximalen fremdsprachlichen Input streben, aber diese Kommunikation sollte nicht erzwungen werden, sonst werden die emotionalen, phatischen Funktionen der Sprache gestört. In Bezug auf grammatische Erklärungen sollte der Lehrer sehr vorsichtig vorgehen, denn jeder Gebrauch von Fachtermini kann die Lernenden lediglich abschrecken, Stress hervorrufen und in Konsequenz demotivieren. Aus diesem Grunde wird vorgeschlagen, grammatische Erscheinungen als so genannte Lexikogrammatik einzuführen. Unter diesem Begriff versteht man Verbindung der grammatischen und lexikalischen Komponente. In diesem Zusammenhang vertritt Lewis (1993:89) die Meinung, dass „language consists of grammaticalized lexis, not lexicalized grammar“. Dies ist dadurch zu klären, dass Effektivität der Kommunikation in der Fremdsprache vor allem von der Kenntnis des Wortschatzes abhängt. Erfolgreiche Kommunikation ermöglichen aber nicht isolierte, auswendig gelernte Lexeme. Während des Unterrichts sollten größere Einheiten/Gruppen von Wörtern vermittelt werden. Auf diese Weise entstehen die sog. chunks (vgl. Lewis 1993:89), in der deutschsprachigen Fachliteratur werden sie als Bausteine genannt (vgl. Segermann 2006:115). Nach der Meinung von Kleinschroth (2005:150) gehören zu dieser Gruppe folgende Strukturen: starre grammatische Formen (z.B. *I'm going to, ich habe die Absicht*), Kollokationen (z.B. *I take an interest in Art, ich habe die Entscheidung getroffen*), idiomatische Redewendungen (z.B. *weder Fisch noch Fleisch, get to the lion's share*), grammatische Strukturen (z.B. *Ich möchte, If I were you*), Substantive bzw. Verben mit Präpositionen (z.B. *warten auf, in answer to*). Besondere Aufmerksamkeit soll auf den letzten Punkt gelenkt werden, weil für den reibungslosen Verlauf der Kommunikation der richtige Gebrauch von Präpositionen entscheidend ist. Wie Kleinschroth (2005:150) treffend feststellt, führt ihre Anwendung nicht zu den lexikalischen Fehlern sondern zu den echten grammatischen Fehlern, an denen die Kommunikation scheitert. Aus diesem Grund sollen sie in den ganzen Wortverbindungen gelernt werden, was erlaubt, die Grammatikprobleme auf Wortschatzprobleme zu reduzieren. In diesem Kontext weist

die Fachliteratur darauf hin, dass solche Wortverbindungen effektiv gelernt werden. Was bedeutet dies? Darunter wird verstanden, dass die Lernenden solche Einheiten für lange Zeit speichern und dass sie keine Probleme mit ihrem Abruf haben. Dabei ist es zu empfehlen, kurze Sätze mit solchen Wortverbindungen zu bauen, die sich auf das lernende Ich beziehen. Psychologisch gesehen steigt dadurch Chance, dass sie effektiv erlernt werden. Es sollte aber eine Regel beachtet werden, nämlich kritische Grenze der kurzen Sätze von 10, maximal 15 Silben darf nicht überschritten werden, weil dann nur an den Inhalt und nicht an die Struktur erinnert wird.

Zum Schluss dieser Erwägungen sollte noch eine Art und Weise des effektiven Lernens von grammatischen Strukturen besprochen werden. Gemeint sind die Eselsbrücken (vgl. Kleinschroth 2005:166). Das sind kurze, grammatische Regel umschreibende Sprüche, die auf Rhythmus basieren. Folgende Beispiele können angegeben werden: *chen und lein machen die Sachen klein*, *Who? Antwort you*, *Where? Antwort there!* (Kleinschroth 2005:166). Je dümmer sie sind, desto einprägsamer sind sie.

5. Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Sprache, in der der Lehrer Informationen im Unterricht vermittelt, soll an das sprachliche Niveau der Lernenden angepasst werden. Dieses Prinzip bezieht sich nicht nur auf vermittelte Informationen sondern auch auf die gebrauchte Unterrichtssprache. Zu den Aufgaben des Lehrers gehört es, den Schülern maximalen Input zu sichern, damit der allmähliche Aufbau der kommunikativen Kompetenz möglich wird. Der Lehrer sollte aber nicht vergessen, dass jeder Schüler Recht hat, Fehler zu begehen, denn nach den psycholinguistischen Theorien von Selinker, Vigil/Oller gehören sie zur Normalität und gleichzeitig sind sie ein Zeichen, dass die kommunikative Kompetenz aufgebaut wird, was zu den Hauptzielen jedes Fremdsprachenunterrichts gehört. Dabei muss man betonen, dass nicht in jeder Unterrichtssituation totale Einsprachigkeit angestrebt werden muss. Wenn es nötig ist, soll auch die Muttersprache benutzt werden, denn sie ist ein Bezugspunkt für effektives Speichern neuer Informationen. Der Lehrer sollte sich dessen bewusst werden, dass er nicht nur ein Vermittler neuer Inhalte sondern auch ein Helfer, ein Unterstützer bei effektivem Erlernen der Fremdsprache ist.

Literatur

- ARABSKI J., 1985, O przyswajaniu języka drugiego (obcego), Warszawa.
- BUTZKAMM W., 2000, Unterrichtssprache Deutsch. Wörter und Wendungen für Lehrer und Schüler, Ismaning.
- BUTZKAMM W., 2005, Lust zum Lehren, Lust zum Lernen. Eine neue Methodik für den Fremdsprachenunterricht, Tübingen.

- HERMANN T. / GRABOWSKI J., 1994, Sprechen. Psychologie der Sprachproduktion, Heidelberg.
- ILUK J., 2002, Jak uczyć małe dzieci języków obcych?, Katowice.
- KACZMARSKI S., 2003, Język ojczysty w nauce języka obcego – kilka refleksji, in: Języki Obce w Szkole 1, S. 14-19.
- KLEINSCHROTH R., 2005, Sprachen lernen. Der Schlüssel zur richtigen Technik, Hamburg.
- LEWIS M., 1993, Implementing the lexical approach. Putting Theory into Practice, London.
- ROGIŃSKA W., 1969, Zależność procesów pamięciowych od emocji, in: Przegląd Psychologiczny 17, S. 105- 117.
- RZEWÓLSKA A., 2008, Zapamiętywanie i zapominanie a nauka słownictwa, in: Języki Obce w Szkole 5, S. 45-48.
- SEGERMANN K., 2006, Das Jenaer Reformkonzept Innovativer Französischunterricht, in: Fünf Jahre Zentrum für Didaktik. Festschrift für Will Lütgert, S. 113-122.
- VOGEL K., 1990, Lernaltern. Linguistische und psychologische Grundfragen zu ihrer Erforschung, Tübingen.

Leonard Bloomfield und Martin Buber

1.

Über die Herkunft der Familie Leonard Bloomfields ist recht wenig bekannt.¹ Als Hauptquelle dient vor allem der Nachruf von Bernard Bloch im Jg. 1949 der Zeitschrift „Language“ sowie die schmale Biografie von Robert A. Hall aus dem Jahr 1990 und ein Band mit Essays über Leben und Werk von Leonard Bloomfield, 1987 herausgegeben von Robert A. Hall (vgl. Bloch 1949, Hall 1987, Hall 1990). Die Hauptquelle für den Lebenslauf von Maurice Bloomfield bildet der „Biographical Sketch“ in der Festschrift zu seinem 65. Geburtstag (vgl. Studies... 1920). Dieses Wenige umfasst folgende Informationen:

Leonard Bloomfield (1887–1949) wurde als zweites von drei Kindern des Ehepaares Carola Buber Bloomfield und Sigmund Bloomfield am 1. April 1887 in Chicago, Illinois, geboren. Seine Familie war österreichisch-jüdischer Abstammung und trug ursprünglich den Namen Blumenfeld. Sie stammte aus Bielitz, dem heute polnischen Bielsko-Biala, das damals zu Österreich gehörte, war 1868 nach Amerika ausgewandert und hatte sich dort in Bloomfield umbenannt. Leonards Vater Sigmund war das mittlere von drei Kindern. Wir kennen sein genaues Geburtsdatum nicht, aber es muss zwischen 1856 und 1863² liegen. Sein älterer Bruder Maurice war selbst ein berühmter Sprachwissenschaftler, seine jüngere Schwester Fannie Bloomfield Zeisler (1863–1927) (abwechselnd als „Fanny“ oder „Fannie“ geschrieben) wurde eine herausragende Konzertpianistin. Ihr Sohn Ernest war ein anerkannter Fachmann auf dem Gebiet der Sherlock-Holmes-Geschichten von Arthur Conan Doyle und der Haymarket-Aufstände. (Sein Vater Sigmund Zeisler war einer der Anwälte, die die Angeklagten vertreten hatten; er verfasste später eine Darstellung des Prozesses.) Ernest Bloomfield Zeisler war einer der wenigen Menschen, denen Albert Einstein attestierte, seine Relativitätstheorie zu verstehen (vgl. Després 1987:5).

¹ Der vorliegende Beitrag stellt eine aktualisierte Überarbeitung von Ernst P.: „Die Sprachauffassung bei Leonard Bloomfield“, in: Rampl G./Zipser K./Kienpointner M. (Hg.), In Fontibus Veritas. Festschrift für Peter Anreiter zum 60. Geburtstag, Innsbruck (im Druck).

² Dies deshalb, da Hall (1990:3), Sigmund als mittleres der drei Kinder bezeichnet, und Maurice 1885 und Fanny 1863 geboren wurden.

Über seine Mutter ist Leonard Bloomfield mit dem Wiener Philosophen und Theologen Martin Buber (1878–1965) und entfernt auch mit dem zu seiner Zeit berühmten Pianisten Moritz Rosenthal verwandt. Maurice Bloomfield war mit Rosa Zeisler verheiratet, sie hatten eine Tochter Elinor Marie und einen Sohn Arthur Leonard. 1896 übersiedelten Leonards Eltern mit der Familie von Chicago nach Elkhart Lake, Winconson, und übernahm dort das Hotel Schwartz, hauptsächlich eine Sommerresidenz für Amerikaner mit mehreren Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Es ist nicht bekannt, welchem Beruf Sigmund Bloomfield davor nachgegangen war, aber die Familie besaß offenbar genügend Geld, um das Anwesen kaufen zu können. In der Familie wurde vermutlich sowohl Englisch als auch Deutsch gesprochen, aber nicht Jiddisch (das Bloomfield in seinen Schriften stets als „Judeo-German“ bezeichnet). Nach Martin Joos soll er die übliche Aussprache von Wisconsin gehabt haben (vgl. Hall 1990:3). Sein Deutsch war außerordentlich flüssig und soll eine österreichische Färbung aufgewiesen haben (wobei heute nicht mehr ganz klar ist, was man sich darunter vorzustellen hat).

Im Hotel Schwartz lebte auch Leonards Großmutter, Sigmunds Mutter. Leonards älterer Bruder Grover ergriff später den Beruf des Chemikers. Seine Frau Clara war eine ausgezeichnete Opernsängerin, verlor aber ihre Stimme und widmete sich fortan dem Unterrichten. 1919, nach dem Tod des Vaters, und 1920 half Grover bei der Führung des Hotels Schwartz mit. Seine beachtliche Laufbahn als Chemiker wurde durch einen psychischen Zusammenbruch beendet, von dem er sich nie wieder erholte. Er und seine Frau kauften eines der Häuser des Hotels Schwartz und lebten dort bis zu ihrem Tod. Leonards um 17 Jahre jüngere Schwester Marie (1904–1923) wird als hochbegabt und sensibel beschrieben. Sie studierte mit großem Erfolg Chemie an der Universität von Columbia und sympathisierte dort mit dem Kommunismus. Offenbar war sie eine sehr attraktive und bezaubernde Person und wurde von den jungen Männern umschwärmt, sie erhielt auch einige Heiratsanträge (vgl. Després 1987:4). Im Februar 1923 (wahrscheinlich am Mittwoch, dem 7.) beging sie in einem Anfall von Depression Selbstmord mit Zyanid. Dieses Unglück traf Leonhard, der eine sehr enge Beziehung zu seiner Schwester hatte, außerordentlich hart. Am 18. März 1909 heiratete Leonard Bloomfield Alice Sayers aus einer aus Litauen eingewanderten und offenbar begüterten Familie. Das Paar hatte keine eigenen Kindern, aber zu Beginn der 20er-Jahre adoptierten sie ein Kind, Roger Montour (geb. 14.3.1914). Roger war ein „halbverwaistes“ Kind, dem sie in der Menomini-Reservation begegnet waren (Leonard verbrachte, zum Teil in Begleitung von Alice, die Sommer von 1920 und 1921 zu Studienzwecken bei den Menomini) und das Mrs. Bloomfield adoptieren wollte. In der Pubertät rebellierte Roger gegen die offenbar dominierende Art von Alice Bloomfield und verließ die Familie. Seine Spuren haben sich im Dunkel der Geschichte verloren. Allerdings zeigte Roger so viel Mitgefühl mit einem jüngeren Buben, dem späteren Stiefbruder James (geb. 6.3.1923), aus dem Waisenhaus, dass er seine Eltern bat, auch ihn zu adoptieren. Jimmy, wie er von allen genannt wurde, kam mit der Art seiner Stiefeltern besser zurecht, und es entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis. Später besuchte er

eine Privatschule, und er trat in die Navy ein. Im Krieg zeichnete er sich offenbar aus; er schlug eine Laufbahn als Offizier ein und heiratete ein Mädchen aus New Haven, die Ehe war aber unglücklich. James lebte bis 1986, zuletzt in einem Pflegeheim. Es ist bezeichnend für ihn, dass er die Einkünfte aus der Erbstiftung seiner Eltern mit Roger teilen wollte, obwohl Alice diesen nach seinem Verschwinden enterbt hatten; es ist aber nicht bekannt, ob Roger sein Erbe auch angetreten hat (Després 1987:10). Weiters ist eine Tante Leonards mit dem Namen Wolle Buber bekannt, sie lebte mit ihrer Familie (d.h. ihrem gehbehinderten Mann und ihrem Kind, Leonards Cousin oder Cousine) in Saint-Nectaire in der Region Puy-de-Dôme in der Auvergne in Frankreich. Leonard und Alice haben sie dort im August 1926 besucht, bevor sie nach Rom zu einem Linguistenkongress fuhren (Hall 1990:33f.). Die Namen der Großeltern von Leonard Bloomfield sind bisher nicht bekannt.

Nach diesen spärlichen Angaben ergeben sich als drängendste Fragen also: Wie sind Martin Buber und Leonard Bloomfield miteinander verwandt, und wie gestaltet sich die Verwandtschaft von Leonard zu seiner Tante Wolle? Als zusätzliche Schwierigkeit ergibt sich, dass offenbar nicht alle Angaben bei Hall (1990) vertrauenswürdig sind. Bei Martin Buber etwa gibt er falsche Lebensdaten (1865–1925) an, richtig sind 1878–1965 (vgl. Hall 1990:3). Weiters finden sich in den diversen Lexika und biografischen Handbüchern z.T. widersprüchliche Daten. In der „Universal Jewish Encyclopedia in Ten Volumes“ wird angegeben, dass Maurice Bloomfield 1858 (!) geboren wurde und im Alter von vier Jahren in die Vereinigte Staaten gebracht wurde, das wäre dann 1862 gewesen (Landman 1940:412). Seine Schwester Fanny (geboren 1863) soll aber 1868 in die USA gekommen sein, überdies wird sie als Cousine von Moritz Rosenthal geführt, was – wie wir noch sehen werden – nicht den Tatsachen entspricht (Landman 1940:413).

Und nach der „Großen Jüdischen National-Biographie“ ist Maurice Bloomfield, hier geboren am 23. Februar 1855, 1867 nach Amerika gekommen, seine Schwester (geboren 1866) aber erst ein Jahr später, also 1868; beides steht auf ein und derselben Seite (Wininger 1925:402).

Mit solchen Schwierigkeiten konfrontiert, fand ich überdies im unveröffentlichten Briefwechsel zwischen Leonard Bloomfield und Otto Neurath eine weitere Verwandte. Die Vorgeschichte dazu: Ein Aspekt des wissenschaftlichen Werkes von Leonard Bloomfield ist meines Erachtens bisher überhaupt nicht beachtet worden, und zwar sowohl in der englisch- als auch der deutschsprachigen Forschung, nämlich seine persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen zu Charles William Morris, dem Begründer der Semiotik.³ Ein persönlicher Kontakt ergab sich schon aus dem gleichzeitigen Wirken der beiden Wissenschaftler an der University of Chicago, an der Bloomfield von 1927 bis 1940 und Morris von 1931 bis 1947 tätig war. In die 30er-Jahre fiel hier der entscheidende Kontakt, den Morris zu den Vertretern des Wiener Kreises, insbesondere zu Rudolf Carnap und

³ So Glück 1993:546.

Otto Neurath knüpfte, ja er war es, der den Logischen Positivismus des Wiener Kreises in die USA brachte. Da Morris auch ein Nahverhältnis zum Behaviorismus nachgesagt wird⁴, scheint der Zusammenhang zwischen Bloomfield, Weiss, Morris und dem Wiener Kreis von besonderem Interesse zu sein. Zunächst aber zur Person von Morris⁵: Charles William Morris wurde am 23. Mai 1901 in Denver (Colorado, USA) geboren. Er studierte Ingenieurwissenschaften, Biologie und Philosophie u.a. an der University of Wisconsin in Madison und der University of Chicago, dort bei George Herbert Mead und anderen. Dieser war noch in der 80er-Jahren des 19. Jahrhunderts in Baltimore einer der wenigen Hörer von Charles Sanders Peirce gewesen (vgl. Nagl 1992:14), der allgemein als der Begründer der Pragmatik angesehen wird. Zu Mead entwickelte Morris auch ein Nahverhältnis, indem er bei ihm dissertierte (über das Thema „Symbolism and Reality. A Study in the Nature of Mind“) und seine Vorlesungen („Mind, self, and society“) herausgab. Morris gehörte (nach eigenem Zeugnis) der Spätphase 1922–25 der so genannten „Chicagoer Schule“ an, einer Gruppe pragmatischer Philosophen an der Universität von Chicago, die sich 1892 konstituierte und der John Dewey, George Herbert Mead, Addison W. Moore und James H. Tuft angehörten. Selbst Charles Peirce hatte 1904 von der „Chicagoer Schule“ gesprochen.⁶ Von 1931 bis 1947 wirkte Morris schließlich als Professor für Philosophie an der University of Chicago, daneben lehrte er auch in Harvard und New York. Von 1958 bis 1971 war er Research Professor an der Universität von Florida in Gainesville. Er starb in Gainesville am 15. Jänner 1979.

Entscheidend in unserem Zusammenhang ist nun, dass Morris in der 30er-Jahren Kontakte mit dem Wiener Kreis und deren bedeutendsten Vertreter knüpfte und Rudolf Carnap half, 1936 in die USA zu emigrieren (Stadler 1997:667). Dort war Carnap von 1936 bis 1952 Professor für Philosophie an der Universität von Chicago. Morris, Carnap und Bloomfield waren also in den Jahren 1936 bis 1940 am selben Ort, der University of Chicago, tätig. In diese Zeit, d.h. den Anfang der 30er-Jahre, fiel dann auch die Vorbereitung des riesigen Projekts der „Encyclopedia of Unified Science“, für das Morris eng mit Rudolf Carnap und Otto Neurath (dem Editor-in-chief) zusammenarbeitete.⁷ Es handelt sich dabei, etwas verwirrend, um eine Buchreihe, die ursprünglich auf 270 Einzelbände (!) konzipiert war (Dahms 1999:188f.), von der aber dann nur 2 Bände (Volumes) mit je 10 Teilbänden erschienen, es liegen also 20 Teilbände vollendet vor. Diese beiden ersten und einzigen Bände, nummeriert mit I und II, tragen den Titel „Foundations of the Unity of Science“. 1938 wurde die Reihe eröffnet mit dem Teilband I, 1 „Encyclopedia and Unified Science“ von dem gemeinsam zeichnenden Autorenteam Otto Neurath, Niels Bohr, John Dewey, Bertrand Russell, Rudolf Carnap und Charles W. Morris. Als Teilband I, 2 erschien dann noch 1938 Morris' berühmte Abhandlung

⁴ So bei Schlieben-Lange 1979:26.

⁵ Zur Biographie von Morris vgl. Halton 1996; Stadler 1997:869.

⁶ Vgl. dazu Morris 1997:312ff.

⁷ Über die Entstehungsgeschichte dieses Projekts berichtet Dahms (1997 und neuerdings 1999), allerdings ohne genauer auf Leonard Bloomfield einzugehen.

„Foundation of the Theory of Signs“, als Teilband I, 3 „Logic and Mathematics“ von Rudolf Carnap, 1939 als I, 4 schließlich Leonard Bloomfields „Linguistic Aspects of Science“. Als weitere markante Bände seien genannt: I, 7 „Foundations of Physics“, I, 8 „Cosmology“ von E. Finlay Freundlich, II, 1 „Theory of Behaviour“ von Egon Brunswik und Arne Ness, II, 2 „Foundations of Social Science“ von Otto Neurath, II, 9 „Logical Empiricism“ von Joergen Joergensen. Eine Reihe von Gelehrten waren in die Entstehung dieses Projekts involviert, u.a. Roman Jakobson (vgl. Holton 1993:62). Morris wird bescheinigt, im Rahmen dieser Enzyklopädie, vor allem mit seinem Werk über die Zeichentheorie, die moderne Semiotik „durch eine Integration von amerikanischem Pragmatismus, englischem Empirismus und Logischem Empirismus“ begründet zu haben (Stadler 1997:869). Morris, Carnap und Bloomfield müssen also persönlichen Kontakt vor und während des Erscheinens der ersten Bände der „Encyclopedia“ gehabt haben. Der Hauptherausgeber Otto Neurath befand sich zu jener Zeit in den Niederlanden, mit ihm wurde brieflich über das Projekt beratschlagt.⁸

Bemerkenswert erscheint, dass das Verhältnis zwischen Morris und Bloomfield nicht besonders eng gewesen sein dürfte, obwohl es zu einer Annäherung in der Sache gekommen ist (vgl. dazu gleich weiter unten). In der Tat stellt Bloomfield als Autor eines Bandes erst die zweite Wahl dar. Ursprünglich war der Linguist Manuel Juan Andrade (1885–1941) als Verfasser vorgesehen, und in einem Brief an Neurath bezeichnet Morris diesen sogar als den idealen Mann für diese Aufgabe, was vice versa bedeutet, dass Bloomfield nicht der ideale Mann war, zumindest nicht nach Ansicht von Morris. Andrade ist heute noch vor allem als Experte für die Mayasprachen bekannt, er legte ein derart umfangreiches Archiv an Aufzeichnungen und phonetischen Transkriptionen an, von dem die Mayologen heute noch zehren und das in Form von Mikrofilmen und CD-ROMs auch bezogen werden kann (vgl. McQuown 1996:27). Aus einem Brief von Neurath an Bloomfield vom 20. Dezember 1937 geht dann hervor, dass offenbar geplant war, dass Andrade und Bloomfield die Abhandlung, die ursprünglich „General Linguistics“ betitelt war, gemeinsam verfassen sollten. Als Titel wurde dann (spätestens im Dezember 1937) „Linguistic Problems of Science“ ins Auge gefasst, aber Bloomfield gibt in einem Brief an Neurath vom 17. Dezember 1938 zu bedenken, dass er sich für ein solches Thema nicht als zuständig betrachtet; zu diesem Zeitpunkt scheint er auch schon als alleiniger Autor festzustehen.

2.

Im Zuge des (unveröffentlichten) Briefwechsels zwischen Leonard Bloomfield und Otto Neurath ergibt sich ein neues Details über die Person Leonard Bloomfields, nämlich eine

⁸ Auf das wissenschaftliche Verhältnis zwischen Otto Neurath und Leonard Bloomfield geht Geier (1997) ein.

neue Verwandte.⁹ In diesem Briefwechsel im September 1938 äußern sich Neurath und Bloomfield über einen Vorfall, der nicht deutlich ausgesprochen wird, weil er offenbar allen Beteiligten unangenehm war, aber es muss ungefähr Folgendes vorgefallen sein: Neurath hat einen Brief von Martha Tausk erhalten, in dem sie ihm vorschlägt, dass ein Verwandter von ihr, ein Prof. Bloomfield in Chicago, möglicherweise Interesse an dem Projekt haben könnte – nachdem bereits Neurath und Bloomfield schon lange in Kontakt standen. Bloomfield ist die Sache offenbar peinlich, denn er entschuldigt sich bei Neurath für ihr Schreiben und versichert ihm, dass natürlich auf keiner der beiden Seiten persönliche Gründe für die Wahl der Beiträger eine Rolle spielen würden.

Mit Martha Tausk, die Leonard Bloomfield somit ausdrücklich als seine Verwandte bezeichnet hat, betritt eine interessante Persönlichkeit die Bühne.¹⁰ Martha Tausk wurde am 15. Jänner 1881 in Wien als Martha Rosa Frisch und zweites Kind von Moritz Frisch und Anna Frisch, geb. Kluh, geboren. Ihre Eltern besaßen ein Papiergeschäft, eine Buchdruckerei und einen Verlag auf dem Wiener Bauernmarkt. Im Verlag Frisch wurde die „Fackel“ von Karl Kraus gedruckt, zumindest bis sie Jahoda&Siegel übernahm. Ihr Vater Moritz Frisch (geb. 1849) stammte aus Galizien, ihre Mutter (geb. 1855), die römisch-katholisch getauft war, aus Böhmen. Die Familie gehörte zum liberalen Bürgertum und hatte gute Kontakte zu den Sozialdemokraten, in ihrem Haus verkehrten August Sonntag, der erste sozialdemokratische Gemeinderat der Inneren Stadt, Karl Seitz und Victor Adler. Außerdem pflegte die Familie Umgang mit großen Intellektuellen ihrer Zeit, so Otto Neurath und anderen (vgl. Frisch 1981:29). Moritz Frisch war einer der Gründer der Druckerei der „Arbeiter-Zeitung“, die Mutter gehörte dem Vorstand des Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins an; durch sie wurde Martha frühzeitig in die Arbeiter- und Frauenbewegung involviert. Als Einzige ihrer Klasse trat sie 1899 zur Matura an, die sie aber nicht bestand und später auch nicht nachholte. Im nächsten Jahr heiratete sie 19-jährig den Jusstudenten Victor Tausk (er schreibt sich abwechselnd „Victor“ und „Viktor“). Zu diesem Zeitpunkt war sie bereits schwanger, sie verlor aber ihr Kind.

Victor Tausk war am 12. März 1879 in Žilina/Sillein in der Slowakei als Sohn des Journalisten Hermann Tausk und seiner Frau Emilie, geb. Roth, geboren worden; er war also bei seiner Hochzeit 21 Jahr alt. Um 1890 übersiedelte die Familie nach Sarajevo in Bosnien. Victor litt sein Leben lang unter tuberkulöser Lungeninfektion, er verbrachte lange Zeit seines Lebens in Lungenheilstätten. Nach der Hochzeit lebten Martha und Victor in Cattaro/Kotor; dort wurden auch ihre beiden Kinder geboren, die Söhne Marius (1902) und Victor Hugo (1903). 1904 übersiedelten sie nach Mostar. 1901 legte Victor die erste Staatsprüfung ab, 1902 die zweite und dritte. In diesen

⁹ An dieser Stelle möchte ich dem „Rijksarchief in Noord-Holland“ für die Einsicht in die Materialen Archive: Wiener Kreis Nr. 215 und die zur Verfügung gestellten Kopien sowie dem „Institut Wiener Kreis“ in Wien für die wertvolle Hilfestellung danken.

¹⁰ Zur Biographie vgl. Hauch (1995:341-347) sowie Dorfer (2007). S. auch die Homepage des „International Institutes of Social History“ in Amsterdam, <http://www.iisg.nl> (26.4.2013).

Jahren nahm er verschiedene Stellungen in der k.u.k. Verwaltung an. Aus Abneigung gegen den juristischen Beruf und aus Heimweh kehrte die junge Familie aber bereits im Frühjahr 1905 wieder nach Wien zurück; bereits zu diesem Zeitpunkt muss die Ehe als gescheitert betrachtet werden.

In Wien lebten Victor und Martha Tausk getrennt. Martha arbeitete im Betrieb ihres Vaters als Buchhalterin (ihre Mutter war bereits 1903 im Alter von 48 Jahren gestorben). Victor übersiedelte 1905 nach Berlin, er wollte dort als Journalist und Schriftsteller leben und die Familie finanziell unterstützen, was ihm aber nicht so recht gelang. Jedenfalls hatten er und Martha in den folgenden Jahren mit großen finanziellen Problemen zu kämpfen, was sich auch in einem im Ton immer schärfer werdenden Briefwechsel zwischen ihnen niederschlug. Am 20. Oktober 1908 wurde die Ehe schließlich geschieden. Im Wintersemester 1908/09 begann Victor in Wien mit dem Studium der Medizin, das er in der erforderlichen Mindestdauer 1914 abschloss. In der psychoanalytischen Methode scheint er schließlich seinen Lebensinhalt gefunden zu haben, und er wurde Mitglied der Freud'schen Mittwoch-Gesellschaft. Fünf Psychoanalytiker, darunter Freud selbst, hatten sein Studium finanziert. 1919 schließlich beging er Selbstmord. Die Ursachen dafür und die Rolle, die Sigmund Freud dabei spielte, lösten in den 80er-Jahren eine kontroverse Diskussion aus.

Martha ging es zu jener Zeit finanziell nicht sehr gut, denn der väterliche Betrieb geriet in immer größere Probleme, und im Oktober 1913 starb ihr Vater. Die Firma wurde daraufhin verkauft, und sie musste in anderen Betrieben arbeiten. 1914 kamen ihre Söhne in das Staatsgymnasium in Krumlov/Krumau (Böhmen), sie selbst übersiedelte nach Zagreb, wo auch ihre Exschwiegereltern lebten. Dort arbeitete sie sich durch Fleiß und Ausdauer in kürzester Zeit zur Büroleiterin hinauf, musste wegen der rapiden Geldentwertung jedoch daneben auch noch Deutsch unterrichten. Victor war während des Krieges als Oberarzt in der Armee in Belgrad stationiert. Zu ihm sollten auch seine Söhne, nach einem kurzen Aufenthalt in Graz, ziehen, was jedoch durch das Kriegsende vereitelt wurde. Schließlich übersiedelte auch Martha (spätestens Frühjahr 1918) nach Graz, und zwar auf Grund ihrer immer deutlicher zu Tage tretenden Verbindungen zur Sozialdemokratie. 1909 hatte sie Otto Bauer kennen gelernt, der ihr geraten hatte, in die Freie Vereinigung sozialistischer Studenten einzutreten, und ab 1911 galt sie offiziell als Sozialdemokratin. Noch in Zagreb begann sie einen Briefwechsel mit Adelheid Popp, die Martha als Rednerin zu einer Versammlung am 6. Jänner 1918 in Graz einlud. Am 1. März 1918 wurde Martha Tausk schließlich zweite Landesparteisekretärin und Frauensekretärin der Sozialdemokratischen Partei der Steiermark in Graz. In dieser Position war sie für die Bildungsarbeit, die Rechtsauskunft und die Buchhaltung verantwortlich. Im September 1918 wurde sie mit nur einer Stimme Mehrheit als erste Sozialdemokratin in die Provisorische Landesversammlung der Steiermark gewählt, was die Situation für Frauen in dieser Zeit anschaulich darstellt. Von 1919 bis 1927 war sie Landtagsabgeordnete in der Steiermark dann ging sie für eineinhalb Jahre (21.5.1927–24.11.1928)

in den Bundesrat nach Wien. Von 1919 bis 1927 nahm sie auch als Delegierte an allen Parteitag teil; sie war außerdem Mitglied des sozialdemokratischen Frauenzentalkomitees. Im Sommer 1928 nahm sie über Vermittlung von Friedrich Adler einen Posten im Sekretariat der Sozialistischen Arbeiter-Internationale in Zürich an und schied aus allen österreichischen Parteifunktionen und dem Bundesrat aus. In der Schweiz gründete sie die Zeitschrift „Frauenrecht“, die sie bis Ende Oktober 1934 redigierte. Zu diesem Zeitpunkt kehrte sie nach Österreich zurück und blieb hier bis Mitte 1939. Den Anschluss erlebte sie in Graz. Im Alter von 48 Jahren emigrierte sie dann in die Niederlande, wo ihr Sohn Marius, der sich ebenfalls seit seiner Gymnasialzeit auf der sozialdemokratischen Seite in der Politik engagiert und wie sein Vater Medizin studiert hatte, mit seiner Frau und ihren vier Kindern in Nijmegen lebte. 1937 wurde er Privatdozent an der Universität Utrecht, 1956 Extraordinarius. Der zweite Sohn, Victor Hugo, arbeitete in der pharmazeutischen Industrie in São Paulo in Brasilien und lebte dort bis 1963. Auch in den Niederlanden engagierte sie sich in der Politik, bis sie am 20. Oktober 1957 in einem Utrechter Spital an Leukämie starb.

3.

Großeltern von Matha Tausk geb. Frisch sind Salomon Frisch und Henriette Kanner¹¹. Ihre Kinder sind Marie und Moritz Frisch. Moritz Frisch heiratete Anna Klüh, ihre Kinder sind eben Martha und ihr Bruder Justinian. Martha ehelichte wie gesagt Victor Tausk, sie hatten zwei Söhne, Marius (1902–1990) und Victor Hugo (1903–1969, gestorben und begraben in Graz). Marius Tausk hatte selbst wieder vier Kinder, darunter den erwähnten Robert J.M. Tausk. Die Familie von Martha Tausk in den Niederlanden ist weit verzweigt und in der „Genealogie Robert J.M. Tausk“ bestens dokumentiert. Justinian Frisch (1879–1949), der Sohn von Moritz Frisch und Anna Klüh, der Bruder von Martha Tausk, verehelichte sich mit Auguste (Guste) Meitner, der Schwester der berühmten österreichischen Physikerin Lise Meitner (1878–1968). Die Schwestern Meitner waren zwei der insgesamt acht Kinder des Wiener Rechtsanwalts Philipp Meitner (Frisch 1981:17). Lise Meitner arbeitete mit Otto Hahn und Max Planck zusammen. Der Sohn von Justinian und Auguste Frisch und somit Neffe von Lise Meitner war Otto Robert Frisch (1904–1979), der gemeinsam mit seiner Tante an der Deutung der Kernspaltung und der dabei freiwerdenden Energie arbeitete; bekanntlich prägten sie gemeinsam den Begriff „Kernspaltung“. Frisch arbeitet auch, wie Fermi, in den USA an der Entwicklung der Atombombe im berühmt-berüchtigten „Manhattan-Projekt“ mit.¹² Otto Roberts Vater Justinian, der Bruder von Martha Tausk also, emigrierte während des Krieges mit seiner Frau nach Schweden, er arbeitete dort in einem großen Verlag. Er verbrachte seinen Lebensabend bei seinem Sohn in Cambridge (Frisch 1981:252ff.).

¹¹ Name nach Judaica-Projekt und Genealogie Robert J.M. Tausk.

¹² Vgl. Österreich Lexikon 1995, Bd. 1, S. 356, Bd. 2, S. 44.

Marie Frisch nun, die Tante von Martha Tausk, ehelichte Rafael Buber, einen Bruder von Carl Buber, dem Vater von Martin Buber. Rafael war also der Onkel von Martin Buber.¹³ Seine Eltern waren Salomon Buber (1827–1906), der bekannte Bankier und Gelehrte, und seine Frau Adele geb. Wirz (1830–1911). Die Familie stammte ursprünglich aus Tirol, Salomons Vater Jesaja Abraham (der Urgroßvater Martin Bubers) war zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach Lemberg, der Hauptstadt Galiziens, übersiedelt (Ausstellung... 1978:7). Salomon und Adele Buber hatten drei Kinder, Rafael, Carl und Max, der aber bei einem Sturz von Pferd ums Leben gekommen war. Die zwei Söhne seiner Großmutter, auf die sich Martin Buber in seinen Erinnerungen bezieht¹⁴, müssen also Rafael und Carl sein und nicht, wie im Ausstellungskatalog „Martin Buber 1878–1978“ angegeben, Carl und Max (vgl. Ausstellung 1978:8). Wie allgemein bekannt, hatte Martin Bubers Mutter Elise geb. Wurgast die Familie verlassen, als Martin drei Jahre alt war. Er wuchs bei seinen Großeltern in Lemberg auf und kehrte mit vierzehn in das Haus des Vaters (ebenfalls bei Lemberg) zurück (vgl. Kohn 1961:16-18). Dieser hatte inzwischen wieder geheiratet, der zweiten Ehe entstammen die Töchter Irene und Nelly (vgl. Buber 1972:274). Auch die Mutter, die aus Odessa stammte, hatte, nachdem sie wieder nach Russland zurückgekehrt war, wieder geheiratet, sie gebar noch einen Sohn und zwei Töchter (Ausstellung 1978:8). Rafael Buber und Marie Frisch hatten vier Kinder, Rafael, die Zwillingsschwestern Carola und Sofie (geb. 1868) sowie Wolle (Leonard Bloomfields Tante Wolle). Carola heiratete Sigmund Bloomfield, sie ist die Mutter von Leonard Bloomfield. Die oben gestellten Fragen sind also so zu beantworten: Martin Buber war der Cousin von Leonard Bloomfields Mutter, und ebenso war Martha Tausk die Cousine von Leonards Mutter Carola.

4.

Nun zum Bloomfield-Zweig der Familie selbst:¹⁵ Leonard Bloomfields Vater war also Sigmund Bloomfield (manchmal, allerdings seltener, auch als „Siegmond“ geschrieben). Er und seine Geschwister Maurice und Fanny hatten als Eltern Michel Salomon Blumenfeld (geb. 1835 in Lemberg) und Bertha Jäger. Bertha Jäger war die Tochter von Leo Jäger und Amalie Kanner (geb. Jäger 1833 in heute ukrainischem Iwano-Frankiwsk), der Schwester von Henriette Kanner, die Salomon Frisch heiratete. Ihre Tochter Marie Frisch war die Mutter von Carola Buber. Die Familie Blumenfeld ist also nicht nur über Carola Buber mit Martin Buber verwandt, sondern auch über die Großmutter Leonards, Bertha Jäger. Daraus folgt aber auch, dass die Eltern Leonards,

¹³ Er war ein polnischer Sozialistenführer, vgl. Friedman 1981:14.

¹⁴ „... und sie erzog ihre zwei Söhne in der Ehrfurcht vor dem göltigen Wort...“ (Buber 1978:13).

¹⁵ Die Informationen zu den Vorfahren der Familie Bloomfield/Blumenfeld stammen von Arthur Bloomfield.

Sigmund Blumenfeld/Bloomfield und Carola Buber, zueinander Cousin und Cousine zweiten Grades waren. Michel Salomons Eltern waren Abraham Leib (Leo) Blumenfeld und Feige (Fanny), ihr Geburtsname ist unbekannt. Außer den drei Kindern Maurice, Fanny und Sigmund hatten sie ein viertes mit dem vermutlichen Namen Leo, das aber als Kind verstarb. Michel Salomon Blumenfeld war im Textilgeschäft tätig wie auch sein Schwiegervater und sein Schwager Abraham Jäger, zunächst in Lemberg, dann in Krakau und schließlich in Bielitz. Im 18. Jahrhundert war diese Stadt zu einem Zentrum der Textilindustrie geworden (vgl. Maser/Weiser 1992:88). 1866 schließlich war Abraham Jäger nach Appleton, Wisconsin, ausgewandert und ließ der Familie viel versprechende Nachrichten aus der neuen Welt zukommen. Offenbar durch den österreichisch-preußischen Krieg 1866–67 verunsichert, entschlossen sich Michel Salomon und Bertha Blumenfeld ebenfalls zum Auswandern, sie kamen 1867 (und nicht, wie meist angegeben, 1868) in den Vereinigten Staaten an und ließen sich zunächst ebenfalls in Appleton nieder, zogen dann nach Milwaukee, Wisconsin, und schließlich, um 1870, nach Chicago. Zu jener Zeit wurde auch die Geschäftsverbindung zwischen Abraham Jäger und Michel Salomon Blumenfeld aufgelöst. Auch Leonards Vater Sigmund hat zunächst das Textilgeschäft weitergeführt, bis er schließlich das Hotel Schwartz in Elkhart Lake übernahm. Der Grund für den Berufswechsel ist unbekannt. Um 1880 schließlich änderte die Familie, einschließlich Moritz Blumenfelds, der sich Maurice nannte, ihren Namen in Bloomfield.¹⁶ Leonards Vater Sigmund lebte von 1854 bis 1918, er war also entgegen den Angaben bei Hall (1990:4) das älteste der Geschwister.

Fanny Bloomfield erhielt von ihrer Familie eine profunde Ausbildung als Konzertpianistin, zuerst in Chicago bei Bernhard Ziehn und Karl Wolffsohn, dann von 1878–1883 bei Theodor Leschetizky in Wien (Wininger 1925:402). Der seinerzeit berühmte Pianist und Klavierpädagoge Theodor Leschetizky (1830–1915) war ab 1840 in Wien, als Schüler von Carl Czerny und Simon Sechter, und ging später nach Dresden, wo er die russische Pianistenschule begründete.¹⁷ Fanny Bloomfield-Zeisler wurde eine bekannte Konzertpianistin, ihre erste europäische Konzerttournee unternahm sie 1893, weitere folgten 1902 und 1912. Sie hatte drei Söhne, darunter den bereits erwähnten Ernest Bloomfield Zeisler, seinen Bruder Leonard, den ältesten (er war lange Zeit der Sekretär des Vorsitzenden des Obersten Gerichtshofes, Justice White) und Paul Bloomfield Zeisler, der Investmentberater wurde (Després 1987:5). Der Lebenslauf von Maurice Bloomfield (1855–1928) ist hinlänglich bekannt (vgl. Jamison 1996, *Studies...* 1920). Er heiratete am 20. Juni 1885 Rosa Zeisler, der Ehe entstammen zwei Kinder, Elinor Marie (1886–1953), die später den Detroiter Arzt Alexander Sanders de Witt ehelichte, und Arthur Leonard Bloomfield (1888–1962).¹⁸ Dieser studierte Medizin und wurde

¹⁶ Diese und alle weiteren Informationen zur Familie Blumenfeld entstammen brieflichen Mitteilungen von Arthur J. Bloomfield.

¹⁷ Vgl. Österreich Lexikon 1995, Bd. 1., S. 704.

¹⁸ In den zwanziger Jahren war die Wohnadresse von Maurice und Rosa Bloomfield: 861 Park Avenue, Baltimore (vgl. *Studies...* 1920:xvii).

ein bekannter Internist, Professor und Dekan der Medizinischen Fakultät in Stanford. 1958 veröffentlichte er eine Bibliografie der Internen Medizin, zu seinen Patienten zählte eine Reihe bekannter Persönlichkeiten, darunter der Filmproduzent Louis B. Mayer, einer der Gründer von Metro-Goldwyn-Mayer. Sein Sohn ist Arthur Bloomfield (geb. 3.1.1931). Nach dem Tod seiner Frau Rosa im Jahr 1920 heiratete Maurice Bloomfield am 9. Juli 1921 Helen Townsend Scott.¹⁹

Leonard Bloomfields Geschwister waren Grover (1892–1965) und Marie Bloomfield (1904–1923). Grover ist somit der jüngere Bruder und nicht, wie Hall (1990:5f.) mehrmals schreibt, der ältere. Bezeichnenderweise geht Després (1987:4, 8) auf die Reihenfolge der Geschwister nicht ein, sodass es sich um ein Versehen Halls handeln dürfte. Der Altersunterschied ist für die Linguistik insoferne von periphärem Interesse, als Robert Hall, basierend auf Després, folgende Anekdote aus dem Leben Leonard Bloomfields berichtet (Després 1987:8, Hall 1990:6): Einmal sah Leonard seinen Bruder Grover einen wunderschönen Apfel essen. Als er ihn um ein Stück bat, antwortete dieser: „Weil du mich gefragt hast, nein!“ Hall bringt nun diese kindliche Episode mit der berühmten Geschichte von Jill und Jack und dem Apfel in „Language“ in Verbindung, aber dies ist eine reine Vermutung. Es ist auch möglich, dass Bloomfield hier auf die jüdisch-christliche Überlieferung von Adam und Eva, dem Apfel und dem Sündenfall anspielt, was bei seiner Art von hintergründigem Humor durchaus vorstellbar ist, aber auch dies kann man letztlich nicht beweisen. Grover ergriff den Beruf des Chemikers. Nach einer Lehrtätigkeit an der Columbia University arbeitet er im öffentlichen Dienst in Terre Haute, Indiana. Marie war eine hübsche und viel versprechende junge Frau, die 1923 jedoch, wie bereits erwähnt, unter nicht geklärten Umständen Selbstmord beging. Andere Zweige der Familie Blumenfeld siedelten sich im Rheinland, andere um Lemberg oder Odessa an. Ich bin, aufgrund von Hinweisen, davon überzeugt, dass hier auch eine Verwandtschaft zum berühmten Zionistenführer Kurt Blumenfeld (1884–1963) besteht, aber auch das muss noch verifiziert werden. Für die Linguistik ist dies insoferne von Interesse, als Kurt Blumenfeld für den jungen Noam Chomsky bei Entwicklung seiner politischen Ansichten eine gewisse Rolle gespielt hat (vgl. Barsky 1999:91).

5.

Ein Zweig der großen Familie ist noch übrig: Die Schwestern Amalie und Henriette Kanner hatten noch einen Bruder, Bernhard. Dieser hatte zwei Kinder, einen Sohn namens Moritz und eine Tochter namens Auguste. Diese heiratete den Lemberger Leo Rosenthal, Professor an der Lemberger Musikakademie, ihr Sohn ist der zu seinen Zeiten berühmte Pianist Moritz Rosenthal (1862–1946).²⁰ Moritz Rosenthal wurde in Lemberg geboren und erhielt dort Unterricht vom Chopin-Schüler Karol Mikuli.

¹⁹ Vgl. Who is Who... 1943 s.v. Bloomfield, Maurice.

²⁰ Angaben aus dem Judaica-Projekt der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien.

1875 übersiedelte die Familie nach Wien, wo er 1876 sein umjubeltes Debüt gab. Bei einer anschließenden Tournee in Bukarest wurde er zum rumänischen Hofpianisten ernannt. 1876 akzeptierte ihn Franz Liszt als Schüler, und bis 1878 begleitete Rosenthal diesen außerdem bei seinen Aufenthalten in Weimar und Rom. Neben anschließenden Konzertreisen besuchte Rosenthal Vorlesungen über Philosophie und Ästhetik an der Wiener Universität, u.a. bei Franz Brentano, und über Musikästhetik bei Eduard Hanslick. Zahlreiche Konzertreisen führten ihn um die Welt, allein in den USA gastierte er zwölf Mal. Verheiratet war er mit der Klavierpädagogin Hedwig Kanner (1882–1959), mit der er auch gemeinsam auftrat. 1938 emigrierte das Ehepaar in die USA.

Literatur

- Ausstellung „Martin Buber 1878–1978“. Jüdische National- und Universitätsbibliothek, Berman Saal. Jerusalem, April 1978, Jerusalem.
- BARSKY R.F., 1999, Noam Chomsky. Libertärer Querdenker (aus dem Englischen von S. Howald), Zürich.
- BLOCH B., 1949, Leonard Bloomfield. Obituary, in: *Language* 25, S. 87-98.
- BLOOMFIELD L., 2001, *Die Sprache* (deutsche Erstausgabe, übersetzt, kommentiert und herausgegeben von P. Ernst und H.C. Luschützky), Wien.
- BUBER M., 1972, Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten (in drei Bänden herausgegeben und eingeleitet von Grete Schaeder). Band I: 1897–1918, Heidelberg.
- BUBER M., 1978, *Begegnung. Autobiographische Fragmente* (mit einem Nachwort von A. Goes), Heidelberg.
- DAHMS H.J., 1997, Positivismus, Pragmatismus, Enzyklopädieprojekt, Zeichentheorie, in: *Semiotische Berichte* 21/1, S. 25-73.
- DAHMS H.J., 1999, Otto Neuraths „International Encyclopedia of Unified Science“ als Torso, in: Nemeth E./Heinrich R. (Hg.), *Otto Neurath: Rationalität, Planung, Vielfalt*, Wien, S. 184-227.
- DESPRÉS L.M., 1987, My Recollections of Leonard Bloomfield, in: Hall R.A. jr. (Hg.), *Leonard Bloomfield. Essays on his Life and Work*, Amsterdam/Philadelphia, S. 3-14.
- DORFER B., 2007, *Die Lebensweise der Martha Tausk*, Innsbruck.
- FRIEDMAN M., 1981, *Martin Buber's Life and Work. The Early Years 1878–1923*, New York.
- FRISCH O.R., 1981, *Woran ich mich erinnere. Physik und Physiker meiner Zeit*, Stuttgart.
- GEIER M., 1997, Otto Neurath und Leonard Bloomfield. Im Kampf um eine physikalische Linguistik, in: *Semiotische Berichte* 21/1, S. 75-94.
- GLÜCK H. (Hg.), 1993, *Metzler Lexikon Sprache*, Stuttgart/Weimar.
- HALL R.A. jr., (Hg.), 1987, *Leonard Bloomfield. Essays on his Life and Work*, Amsterdam/Philadelphia.
- HALL R.A. jr., 1990, *A Life for Language. A bibliographical Memoir of Leonard Bloomfield*, Amsterdam/Philadelphia.
- HALTON E., 1996, Charles Morris, in: Stammerjohann H. (Hg.), *Lexicon Grammaticorum. Who's Who in the History of World Linguistics*, Tübingen, S. 654.
- HAUCH G., 1995, *Vom Frauenstandpunkt aus – Frauen im Parlament 1919–1933*, Wien.
- HOLTON G., 1993, From the Vienna Circle to Harvard Square, in: Stadler F. (Hg.), *Scientific Philosophy: Origins and Developments*, Dordrecht/Boston/London.

- JAMISON S.W., 1996, Maurice Bloomfield, in: Stammerjohann H. (Hg.), *Lexicon Grammaticorum. Who's Who in the History of World Linguistics*, Tübingen, S. 111-112.
- KOHN H., 1961, Martin Buber. Sein Werk und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte Mitteleuropas 1880–1930, Köln.
- LANDMAN I. (Hg.), 1940, *The Universal Jewish Encyclopedia in Ten Volumes*, New York.
- MASER P. / WEISER A., 1992, *Juden in Oberschlesien. Teil 1: Historischer Überblick. Jüdische Gemeinden*, Berlin.
- MCQUOWN N.A., 1996, Manuel Juan Andrade, in: Stammerjohann H. (Hg.), *Lexicon Grammaticorum. Who's Who in the History of World Linguistics*, Tübingen, S. 27-28.
- MORRIS CH.W., 1997, *Pragmatische Semiotik und Handlungstheorie (mit einer Einleitung herausgegeben von A. Eschbach)*, Frankfurt am Main.
- NAGL L., 1992, *Charles Sanders Peirce*, Frankfurt am Main/New York.
- Österreich Lexikon, 1995, Wien.
- SCHLIEBEN-LANGE B., ²1979, *Linguistische Pragmatik*, Stuttgart u.a.
- STADLER F., 1997, *Studien zum Wiener Kreis. Ursprung, Entwicklung und Wirkung des Logischen Empirismus im Kontext*, Frankfurt am Main.
- STAMMERJOHANN H. (Hg.), 1996, *Lexicon Grammaticorum. Who's Who in the History of World Linguistics*, Tübingen.
- Studies in Honor of Maurice Bloomfield*, 1920, New Haven.
- Who was Who in Amerika*, 1943, Vol. I: 1897–1942, Chicago (Nachdruck 1981).
- WININGER S., 1925, *Große Jüdische National-Biographie mit mehr als 8000 Lebensbeschreibungen namhafter jüdischer Männer und Frauen aller Zeiten und Länder. Bd. 1.*, [Czernowitz].

Zur Wirkung der gesprochenen und nicht ausgesprochenen Worte im Bereich universitärer Kommunikation. Darstellung eines Vorversuchs

Das Leben in der heutigen Welt ist durch kulturelle Vielfalt geprägt: Überall stoßen Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft mit ihren Verhaltens-, Denk-, Empfindungs- und Wahrnehmungsweisen aufeinander.¹ Das Ziel interpersoneller Kommunikation ist hierbei nicht nur das störungsfreie Miteinandergehen. Vielmehr wird jeweils, bewusst oder unbewusst, eine Kooperation im weitesten Sinn angestrebt. Für das Zustandekommen von Kooperation sind die inhaltlich-sprachliche und nonverbale Verständlichkeit der im gegebenen Kommunikationsakt produzierten Äußerungen und gegenseitige Akzeptanz wichtige Voraussetzungen. Dies trifft im Großen und Ganzen ebenso auf die Kommunikation im universitären Umfeld zu, wo mittels verschiedener Texte sprechsprachlich gehandelt, um einander zu informieren und/oder zu überzeugen. Die dabei ablaufenden Kommunikationsprozesse lösen jeweils bestimmte im Weiteren als Wirkungen bezeichnete Reaktionen bei(m) Rezipienten aus. Der vorliegende Beitrag hat zum Ziel, einen Vorversuch zur Wirkung polnischer Germanistikstudenten hinsichtlich ihres Sprech- und Körperausdrucks bei deutschsprachigen Kommilitonen am Beispiel der universitären Textsorte „studentisches Seminarreferat“ darzustellen.

1. Zur Sprechwirkung

Selbst wenn im Alltag eher selten willentlich über Sprechwirkungen reflektiert wird, kommt doch „zugleich mit Aussagen wie ‚Der Ton macht die Musik!‘“ zum Ausdruck, „dass das ‚Wie‘ des Gesagten grundlegenden Einfluss auf den Erfolg unserer Sprechkommunikation hat“ (Neuber 2009:148). Mit anderen Worten: „Wir sprechen stets

¹ Kultur (als Prägung individuellen Verhaltens, Denkens, Empfindens und Wahrnehmens individueller Werthaltungen) ist nicht eindeutig und einseitig determiniert. Vielmehr ist sie „selbst vielfältigem Wandel und damit auch dem Einfluß individuellen Handelns“ (Altmayer 1997:12) ausgesetzt. Dieses Kulturverständnis liegt in dem vorliegenden Beitrag der Interkulturalitäts-Deutung zugrunde.

mit bestimmter Absicht zu bestimmten Zuhörern [...]. Deshalb kommt es uns in der lautsprachlichen Kommunikation darauf an, eine zielgerichtete Wirkung zu erreichen“ (Stötzer 1976:83). Auf den Hörer wirkt also nicht nur die inhaltliche Darstellung eines Sachverhalts, sondern auch dessen sprechsprachliche Gestaltung in ihrer Komplexität, einschließlich nonverbaler Ausdrucksmittel. Zwecks Forderung nach einer Effektivitätserhöhung sprechsprachlicher Kommunikation, ihrer Optimierung schlechthin, wird in zahlreichen Untersuchungen darauf abgezielt, Faktoren aufzuzeigen, die in gegebenen Kommunikationssituationen zu konkreten Wirkungen führen. Unter Wirkung wird hier, in Anlehnung an die soziologische Forschung, „das Resultat der vom Hörer als kommunikative Tätigkeit durchgeführten Verarbeitung von gesprochenen Äußerungen“ (Krech et al. 1991:300) verstanden, d.h. alles, „was [...] bei der Aufnahme gesprochener Sprache in einem Rezipienten ausgelöst wird“ (Bose/Hirschfeld/Neuber 2009:25). Dieser Begriff umfasst einerseits unmittelbare Reaktionen der Gesprächspartner, darunter auch emotionale – als direkte Wirkungen. Andererseits handelt es sich um indirekte Wirkungen, die beispielsweise „die Veränderung von Bewußtseinsinhalten, Einstellungen und Verhaltensweisen“ (Krech et al. 1991:300) betreffen. Im Forschungsinteresse liegen zunächst Sprechausdrucksmittel – segmentale und prosodische Merkmale des Gesprochenen. Gerade in der interkulturellen Kommunikation können interferenzbedingte phonetische Abweichungen von der Zielsprache, die sich in dem sog. fremden Akzent niederschlagen, „die Verständigung erschweren, Missverständnisse hervorrufen oder die geplanten Gesprächsverläufe vollkommen ändern. Sie können das Verhältnis zwischen den Gesprächspartnern negativ beeinflussen und sie können bei Lernenden zu Sprechhemmungen und Lernbarrieren führen, wenn diese fremdsprachige Äußerungen nicht verstehen oder wenn sie selbst nicht verstanden werden“ (Hirschfeld 2003:164). Besonders negativ wirken sich auf den Kommunikationsablauf die prosodischen (und nicht die lautlichen) Abweichungen aus. Darüber hinaus kann auch „der – individuelle, situations- und äußerungsspezifische, sprach- und kulturprägte – Stimmklang“ (Hirschfeld 2003:165) bestimmte jeweils intendierte und nicht intendierte emotionale Wirkungen hervorrufen. Den sprechstimmlichen Parametern (Sprechtonhöhe und Tonhöhenvariation, Schallintensität – Lautstärke – und ihren Schwankungen, Sprechtempo und Tempovariationen, Pausierung, Stimmklang) werden in der Sprache mehrere wichtige Funktionen zugeschrieben. So informieren sie über den Sprecher, strukturieren das Sprechsignal in kleinere Einheiten und verbessern somit die Rezeptions- und Behaltensleistung, verdeutlichen das Gemeinte (z.B. durch Nachdruck und Sachlichkeit), fördern semantische Eindeutigkeit (z.B. durch Pausen) und übertragen jeweils gewisse Emotionen (vgl. Neuber 2006:151). Darüber hinaus unterstreicht Neuber auch die rhetorische Relevanz dieser Funktionen, „denn es ist sicher plausibel, dass z.B. Aversion oder Mitgefühl gegenüber der sprechenden Person ebenso wichtige rhetorische Wirkungsträger sind wie die Konsequenzen, die sich aus einer mittelfristig behaltenen oder vergessenen Äußerung ergeben können“ (Neuber 2006:151). Durch gezielten Einsatz sprechstimmlicher Parameter lassen sich

nach Neuber (2006:151-152) vielmehr auch Meinungs-, Einstellungswechsel und/oder Handlungsinitiierung und -wechsel herbeiführen. Es wird zudem die Zuweisung von Textmerkmalen beeinflusst: Infolge der Sprechweise können weitere rhetorisch wichtige Parameter, wie z.B.(Text-)Verständlichkeit (vgl. Neuber 2006:153), mitbestimmt werden – in den „rhetorischen Normalfällen“ (vgl. Neuber 2006:155) der Vortragssituation wie auch im Gespräch, begleitet durch sachlogische (Text-)Gliederung und sachlogischen (Text-)Aufbau, Zeitlogik, textangemessene Wortwahl und textangemessenen Satzbau einerseits und visuell erkennbare Signale (nonverbale Mittel: Mimik, Gestik, Blickkontakt, räumliches Verhalten und äußeres Erscheinungsbild) andererseits. Die weit gefasste Verständlichkeit von Äußerungen ist dabei „die Voraussetzung für das Erreichen der vom Sprecher intendierten Wirkungen beim Kommunikationspartner. Störungen der Verständlichkeit können – vor dem jeweiligen sozialen, kulturellen und sprachlichen Hintergrund – auf inadäquat verwendeten oder rezipierten verbalen, paraverbalen oder nonverbalen Ausdrucksmitteln beruhen“ (Bose/Hirschfeld/Neuber 2009:25). Potenzielle Verständlichkeitsstörungen können zudem durch „die aktuellen situativen Bedingungen“ verursacht werden, was im Endeffekt „zu nicht intendierten Wirkungen, wie veränderten Gesprächsverläufen und unerwarteten Reaktionen der am Gespräch beteiligten Personen“ (Bose/Hirschfeld/Neuber 2009:25) führen kann. In ernstesten Fällen kommt es sogar zu einem Kommunikationsabbruch. Mit anderen Worten, die Wirkung von Äußerungen hängt wesentlich davon ab, inwieweit der Kommunikationspartner im Stande ist, den gehörten Text zu verstehen – ungeachtet dessen, ob der Sprecher gerade die Absicht verfolgt, ihn über etwas zu informieren oder von etwas zu überzeugen. Aufgrund potenzieller Störungen der Verständlichkeit kann zugleich die Akzeptanz gegenüber dem Sprecher, seinen Meinungen, Weltanschauungen, Einstellungen und Verhaltensweisen beeinträchtigt werden. Der Höreindruck aber ist nicht nur für die Verständlichkeit von Äußerungen mitentscheidend, sondern auch zugleich für den Eindruck von Kompetenz und die Glaubwürdigkeit (Allhoff/Allhoff 2006:41). Zudem wird auf Sprachstand, Intelligenz, Bildungsstand, sozialen Status und Charaktereigenschaften des Sprechers geschlossen (Hirschfeld 1992:366). Zusammenfassend kann mit Hirschfeld (1994:37) festgestellt werden, dass „phonetische Verständlichkeit als linguistisch begründete und kommunikativ (interaktiv) wirksame und bestimmbare Größe zur Akzeptabilität einer Äußerung in entscheidendem Maße beiträgt, und zwar immer, wenn sprachliche Richtigkeit vorliegt oder Abweichungen innerhalb eines bestimmten – zu bestimmenden – Toleranzbereiches auftreten.“ Dies kann ebenso für die grammatikalische und lexikalische Verständlichkeit geltend gemacht werden. Neben der Sprechweise (den sprechstimmlichen Parametern) tragen auch andere Kriterien zur Verständlichkeit gesprochener Texte in der rhetorischen Kommunikation, in Gespräch und Rede als ihren prototypischen Formen, bei: Struktur und Ordnung, Einfachheit des Ausdrucks, ferner auch Auswahl der Information, Anregung und Interesse, visuelle Hilfsmittel und nicht zuletzt hörergerechte Darbietung (Allhoff/Allhoff 2006:62).

2. Darstellung des Vorversuchs

Die im Folgenden skizzierten empirischen Untersuchungen reihen sich in die aktuelle Forschung zur sprechsprachlichen interkulturellen Kommunikation im universitären Bereich ein. Im Zeitalter internationaler Mobilität von Studierenden und Hochschullehrern, wie z.B. im Rahmen des Erasmus-Programms in den EU-Ländern, gehört der interkulturelle Austausch von Wissen und Erfahrungen ebenfalls zum Alltag der Hochschulkommunikation (vgl. z.B. Ylönien 1994). Die Interkulturalität, ausgedrückt in konkreten Denk- und Handlungsformen, steht in diesem Kontext immer zwischen zwei bzw. mehreren Kulturen (vgl. Wierlacher 2003:260). Interkulturelle Kommunikation als besonderes Interaktionsphänomen kommt also infolge des Aufeinandertreffens von Menschen mit unterschiedlicher kultureller Prägung zustande, wobei die Kommunikationspartner beim Handeln ihre kulturspezifischen Prinzipien des Öfteren auch völlig unbewusst einhalten. Das kann mögliche kulturspezifische Abweichungen generieren, zu den nichtintendierten Wirkungen beim Gesprächspartner führen und nicht zuletzt die Akzeptanz des Sprechers wesentlich vermindern. Dies gilt auch für die rhetorische Kommunikation – darunter für die hochschulspezifische Kommunikationssituation: studentisches Seminarreferat (als Redetyp). Im deutschen universitären Lehr-Lern-Diskurs spielt diese Textsorte als kommunikative Form der Wissensvermittlung „von Studenten für Studenten“ (Ribeiro-Kügler 2002:127), in der die Referenten durch den Erwerb von Fach- und Methodenwissen sowie Fachsprache zum wissenschaftlichen Handeln befähigt werden, nach wie vor eine äußerst große Rolle. Dies ergibt sich u.a. aus der „inventiven“ Wissenschaftsstruktur, in der eine produktive Haltung von den Studierenden erwartet wird (Ehlich 1996:184). Viele ausländische Studierende, die aus einer „traditiven“ (Ehlich 1996:184) bestimmten Wissenschaftskultur kommen, empfinden hingegen „das Referieren als Belastung, ja als ‚Schikane‘ des akademischen Betriebs. Sie sind oft (noch) nicht bereit, eine aktive Rolle im Lehr-Lern-Diskurs zu übernehmen“ (Ribeiro-Kügler 2002:128). Unter interkulturellen Rahmenbedingungen stoßen somit auch im studentischen Seminarreferat jeweils kulturgeprägte Erwartungsmuster hinsichtlich der Realisierung dieser kommunikativen Gattung aufeinander – unterschiedliche kulturspezifische Vortragsstile, die jeweils in unterschiedlichem Denk-, Sprach- und Sprechstil sowie in unterschiedlicher Schauform zum Tragen kommen. Dies tritt möglicherweise noch stärker in Erscheinung, wenn derartige kulturbedingte Interferenzen von rein sprachlichen (grammatischen, lexikalischen und phonetischen) Abweichungen begleitet werden, wie das in der interkulturellen Hochschulkommunikation Polnisch-Deutsch potenziell auch der Fall ist. Das Forschungsvorhaben verfolgt ein praktisches Ziel: Es sollen Mittel und Möglichkeiten zur Erhöhung kommunikativer Effektivität in der Zielsprache Deutsch für Studierende mit Ausgangssprache Polnisch durch den text- und situationsangemessenen Einsatz der rhetorischen Wirkungsfaktoren (in dem oben erläuterten Sinn) im Sprachhandlungstyp „Informieren/Referieren“ aufgezeigt werden. Das geplante Forschungsvorhaben umfasst Untersuchungen zur Wirkung polnischer Germanistikstudenten als Referenten, zur Wirkung des fremden Akzents im Deutschen

als Fremdsprache auf deutsche Muttersprachler als potenzielle Mitstudierende in einer interkulturellen universitären Kommunikationssituation (einem Seminar), zur sprachlich-sprecherischen Verständlichkeit und zur rhetorischen Leistung polnischer Germanistikstudenten als Referenten. Diese Untersuchungen werden in einzelnen Teilschritten realisiert – u.a. als Untersuchung zur globalen Einschätzung des audiovisuellen Testmaterials (s. Kap. 2.3) bzw. als dessen Analyse auf sprachliche und rhetorische Gestaltung von Referaten. In den folgenden Unterkapiteln werden zunächst das Testmaterial (für den Vorversuch) und Untersuchungsmethoden skizziert. Anschließend daran wird der Vorversuch, einschließlich seiner Ziele und Ergebnisse, dargestellt.

2.1. Testmaterial

Das Testmaterial umfasste audiovisuelle Aufnahmen von studentischen Seminarreferaten, die von polnischen Germanistikstudenten in der Fremdsprache Deutsch im Rahmen eines Masterseminars zu Glottodidaktik (II. Semester MA) im Mai-Juni 2011 an der Universität Lodz gehalten wurden.² Das Testmaterial wurde mit einer digitalen Filmkamera JVC (Modell GR-D20E) aufgenommen und im Format Film Windows gespeichert.

2.2. Untersuchungsmethode

Für die Realisierung der o.g. Teilziele des Forschungsvorhabens werden wissenschaftlich fundierte Untersuchungsmethoden aus der Sprechwirkungsforschung herangezogen – vor allem das Kommunikationsexperiment. Im Einzelnen sind es in dem Fall audiovisuelle Datenanalysen durch Laien und Experten (wie im Falle des darzustellenden Vorversuchs), wobei Wirkungen wie auch die Beurteilung von Verständlichkeit metakommunikativ jeweils mittels eines Fragebogens erfragt werden. Die entsprechenden Fragebögen bestehen aus offenen und geschlossenen Fragen. Die Antworten auf die letzteren erfolgen u.a. in Form eines (6-stufigen) Polaritätsprofils, das „zur Erfassung von Einstellungen [dient], indem durch die Versuchspersonen der jeweilige Untersuchungsgegenstand eingeschätzt wird unter Vorgabe gegensätzlicher Eigenschaften als Pole“ (Thiel 1990:17). Angesichts der o.g. Forschungsziele handelt es sich vorrangig um qualitative Untersuchungen, ergänzt durch repräsentative quantitative Erhebungen. Das gesamte Forschungsvorhaben soll mit einem interpretativen Verfahren im Hinblick auf die jeweilige kommunikative Relevanz der ermittelten Daten abgeschlossen werden.

2.3. Der Vorversuch – Ziele und Ergebnisse

Aufgrund der großen Komplexität empirischer Studien zur Sprechwirkung und zwecks Sicherung der externen Validität wurde von einer grundsätzlichen Notwendigkeit

² In der Darstellung des Vorversuchs werden maskuline Formen durchgehend verwendet, wobei ebenfalls weibliche Studierende (Referentinnen) mit gemeint sind.

ausgegangen, vor den eigentlichen Untersuchungen jeweils das entsprechende Testverfahren zu überprüfen. Zu diesem Zweck wurde ein Vorversuch durchgeführt, für den aus dem bis Ende Juni 2011 zusammen gestellten Testmaterial (s.o.) stichprobenweise zwei Aufnahmen gewählt wurden: Referat 1 (R1) zum Thema „Neue Medien im Fremdsprachenunterricht“ (Dauerzeit: 7:58 Min.) und Referat 2 (R2) zum Thema „Kommunikative Kompetenz bei der Grammatikvermittlung im DaF-Unterricht auf dem Niveau B1“ (Dauerzeit: 12:19 Min.). Mit diesem Vorversuch werden folgende Ziele angestrebt: (a) die Überprüfung der akustischen Qualität der Aufnahmen sowie der Kameraführung im Hinblick auf die Raumposition der Referenten, (b) die Überprüfung des Fragebogens auf dessen Klarheit, Eindeutigkeit und Verständlichkeit sowohl in inhaltlicher als auch in grafischer Hinsicht und (c) die Überprüfung des geplanten Testverfahrens im Hinblick auf den Zeitrahmen, der den Probanden zum Abhören von Referaten und zum Ausfüllen des Fragebogens zur Verfügung stehen soll. Diese Zielsetzungen wurden den Probanden ausführlich erläutert, einzelne Zweifelsfragen wurden vor dem Abwickeln des Testverfahrens geklärt. Aus dem Vorversuch ergaben sich folgende Erkenntnisse:

a. Überprüfung der Aufnahmen in qualitativer Hinsicht

Laut Aussagen der Probanden sollten die Aufnahmen in akustischer Hinsicht qualitativ verbessert werden. An einigen Stellen konnten die Hörer nicht eindeutig sagen, ob die Sprecher beim Halten von Referaten phonetisch (vor allem artikulatorisch) tatsächlich unverständlich waren oder ob ihre Unverständlichkeit an der Qualität der Aufnahmen lag (stellenweise verzerrte Stimmen). Um derartige Unsicherheiten zu beheben, wurde beschlossen, trotz erheblichen organisatorischen und zeitlichen Aufwands, eine Reihe von weiteren Aufnahmen durchzuführen. Zur Sicherung möglichst einwandfreier Qualität wurde eine digitale Kamera besserer Generation (HD Video Sony, Typ HDR-PJ0E), mit einem externen, weitgehend unauffälligen Ansteck-Mikro (Sony, Typ ECM-T6) benutzt. Im Hinblick auf das im Fragebogen erfasste Untersuchungskriterium „Körperhaltung“ war auch die Kameraführung bezüglich der Raumposition der Referenten zu verbessern. Bei der Durchführung der Aufnahmen wollte man möglichst wenig in die Seminargestaltung eingreifen, sodass die Vortragenden jeweils im Sitzen gefilmt wurden (so wie das in diesem Seminar üblich war). So saßen die Referenten in der ersten Aufnahmerunde an einem Arbeitstisch und hielten ihre Hände unter diesem versteckt. Eine Sprecherin (R2) bediente einen Laptop mit einer PP-Präsentation, blickte dabei mehrmals zur Seite auf den Computerbildschirm oder hoch auf die Wand mit den vorgeführten Slides, die in der Aufnahme allerdings nicht zu sehen waren. Insgesamt fiel es den Probanden schwer, sich über das Raumverhalten der Referenten zu äußern – ihrer Meinung nach erinnerte die Aufnahme kaum an eine authentische Kommunikationssituation. Dies machte eine aussagekräftige Beurteilung des nonverbalen Verhaltens der Referenten kaum möglich. Für die weiteren Aufnah-

men, vor allem zwecks Vereinheitlichung des Testmaterials, sollten die Studierenden ihre Referate im Stehen halten, wobei die Kamera in die Raummitte in einer möglichst authentischen Entfernung unter die Zuschauer (unter die Mitstudenten im Seminar) gestellt werden sollte. Nach entsprechender Anweisung der Versuchsleiterin sollten die Referenten mit dem Gerät wie mit einem Publikumsteil umgehen.

b. Überprüfung des Fragebogens bezüglich der Fragestellung

Der Fragebogen umfasste insgesamt fünf Punkte (mit Einzelfragen): (1) zur Wahrnehmung des fremden Akzents, zur artikulatorisch-intonatorischen, lexikalischen und grammatikalischen Verständlichkeit und zur Sprechweise der Referenten; (2) zum inhaltlichen Nachvollzug der Referate; (3) zum Einsatz nonverbaler Ausdrucksmittel durch die Sprecher; (4) zur Wirkung der Sprecher; (5) zur Wirkung des (fremden) Akzents. Die einzelnen Items wurden durch Ankreuzen von Urteilen in einem Polaritätsprofils (s.o.) erfragt. Laut einigen Probandenaussagen sollte die Aufgabenformulierung zwecks eines besseren Verständnisses der Fragen noch einmal überdacht und z.T. auch verkürzt werden, z.B.: wurden für die Kriterien „zu monoton bzw. künstlich überbetont“ vs. „nicht monoton, variationsreich dem Text angemessen“ (Frage 1) folgende Alternativen vorgeschlagen: „textunangemessene Akzentuierung“ vs. „textangemessene Akzentuierung“. Alternativvorschläge gab es auch für die Fragen zur Melodieführung, Pausensetzung und zum Sprechtempo. Des Weiteren sollten im Hinblick auf die Wirkung der Sprecher, zwecks einer besseren Überschaubarkeit nur diejenigen Eigenschaften erfragt werden, die von rhetorischer Relevanz sind, u.a.: Glaubwürdigkeit, Überzeugung, Engagement, Kompetenz bzgl. des Inhalts und Sprachgebrauchs. Ob der Sprecher dabei z.B. sympathisch wirkt, soll in dieser Untersuchung irrelevant sein, selbst wenn in authentischen Situationen derartige, sehr persönliche Urteile sicherlich auch gefällt werden. Die Frage zu Erwartungen der deutschen Muttersprachler (der potenziellen Mitstudenten) bezüglich eines Seminarreferats sollte aufgrund ihres allgemeinen Charakters nicht als letzte, sondern viel besser noch vor der audiovisuellen Analyse des Testmaterials gestellt werden – als eine Art Auslöser der metakommunikativen Leistung bei den Probanden. Im Ganzen ist die jeweilige Fragestellung in Anpassung an die angestrebten Ziele des empirischen Vorhabens unter Berücksichtigung aller Probandenbemerkungen während des Vorversuchs zu überdenken.

c. Überprüfung des Testverfahrens bezüglich des Zeitrahmens

Der zur Verfügung gestellte Zeitrahmen war laut Aussagen der Probanden ausreichend: Zwecks globaler audiovisueller Einschätzung des Testmaterials nach den gegebenen Kriterien durften sich die Hörer jeweils nur die ersten 4 Minuten der an den Vorversuch herangezogenen studentischen Referate anhören und -sehen. Zum Ausfüllen des

Fragebogens verfügten sie jeweils über zusätzliche 10 Minuten, wobei die Urteile nach Möglichkeit bereits während des Hörens eingetragen werden sollten.

3. Fazit

Aufgrund der Komplexität der Erforschung von Sprechwirkungen, Verständlichkeit und Rhetorizität erweist sich die Durchführung von Voruntersuchungen, trotz des oben erwähnten Organisations- und Zeitaufwandes, in vielen Fällen als notwendig. Dies konnte ebenfalls in dem vorliegenden Beitrag bestätigt werden: Es wurde hier ein Vorversuch vor allem hinsichtlich „der empfundenen Authentizität“ [vgl. Kameraführung und Verhalten der Referenten im Raum] und „der Identifizierbarkeit der jeweils zur Untersuchung anstehenden Funktion [vgl. die Fragestellung im Fragebogen]“ (Neuber 2009:150) wie auch hinsichtlich des Testverfahrens selbst (vgl. den Zeitrahmen des Vorversuchs) dargestellt. Zu jedem Versuchsschwerpunkt wurde von den Probanden eine Reihe von Empfehlungen ausformuliert, die z.T. bereits umgesetzt werden konnten, u.a. bei der zweiten Aufnahmerunde (vgl. die Bemerkungen bezüglich akustischer und räumlicher Qualität des Testmaterials), bzw. die in den weiteren Teilen des Testverfahrens, z.B. beim Erstellen von Fragebögen (Polaritätsprofilen) noch berücksichtigt werden. Ein solches Vorgehen ist umso unabdingbarer, als die gesprochene Sprache aufgrund ihrer Flüchtigkeit ein empirisch schwer erfassbares Objekt schlechthin ist. In dem Vorversuch wurde bewusst mit einer sehr kleinen Stichprobe gearbeitet, sodass man keinesfalls auf die Erhebung aussagekräftiger Daten abzielte, auf deren Basis valide Erkenntnisse im Hinblick auf die untersuchten Phänomene zu gewinnen wären. Trotzdem fielen einige (vermutete) Korrelationen auf, u.a. zwischen der Wahrnehmung des fremden Akzents, der prosodischen Gestaltung, dem inhaltlichen Nachvollzug der Referate, der Wirkung/Akzeptanz des fremden Akzents und nicht zuletzt der Wirkung der Referenten. Diese Korrelationen wie auch andere mögliche Zusammenhänge sollen in der eigentlichen Untersuchungsrunde aufgrund einer quantitativ repräsentativen Probandenzahl mit einer größeren Stichprobe empirisch nachgewiesen werden, sodass relevante, empirisch fundierte Erkenntnisse zum Einsatz der rhetorischen Wirkungsfaktoren beim Halten von studentischen Seminarreferaten in der Zielsprache Deutsch gewonnen werden können.

Literatur

- ALLHOFF D.-W. / ALLHOFF W., 2006, Rhetorik & Kommunikation. Ein Lehr- und Übungsbuch. 14. Auflage, München/Basel.
- ALTMAYER C., 1997, Zum Kulturbegriff des Faches Deutsch als Fremdsprache, in: Zeitschrift für den interkulturellen Fremdsprachenunterricht (<http://zif.spz.tu-darmstadt.de/jg-02-2/beitrag/almayer3.htm>, 10.11.2012).

- BOSE I. / HIRSCHFELD U. / NEUBER B., 2009, Verständlichkeit und barrierefreie Kommunikation aus sprechwissenschaftlicher Sicht, in: Antos G. (Hg.), Rhetorik und Verständlichkeit. Bd. 28. Rhetorik. Ein internationales Jahrbuch, Tübingen, S. 21-33.
- EHLICH K., 1996, Wissenschaftskommunikation und Weiterbildung, in: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 22, S. 171-190.
- HIRSCHFELD U., 1992, Phonetische Normabweichungen als Problem der Rhetorik, in: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 18, S. 363-372.
- HIRSCHFELD U., 1994, Untersuchungen zur phonetischen Verständlichkeit Deutschlernender (Forum Phonicum 57), Frankfurt am Main.
- HIRSCHFELD U., 2003, Phonetische Interferenzen in der interkulturellen Kommunikation, in: Anders L.C./Hirschfeld U. (Hg.), Sprechsprachliche Kommunikation. Probleme, Konflikte, Störungen, Frankfurt am Main, S. 163-171.
- KRECH E. et al., 1991, Sprechwirkung: Grundfragen, Methoden und Ergebnisse ihrer Forschung, Berlin.
- NEUBER B., 2006, Phonetische und rhetorische Wirkungen sprechstimmlicher Parameter, in: Deutsch als Fremdsprache 3, S. 151-156.
- NEUBER B., 2009, Sprechwirkungen des Deutschen. Ergebnisse und Perspektiven prosodischer Wirkungsuntersuchungen, in: IDV-Magazin 81 (<http://www.idvnetz.org/publikationen/magazin/IDV-Magazin81.pdf>, 10.11.2012), S. 146-159.
- RIBEIRO-KÜGLER A., 2002, Das Referat als Wissensvermittlung von Studierenden für Studierende, in: Redder A. (Hg.), „Effektiv studieren“ – Texte und Diskurse in der Universität. OBST Beiheft 12, Duisburg, S. 127-134.
- STÖTZER U., 1976, Zur Wirksamkeit der Aussprache, in: Stock E./Suttner J. (Hg.), Sprechwirkung. Theoretische und methodisch-praktische Probleme ihrer Erforschung und Optimierung (Wissenschaftliche Beiträge 24/F9), Halle-Wittenberg, S. 82-85.
- THIEL S., 1990, Zum Einsatz des Polaritätsprofils in der Stimmwirkungsforschung, in: Sprechen II, S. 17-21.
- WIERLACHER A., 2003, Interkulturalität, in: Wierlacher A./Bogner A. (Hg.), Handbuch interkulturelle Germanistik, Stuttgart/Weimar, S. 257-264.
- YLÖNEN S., 1994, Die Bedeutung von Textsortenwissen für die interkulturelle Kommunikation. Kommunikative Unterschiede im Biologiestudium an den Partneruniversitäten Jyväskylä und Bonn, in: FINLANCE. A Finnish Journal of Applied Linguistics XIII, S. 89-113.

Stilfiguren der Umstellung in deutschen Grabinschriften

„Was heilig oder feierlich ist, sagt man in einem Gedicht“
(Gerhard Fecht).

1. Einführung

Sprachliche Textgestaltung in einem Kommunikationsvorgang ist immer durch einige Faktoren bedingt. Im Falle einer Grabinschrift ist die Wahl der Sprachmittel immer ein Kompromiss zwischen der Konvention und eigener Kreation. Die duale Natur der Textsorte¹ verpflichtet den Textproduzenten zur Beibehaltung der geltenden Standards und ermuntert zugleich, dem Text ein persönliches Gepräge zu verleihen. Dies ermöglichen günstige Umstände, die das Verfassen einer Grabinschrift beeinflussen. Aus Raumgründen beschränke ich mich auf die Nennung einiger von ihnen. In den Grabinschriften werden Gefühle und Gedanken festgehalten aber auch Erlebnisse, Sehnsüchte und Wünsche, die im Namen des Verstorbenen formuliert wurden. Eine auf die Person des Verstorbenen bezogene Widmung auf dem Grabmal macht dieses erst zu einem individuellen Gedenkstein. Nicht ohne Bedeutung ist das Medium. Der Text wird nur einmal in Stein gemeißelt, er ist dabei wetterfest und beständig, das ganze Jahr herum zugänglich und der unbeschränkten Rezeption der Öffentlichkeit für eine unbegrenzte Zeit ausgesetzt. Dies resultiert manchmal in einer sorgfältigen, durchdachten Textformulierung. Bei der Entstehung der Grabinschriften sind Zitate dem religiösen oder weltlichen Literaturgut entnommen von Bedeutung, die den Inschriften eine sprachliche Eleganz verleihen, so dass sie nicht nur informativ sind sondern auch eine poetische Wirkung haben. Sie wird Gegenstand der Analyse in dem vorliegenden Artikel, in dem deutsche Grabinschriften und ihre ästhetische Sprachfunktion, deren lexikalische Exponenten rhetorische Stilfiguren der Umstellung² sind, untersucht werden. Mit der poetischen (ästhetischen) Sprachfunktion meinte Roman

¹Die Struktur der Grabinschriften sowie ihre Textfunktionen wurden in Jarosz 2010 und 2011 besprochen.

²Der Gebrauch der Stilfiguren der Hinzufügung und des Ersetzens wurde in separaten Artikeln dargestellt.

Jakobson in seinem Kommunikationsmodell aus dem Jahre 1960 „die Einstellung auf die Botschaft als solche, die Ausrichtung auf die Botschaft um ihrer selbst Willen“ (Jakobson 1979:92, zit. nach Weber 2006:131). Im Zentrum unserer Betrachtung steht also nicht **was**, sondern vor allem **wie** mitgeteilt wird³.

2. Einteilung der Stilfiguren

Die hier diskutierten Ausdrucksmittel werden in der Regel als rhetorische Mittel, Stilmittel, Stilfiguren, stilistische Mittel oder Figurationen genannt. Den Terminus rhetorische Figuren⁴ verstehen wir als Sammelbegriff der klassischen Rhetorik für alle kunstvollen Formen des sprachlichen Ausdrucks, denen eine Änderung des normalen (neutralen) sprachlichen Formulierens auf allen sprachlichen Ebenen, vom Laut bis zur argumentativen Textsequenz, zugrunde liegt. Sie erfüllen besondere Funktionen und haben in der Regel eine expressive Wirkung (Fleischer/Michel 1975:151). Die rhetorischen Mittel werden gewöhnlich in Tropen und (Stil-)Figuren eingeteilt⁵, die weiter differenziert werden können. Nach Kolmer/Rob-Santer (2002:125) lassen sich die beiden erwähnten Stilmittel wie folgt definieren: „Als Figuren werden die Formen des Redeschmucks bezeichnet, die den gewöhnlichen Ausdruck kunstvoll durch einen weniger gewöhnlichen Ausdruck ersetzen, während bei den Tropen die Vorstellung selbst vertauscht wird“. Da eine klare Trennung zwischen beiden Mengen kaum möglich und schon seit der Antike umstritten ist, fällt auch die Unterteilung der rhetorischen Mittel in verschiedene Hauptkategorien in der Wissenschaft verschieden aus. Manchmal wird eine Stilfigur unterschiedlichen Untergruppen zugeordnet⁶. In einigen Lehrbüchern für Rhetorik und Stilistik, werden die Stilmittel nach der Art des Vorgangs gruppiert, infolge dessen sie entstehen. Nach diesem Kriterium unterscheidet man: Figuren der

³ Die materielle Basis der Untersuchung bildet ein Korpus von Inschriften aus folgenden Friedhöfen: Bautzen (Nicolai-Friedhof, Protschenberg-Friedhof, Taucherfriedhof), Bischofswerda (Stadtfriedhof), Breslau (Alter Jüdischer Friedhof), Görlitz (Alter Friedhof, Nicolai-Friedhof), Berlin. Bei jedem wortgetreu zitierten Beleg wird sein Herkunftsort angegeben. Der doppelte Schrägstrich markiert die Zeilengrenze. Die Texte entstanden in der Periode 1790–2010. Außer Acht wird die Erfassung der diachronischen Entwicklung im Gebrauch der untersuchten Stilmittel gelassen, denn bei vielen Inschriften gibt es keine Angaben zum Datum der Entstehung.

⁴ Das Attribut „rhetorisch“ ist der Tatsache zu verdanken, dass die antike und die mittelalterliche Rhetorik sich mit der Lehrbarkeit der Stilfiguren beschäftigten und deren Klassifikation entwickelten (Eroms 2008:176). Aus diesem Bemühen ergab sich eine Vielzahl von Figurenkatalogen (Ottmers 1996:155).

⁵ In der Monographie von Ueding/Steinbrink (2005) werden die Bezeichnungen „der Redeschmuck in den Einzelwörtern“ vs. „der Redeschmuck in Wortverbindungen“ verwendet.

⁶ Der Parallelismus gilt in der Klassifikation von Eroms (2008) als die Figur der Hinzufügung, nach Kolmer/Rob-Santer wird sie als Figur der Struktur auf der Satzebene behandelt (2002:69).

Hinzufügung, der Auslassung, der Umstellung⁷ und des Ersatzes⁸ (vgl. Eroms 2008:177). Funktional orientierte Kriterien sind in der Monographie von Ottmers (1996) zu finden. Andere Klassifikationsansätze, wie z. B. der von Kolmer/Rob-Santer (2002:54) gehen von etwas anderen Hauptkategorien aus. Für die vorliegende Bearbeitung wurde die leicht modifizierte und erweiterte Systematik der rhetorischen Mittel aus der Monographie von Eroms (2008) übernommen.

3. Stilfiguren der Umstellung im Einzelnen

3.1. Parallelismus

Die Darstellung der Stilfiguren eröffnet der Parallelismus (Isokolon). Dieses Stilmittel setzt das Vorhandensein von zwei symmetrisch übereinstimmenden Konstruktionen voraus, die sich ungefähr aus gleicher Wortzahl in zwei aufeinanderfolgenden und aufeinander bezogenen Sätzen, Satzgefügen, Satzteilen oder Versen zusammensetzen, in denen gleiche Satzglieder gleiche Stellen besetzen (Fleischer/Michel 1975:171). Die Aussagen dieser Art gehören im untersuchten Material zu den häufigsten unter den Figuren der Umstellung, was auch nicht erstaunen soll: Es ist die beste Form für eine kompakte, zwei bis drei Verse umfassende elegante Formulierung des Totenlobes. Oberflächlich betrachtet zeichnen sich die besprochenen Inschriften durch eine thematische Heterogenität aus: sie beziehen sich entweder auf das Leben der Verstorbenen oder drücken allgemeingültige Wahrheiten aus.

Ein zweigliedriger Parallelismus, Dikolon, tritt in drei syntaktischen Varianten auf:

- a. parallele Bestandteile sind symmetrisch und werden von vollständigen Sätzen mit Prädikaten und allen Ergänzungen gebildet: (1) *Arbeit war Dein Leben, // Wahrheit war Dein Streben* (Breslau),
- b. sie bilden eine asymmetrische Kombination: vollständiger Satz als erster Teil der Dyade und eine Ellipse mit ausgelassenem Prädikat als zweiter Teil: (2) [...] *Edel war Dein Thun und Sinnen, // Rein, was Deine Zunge sprach!* (Breslau), (3) *Schlicht war ihr Sinn, // Treu ihr Denken, ihr Tun* (Breslau),
- c. die Figur bilden zwei elliptische Konstruktionen. Diese Variante zeichnet sich durch eine inhaltliche Konzentration und einen starken Rhythmus aus: (4) *Einfach im Leben // Edel im Denken* (Görlitz), (5) *Schön von Natur // Glücklich durch die Liebe* (Breslau).

⁷ Die Figuren der Umstellung werden auch als Figuren der Anordnungsveränderung bezeichnet.

⁸ Die gleiche Typologie bietet die Monographie von Fleischer/Michel (1975:151) an. Neben den Figurationen des Ersatzes nennen die Autoren Figurationen der Hinzufügung, der Auslassung und der Anordnung (oder des Platzwechsels).

In den oben zitierten Belegen herrscht eine thematische Vielfalt. Als Leitmotiv dominiert das Leben der Verstorbenen, Prinzipien, nach denen sie lebten und handelten oder Aspekte der Mentalität. In Einzelfällen wird auch das Äußere thematisiert (5-6). Den Parallelismus begleitet nicht selten der Gebrauch anderer Stilfiguren wie Anapher, Alliteration und/oder Antithese, z.B.: (6) *Sein Körper war schwach, // sein Geist aber stark* (Breslau). Auffallend ist die Mannigfaltigkeit in der sprachlichen Gestaltung der einfachen syntaktischen Konstruktion. In den Aussagen, in denen der inhaltlichen Struktur eine Antithese zugrunde liegt, spricht jede Zeile ein anderes Motiv an. Die gegenübergestellten Motive bilden manchmal keine semantische Opposition *sensu stricto*. Oft sind es scheinbare Antonyme, die eher im Verhältnis der Komplementarität zueinander stehen: (7) *Dein Glaube war die Pflicht // Dein Handeln die Liebe* (Breslau). Die Nomina ‚Glaube‘ und ‚Pflicht‘ sind keine Gegensätze im engeren Sinne: Sie sprechen unterschiedliche Aspekte im Leben des Verstorbenen an. Wenn man jedoch annimmt, dass beide Begriffe symbolisch für das Geistige und das Rationale stehen, können sie als oppositionelle Teile eines Ganzen betrachtet werden. Steht das Individuum als solches im Zentrum der Betrachtung in vielen Texten (1-7), bringt man in der folgenden Inschrift gegenseitige Relationen zwischen dem Individuum und seiner Umgebung deutlicher zum Ausdruck: (8) *Für Andere gelebt, von Allen geliebt* (Breslau). Der zweite Aussagenteil im Dikolon lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf den ersten zurück. Die inhaltlichen Einzelheiten einer Aussage heben sie von den anderen dieser Art ab und sichern individuelle Züge jeder Inschrift. Starker Rhythmus, Endreime und inhaltliche Differenzierung sind die Merkmale, die die Attraktivität dieser Komponenten der Grabinschriften steigern.

Suggestion von Totalität charakterisieren den dreigliedrigen Parallelismus (auch Trikolon genannt d.h. „Dreigliedrigkeit“, vgl. Ueding/Steinbrink 2005:307), eine meist asyndetische Reihung mit drei Gliedern, die eine kompakte auf der triadischen Struktur basierte Aussage bildet. Unterschiedlich ist der syntaktische Status der Teileinheiten. Eine Minimalstruktur bilden die nur aus dem Kopf bestehenden Nominalphrasen. Es gibt auch Belege mit ausgebauten Formen, Gelegentlich auch gemischte Strukturen. Den Ausgangspunkt für die Triade bilden in der Regel Tugenden und Verdienste im Familienleben, Berufsleben und in der Gesellschaft. Diese Komponente der Grabinschriften trägt Züge einer intendierten Laudatio: (9) *Einfach im Leben, Edel im Denken, Ein Vorbild den Seinen* (Bautzen). Die ästhetische Wirkung der Konstruktion wird durch die Anwendung der zusätzlichen Stilfiguren verstärkt. Die Anapher *sein* schafft eine syntaktische und semantische Dichte unterstützt durch einen nicht übersehbaren Rhythmus: (10) *Sein Fühlen war Liebe // Sein Reden Wahrheit, // sein Handeln Pflicht* (Breslau).

Eine der bekanntesten Inschriften, die aus Goethes Gedicht „Das Göttliche“ stammt ist „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“. Dieser durch seine Frequenz auf dem Breslauer Friedhof auffallende Spruch erscheint in verschiedenen Varianten:

- a. in einer reduzierten (11) oder leicht veränderten Form (12) als eine selbständige Inschrift: (11) *Edel, hilfreich und gut* (Breslau), (12) *Edel war sein Tun, hilfreich und gut!* (Breslau),
- b. integriert in einen Text als dessen Abschluss: (13) *Früh schon sankst du ins Grab, // doch lebst Du in unserem Herzen // wie Du allerzeit warst:// edel, hilfreich und gut* (Breslau),
- c. als ein Gerüst, das zum Verfassen eines eigenen Textes dient: (14) *Edel war sein Denken, // Hilfreich sein Thun, // Und gut all' ein Streben* (Breslau).

Durch die Verwendung in einem neuen Kontext, als eine Inschrift (oder deren Teil), bekamen Goethes Worte eine neue Botschaft: Der optative Charakter der Aussage verwandelte sich in eine erlesene Charakteristik der Verstorbenen (12-14). Die im Telegrammstil gedichtete Inschrift (15) erinnert sich an die letzte Periode im Leben der Verstorbenen zurück und berichtet über einen dramatischen Kampf gegen die Krankheit: (15) *Gehofft // Gekämpft // Und doch verloren* (Bischofswerda). Gelegentlich wird die triadische Struktur mit einer vierten Zeile abgeschlossen, die inhaltlich die Funktion einer Zusammenfassung oder eines Wunsches übernimmt: (16) *Arbeit war sein Leben // Liebe war sein Thun // Wahrheit war sein Glauben // Mög er in Frieden ruh'n!* (Breslau), (17) *Große Liebe, // herzliches Geben, // Sorge um uns, // das war dein Leben* (Bautzen).

Während die oben zitierten Belege inhaltlich mit der Person der Verstorbenen verbunden sind, wodurch die kommunikative Konzentration auf einen einheitlichen Referenzträger erreicht wird und die Inschriften eine thematische für die Kohärenz grundlegende Orientierung erhalten (Brinker 2005:47), stellt das unten angeführte Trikolon eine relativ selbständige und vom Kontext (der Person des Verstorbenen) unabhängige Einheit, die als eine allgemeingültige Wahrheit der christlichen Welt in einigen Varianten (in voller Form oder als ein dreigliedriger Spruch) auf den Grabsteinen zu lesen ist (18). Die Reihung ist kurz, aufdringlich, stark strukturiert und einprägsam: (18) *Glaube, Hoffnung, Liebe*⁹ (Görlitz). War der letzte Beleg ein Beispiel für einen intertextuellen Bezug, scheint die Inschrift (19) ein selbstgedichteter Text nach dem triadischen Muster zu sein: (19) *Gebet – Liebe – Glaube* (Bautzen). Unter den allgemeingültigen Sentenzen zeichnet sich die unten zitierte Aussage wegen der Anwendung der Anadiplose¹⁰ durch eine außerordentliche Einheitlichkeit und Geschlossenheit aus: (20) *Glaube in Liebe // Liebe in Friede // Friede in Gott* (Berlin). Das Weglassen konjunktoraler Verbindungen verursacht eine starke Rhythmisierung und

⁹ Die Triade tritt an verschiedenen Stellen im Alten und Neuen Testament auf. In den Grabinschriften wird sie entweder in der oben angeführten Form oder als vollständiger Satz zitiert: *Es bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, am größten aber ist die Liebe*, Paulus, 1 Kor 13,13 (www.bibel-online.net).

¹⁰ Wiederholung des letzten Wortes oder der letzten Wortgruppe eines Verses oder Satzes am Anfang des folgenden Verses oder Satzes zur semantischen oder klanglichen Verstärkung (www.duden.de, unter „Anadiplose“).

eine energische Aufzählung (Ottmers 1996:191). Der Parallelismus dient grundsätzlich der Hervorhebung oder der ohren- (wegen starker Rhythmisierung), und augenfälligen (wegen der gleichmäßigen Verteilung) Textgliederung (Fleischer/Michel 1975:171). Die Aufzählung umfasst aber nicht nur eine reine Akkumulation verschiedener Details, sondern auch jene, die einen Sachverhalt unter verschiedenen Gesichtspunkten darstellen (Ottmers 1996:190).

3.2. Antithese

Hervorhebung eines gedanklichen Gegensatzes wird in denjenigen Parallelismen erzielt, deren inhaltliche Struktur nach dem Prinzip der Antithese aufgebaut ist. In dieser Stilfigur werden zwei konträre inhaltliche Komponenten (Gedanken oder Begriffe) gegenübergestellt, die nicht unbedingt genaue Gegengesätze sein müssen (Ottmers 1996:194). Ueding/Steinbrick (1994:308) erklären die Antithese als „Gegenüberstellung zweier gegensätzlicher Wörter und Wortgruppen, wodurch der Antagonismus der Gegenstände besonders scharf herausgestellt wird“. Weber (2006:142) fügt hinzu: „je stärker zwischen rekurrenten Elementen das Maß der Identität bzw. des Kontrastes ist, desto stärker dürfte die Wahrnehmung und Wirkung sein“. Im untersuchten Material fungieren die Begriffe Leben – Tod – Leben nach dem Tod als inhaltlich konträre Komponenten, die ein System der Oppositionen bilden. Als der meist produktive Gegensatz der Triade gilt die Teilrelation *Leben* vs. *Tod*, von der weitere Gegensätze, die im Redeschmuck Verwendung finden, abgeleitet werden (s.u.). Sie werden dann in die Eulogie mit der Erinnerung oder einem quasi Resümee des Lebens einer verstorbenen Person eingeflochten: (21) *Im **Leben** lieb und Treu // Im **Tod** unvergessen* (Görlitz). Unterschiedlich wird die Opposition: das Leben auf der Erde vs. das Leben nach dem Tod sprachlich erfasst. Die meist gängige Metapher ist *hier* vs. *dort*: (22) ***Hier** nimmer vergessen // **Dort** oben vereint* (Bautzen), (23) ***Hier** getrennt auf kurze Zeit, // vereint uns **dort** die Ewigkeit* (Görlitz).

Vielsagend ist der folgende Beleg, einer der wenigen, in denen der Tod eindeutig idealisiert wird¹¹: (24) *Nur das **Leben** hasst, // Der **Tod** versöhnt* (Bautzen). In einigen Texten (25) wird die Teilbeziehung Tod (hier: *Trennung*) vs. Leben nach dem Tod (hier: *Wiedersehen*) in antithetisch strukturierten Aussagen thematisiert: (25) ***Trennung** ist unser Loos, **Wiedersehn** unsre Hoffnung* (Görlitz). Durch den Kontrast der Tempusformen (Präteritum vs. Präsens) im Beispiel (26) *Wir sind nun bei denen, die uns **liebten**, // und warten auf die, die uns **lieben*** (Bautzen) wird die Vergangenheit der

¹¹Die antithetisch strukturierten Aussagen bilden einen guten Ausgangspunkt für kulturwissenschaftlich orientierte Forschungen. Sie geben einen Einblick in die Auffassung des Lebens und des Todes einer Sprachgemeinschaft, verraten Elemente ihrer Mentalität und lassen auf die Vorstellung vom Leben nach dem Tod schließen. Da die vorliegende Studie ein anderes Ziel verfolgt, wird auf eine umfangreichere Analyse verzichtet und die Problematik, die in einem separaten Beitrag behandelt werden kann, wird lediglich angedeutet.

Gegenwart gegenübergestellt, was die Entstehung der Opposition: die Welt der Lebenden vs. die Welt der Verstorbenen im Gedankengang zur Folge hat und in Konsequenz zur Formulierung des primären Gegensatzes Leben vs. Tod führt. Die Durativität des Verbs 'warten' impliziert paradoxal eine dynamische Situation, indem eine Änderung angekündigt wird, und leitet damit eine weitere Opposition Gegenwart vs. Zukunft ein.

Die Anhäufung der antithetischen Lexik verstärkt den Effekt der Antinomie, wie es im Text (27) **Hier getrennt auf kurze Zeit, // vereint uns dort die Ewigkeit** (Görlitz), der aus drei den Gegensatz bildenden Paaren besteht (*hier/dort, getrennt/vereint* und *kurze Zeit/Ewigkeit*) der Fall ist. Auf der Opposition Gefühl vs. Verstand baut die Spannung eine andere Gruppe von Belegen, in denen in der metaphorischen Verkleidung die Verarbeitung des Verlustes nach dem Tode einer geliebten Person problematisiert wird: (28) **Dem Auge entschwunden // dem Herzen geblieben** (Breslau), (29) **Dem Augen fern, // dem Herzen nah** (Breslau).

3.3. Anastrophe

Anastrophe bezeichnet eine Umstellung der neutralen Wortposition im Satz. Die Operation bewirkt eine starke Rhythmisierung und dient der affektischen Hervorhebung (Ottmers 1996:164), erzeugt Pathos und eine feierliche Stimmung. Unter den möglichen Umstellungen in der Satzstruktur der Grabinschriften ist vor allem Genitivattribut (als genitivus explicativus, qualitatis, partitivus u.a.) wegen der Spitzenstellung am Satz- oder Zeilenanfang auffallend:

- (30) **Des Menschen größtes Leid ist – Trennung** (Görlitz),
- (31) **Des Herrn Rat ist wunderbar, // und er führet es herrlich hinaus** (Bautzen),
- (32) **Der Edelsten Eine, // tiefbetrauert von allen, die sie kannten** (Breslau),
- (33) **Meines Lebens höchstes Glück // Ruht in diesem stillen Grabe [...]** (Breslau),
- (34) **Der Menschheit Wohl, der Wissenschaft // Geweiht war Deines Geistes Kraft [...]** (Breslau).

Das vorangestellte Genitivattribut ist heute eine archaische Stilvariante zur Hauptform des nachgestellten Genitivattributs (Sowinski 1982:108).

Weniger Beispiele gibt es für die Ausklammerung. Außerhalb der rechten Satzklammer stehen verschiedene Satzglieder: (35) **Wir werden bei dem Herren sein alle zeit** (Bautzen). Die Topikalisierung betrifft u.a. auch pronominale Objekte, Prädikative und Modalangaben: (36) **Uns alle erwartet dieselbe Stunde** (Bautzen), (37) **Ein feste Burg ist unser Gott** (Görlitz), (38) **In Wehmuth werden wir Deiner stets gedenken** (Bischofswerda). Das Vorfeld wird häufig durch emotional stärker hervorgehobene Glieder gefüllt. Expressive Wortstellung fordert oft Abweichungen von der neutralen Satzordnung. Je ungewöhnlicher die Vorfeldfüllung ist, desto nachdrücklicher ist der Ausdruckswert

des Gesagten (Sowinski 1984:99) und desto mehr wird emotionale Steigerung spürbar: (39) **Selbstlose Hingebung // Für die Deinen // war der Inhalt Deines Lebens** (Breslau), (40) *Nun sein Geist in ferner Weite, // Ist verwaist das Vaterhaus; **An der teuren Gattin Seite // Ruht vom Erdenleid er aus*** (Breslau). Durch die Verschiebung einzelner Glieder nimmt oft das Subjekt die Endstellung ein (40), was ihm einen neuen „Eindruckswert“ verleiht (Sowinski 1982:100).

3.4. Umkehrung des Sinnes

Die Umstellung der einzelnen Satzglieder führt in der Regel, wie es an den oben angeführten Belegen veranschaulicht wurde, zur Entstehung der Abweichungen von der neutralen Stellung ohne Veränderungen in der Satzbedeutung. Einen besonderen Fall stellt der Beleg (42) dar, in dem der Umtausch der Satzgliedstellung Umkehrung des Sinnes zur Folge hatte. Das Exzerpt (41) ist ein ziemlich verbreiteter Spruch, der häufig in Kondolenzschreiben oder bei Trauerfeiern auch in Grabinschriften verwendet wird und kann dann tröstlich sein. Nach der Änderung der Wortfolge wird die Hervorhebung des Umgestellten erzielt, wodurch der Satz besonders dramatisch klingt: Man spürt Verzweiflung und eine absolute Ratlosigkeit: (41) ***Stärker als der Tod ist die Liebe*** (Breslau), (42) *Der Tod war stärker als die Liebe* (Görlitz).

3.5. Paradoxon

In zwei der untersuchten Belegen ist der inhaltliche Widerspruch auf der Textebene festzustellen, d.h. die logische Grundlage der Aussagen bildet Paradoxon, eine Figur, in der sich zwei gegensätzliche Behauptungen ausschließen: (43) *Deine **Toten** werden **leben***. *Jesaja 26,19* (Bischofswerda), (44) *Wir **Toten** sind **nicht tot*** (Bautzen). Paradoxon versetzt den Empfänger in Spannung oder sogar in Schock. Der Widerspruch muss aufgelöst werden, indem mindestens ein Begriff einen Doppelsinn hat oder eine metaphorische Interpretation zulässt. Wird der Inhalt der Belege im eschatologischen Kontext diskutiert, konstatiert man die Übereinstimmung der Botschaft mit dem religiösen Sinn des Todes und stuft man die Figur als scheinbarer Widerspruch ein.

3.6. Rhetorische Frage

Die rhetorische Frage, eine Seltenheit unter den analysierten Exzerpten, ist eine Scheinfrage, auf die man keine Antwort erwartet, weil sie in der Frage schon impliziert ist (Ottmers 1996:184). Die ungewöhnliche Form fesselt die Aufmerksamkeit und veranlasst zum Nachdenken: (45) *Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?* (Bautzen). Die Funktion der Frage besteht darin die Aufmerksamkeit zu lenken, manchmal dient eine rhetorische Frage zur Kennzeichnung der Situation des Sprechers und steht anstelle eines Aussagesatzes: (46) *Sag' doch, wohnt nicht im Dunkel des Grabes der Friede? Und tagt hinter diesem Hügel der Aufgang? // Sag', entkeimt nicht hier das Leben? Und quillt nicht*

Hoffnung aus der toden Gruft? (Bautzen). Rhetorische Fragen bilden eine Suggestion von Beteiligung, simulieren eine Gesprächssituation und schaffen dabei eine besondere Spannung: (47) *Warum so früh?* (Görlitz). Gemeinsam allen Fragen ist, dass sie mehr oder weniger in Fragen gekleideten Feststellungen sind. Manchmal verzichtet man auf die Antwort, weil es sich auf diese Frage keine Antwort geben lässt (47).

4. Schlussbemerkungen

Die vorliegende Analyse bestätigt den Gebrauch der rhetorischen Stilmittel der Umstellung in den untersuchten Belegen in breitem Umfang. Zu den häufigsten Stilmitteln gehört der Parallelismus, der in zwei strukturellen Varianten als zwei- und dreigliedrige Konstruktionen auftritt. Eine hohe Frequenz zeigen auch die Antithese und die Anastrophe. Sporadisch sind Beispiele für rhetorische Fragen, Paradoxon und Umkehrung des Sinnes zu finden. Die Anhäufung des Redeschmucks, der den Stil verlebendigt und erhöht, ist ein Indiz dafür, dass die poetische Funktion manifest präsent ist, wodurch sich die diskutierte Textsorte der Ästhetik von literarischen Texten nähert. Diese Konstatierung lässt die Grabinschrift in der Typologie der Textsorten zwischen die Gebrauchstexten und literarische Textsorten platzieren.

Literatur

- BRINKER K., 2005, Linguistische Textanalyse, Berlin.
- EROMS H.-W., 2008, Stil und Stilistik. Eine Einführung, Berlin.
- FLEISCHER W. / MICHEL G., 1975, Stilistik der deutschen Gegenwartssprache, Leipzig.
- JAKOBSON R., 1979, Linguistik and poetic, in: Holenstein E./Schelberg T. (Hg.), Roman Jakobson: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971, Frankfurt am Main, S. 83–121.
- JAROSZ J., 2010, Zwischen Konvention und Originalität: zur Grabsteinepigraphik auf dem Alten Jüdischen Friedhof in Breslau, in: Łopuszańska G. (Hg.), Sprache und Kultur als gemeinsames Erbe im Grenzgebiet, Gdańsk, S. 85–95.
- JAROSZ J., 2011, Zur Textualität der dänischen Grabinschriften, in: Folia Scandinavica Posnaniensia 13, S. 63–78.
- KOLMER L. / ROB-SANTER C., 2002, Studienbuch Rhetorik, Paderborn.
- Ottmers C., 1996, Rhetorik. Stuttgart/Weimar.
- SOWINSKI B., 1982, Deutsche Stilistik. Beobachtungen zur Sprachverwendung und Sprachgestaltung im Deutschen, Frankfurt am Main.
- UEDING G. / STEINBRINK B., 2005, Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, Stuttgart/Weimar.
- WEBER B., 2006, Entwurf einer Poetologie der Psalmen, in: Utzschneider H./Blum E. (Hg.), Lesarten der Bibel. Untersuchungen zu einer Theorie der Exegese des Alten Testaments, Stuttgart, S. 127–154.

Typologie der adnominalen Attribute im Kulinarischen

Grundsätzlich gibt es keine Regeln, nach denen man sich beim Akt der Namensgebung im Kulinarischen richten sollte (Dąbrowska 1998:249). Deshalb sind die Bezeichnungen in der Kochkunst durch eine besondere Vielfalt und Variationsbreite gekennzeichnet. Typisch für die kulinarischen Nominationsprozesse sind zwei- oder mehrgliedrige Speisebezeichnungen, die unterschiedlichen Status im Wortgut jeder Sprache einnehmen können (vgl. Witaszek-Samborska 2005:21). Manche von ihnen gelten als feste Wortverbindungen, bei denen sowohl die Änderung der Reihenfolge der einzelnen Elemente sowie Abtrennung der Bestandteile mit anderen lexikalischen Einheiten inakzeptabel wirken. Die Bedeutung der Wortverbindung kommt darüber hinaus nicht aufgrund der Bedeutungen der gesonderten Elemente zustande. Dies ist der Fall z.B. bei *Rote Bete*, *Wiener Schnitzel*, *Fisch nach griechischer Art*. Es gibt auch solche Wortfügungen, die öfter miteinander vorkommen, die sich aber auch mit anderen Einheiten kombinieren lassen, so dass die Verbindung lockerer wirkt, z.B. *Kuchen mit Streusel*. Die dritte Gruppe machen solche Bezeichnungen aus, die miteinander ganz lose verbunden sind. Dies hat auch zur Folge, dass die Bedeutung der ganzen Bezeichnung sich häufig aus ihren Bestandteilen ergibt, z.B. *Eis mit Honig und Mandarinen* (vgl. Kozarzewska 1967:132). Das Thema der mehrgliedrigen Sitonyme und ihrer Struktur scheint relevant zu sein, da in der kulinarischen Nomination die analytischen Namen überwiegen. Die synthetischen (eingliedrigen) Bezeichnungen machen nur einen kleinen Teil der Bezeichnungen aus. Die vorliegende Analyse setzt sich zum Ziel, über 200 analytische Eisdessert-Bezeichnungen auf ihre Struktur hin zu untersuchen, d.h. die adnominalen Attribute in beiden topologischen Feldern zu bestimmen.

1. Theoretische Grundlagen

Es wird von der folgenden Definition des Attributs ausgegangen: „Das Attribut bezieht sich auf nichtverbale Wörter und Wortgruppen mit einem nichtverbalen Kern. Attribute sind sowohl Komplemente als auch Supplemente von Adjektiven und Substantiven sowie Supplemente von Pronomina, Adverbien, Präpositionen und den subordinierenden Konjunktionen bevor, nachdem und weil und Supplemente von Nominal-, Präpositional-,

Adjektiv- und Adverbgruppen. Hingegen sind kategorial von Substantiven und Präpositionen regierte obligatorische Einheiten keine Attribute“ (Fuhrhop/Thieroff 2005:333). Der im Rahmen dieses Beitrags dargestellten Typologie der Attribute im Kulinarischen liegen die Auffassungen von Engel (2009:84-90) und Helbig/Buscha (1996:585-606) zugrunde. Aufgrund der Zusammenstellung der Bezeichnungen kann man sich einen Überblick darüber verschaffen, welche Attribute für Speisebezeichnungen typisch sind. Auf diese Art und Weise kann man ebenfalls an die häufigsten Strukturen der mehrgliedrigen Bezeichnungen gelangen. Das Verzeichnis der Attribute verweist auch auf onomasiologische Eigenschaften, die am häufigsten in kulinarischen Namen gebraucht werden, sowie auf das Set der Modelle, mithilfe deren sie zum Ausdruck gebracht werden. Des Weiteren soll der Frage nachgegangen werden, inwieweit die Speisebezeichnungen als feste lexikalisierte syntaktische Fügungen angesehen werden können.

2. Analyse des Materials

Die Anzahl der Nominalphrasen, die Attribute im rechten und im linken Feld aufweisen, ist vergleichbar. Marginal sind nur solche Nominalphrasen vertreten, bei denen beide Felder besetzt sind.

2.1. Bezeichnungen mit Attributen im linken Feld

Es wurden die folgenden Beispiele für vorangestellte Attribute im Korpus registriert:

Adjektive (85/100 Beispiele – 37%)

z.B. *Arabische Eiscreme, Cremiges Erdbeereis, Weiße Eis-Mäuse, Weihnachtliches Zimt-Orangeneis, Eisige Schokoküsse, Gebackene Eistorte, Italienische Eiscreme, Lecker-leichtes Eis, Scharfes Schokoeis, Versunkenes Eis, Überbackenes Eis, Süßer Traum, Himmlische Sünde, Knackiges Eis, Kärntner Eisreindling, Timmendorfer Becher.*

Von der Struktur her sind die Adjektive sowohl Simplicia (z.B.: *weiß, süß, scharf*) als auch Ableitungen (z.B.: *weihnachtlich, eisig, cremig, himmlisch*) und Kopulativkomposita (z.B. *lecker-leicht*). Unter den Beispielen sind auch Partizipien Perfekt zu finden, z.B.: *versunken, überbacken, gebacken*. Unter einem semantischen Blickwinkel betrachtet, handelt es sich hier in erster Linie um qualifikative Adjektive, z.B. *weiß, cremig* oder Herkunftsadjektive, z.B. *italienisch, Kärntner, Timmendorfer*. Im Weiteren wird gezeigt, dass Adjektive nicht nur in der attributiven Verwendung vorkommen, sondern auch nachgestellt werden können.

Genitivus auctoris/ possessivus (7/100 Beispiele – 3%)

Diese Angabe im linken Feld wird von den folgenden Beispielen repräsentiert, z.B.: *Papa's Lieblingsdesserts, Wandas Ananaseis, Ninas Müsliwirbel, Mamas Eistorte*. Es ist schwer, nachträglich herauszufinden, welche Motivation der Bezeichnungen zugrunde

liegt. Es kann sich in diesen Fällen entweder um „den Genitiv des Erzeugers oder des Besitzers einer Sache“ handeln (Eisenberg 1994:248).

Artikel + Adjektiv (4/100 Beispiele – 1,7%)

Es gibt eine kleine Anzahl von Beispielen, die obige Besetzung des linken Feldes illustrieren, z.B.: *ein leichter Beerentraum, eine sündige Versuchung, die süße Versuchung, der blaue Turm*. Es handelt sich entweder um einen unbestimmten oder bestimmten Artikel, der entsprechend einem Kompositum, einer Ableitung oder einem Simplex vorangestellt wird. Je nach dem Artikel wird die Flexion des Adjektivs entsprechend beeinflusst. Die dem Determinativ nachgestellten Adjektive lassen sich den bereits oben genannten semantischen Klassen zuordnen.

Possessives Determinativ (4/100 Beispiele – 1,7%)

Es gibt auch einige Beispiele, in denen das linke Feld von einem possessiven Determinativ *mein/meine* besetzt ist, z.B.: *Mein Mokka-Vanille-Eisbecher, Mein Zitronen-Ananas-Kokos-Becher, Meine Liebessünde*. Es ist zu unterstreichen, dass es sich dabei nur um ein „sprecherbezogenes possessives Determinativ“ (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997:1933) handelt. „Possessivdeterminative verhalten sich semantisch sehr ähnlich wie die bestimmten Artikel: Sie greifen aus dem Denotatbereich ihrer Operanden bestimmte Individuen, Substanzkollektionen oder Summe heraus. Wie bestimmte Artikel kennzeichnen sie die Gegenstände als kontextbezogen einzige oder hervorstechendste“ (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997:1959).

2.2. Bezeichnungen mit Attributen im rechten Feld

Im rechten Feld erscheinen die folgenden Attribute:

Komitativangabe (64/113 Beispiele – 28%)

Zum Beispiel: *Amarettini-Eis mit Pflaumensoße, Eis mit Honig und Mandarinen, Curacao-Eis mit Joghurt, Mangoeis mit Minze, After-Eight-Eis mit frischer Minze, Ricottaeis mit Maraschino und frischen Früchten, Ziegenfrischkäse-Eis mit grünem Pfeffer*. Gemeinhin nennt die Komitativangabe „einen begleitenden“ oder aber auch „einen fehlenden Umstand“ (Engel 1996:615). Die Komitativangabe wird somit durch die Präpositionen *mit* oder *ohne* eingeleitet, die an eine Nominalphrase angeschlossen werden. Aufgrund des erstellten Korpus lässt sich festhalten, dass die Komitativangabe vor allem die zusätzlichen Zutaten der Speisen nennt, die jedoch ihren Geschmack im Wesentlichen beeinflussen. Unter der Gruppe der Bezeichnungen mit einer Komitativangabe ist ebenfalls auf solche hinzuweisen, bei denen die Nomina angehäuft und mit der Konjunktion *und* verbunden werden, z.B.: *Ricottaeis mit Maraschino und frischen Früchten, Sahne-Eis mit frischen Erdbeeren, Erdbeersoße und Sahne*. Im Korpus lassen sich aber keine Beispiele für Namen mit der Präposition *ohne* finden. In der Sammlung der vorangestellten Adjektive kann man jedoch auf die mit der Komitativangabe kommutierende Ausdrucksweise hinweisen, bei der das Fehlen einer Zutat mithilfe

eines adjektivischen Suffixes *-frei* unterstrichen wird, z.B. *Lactosefreies Vanilleeis*. Es lassen sich zudem solche Belege registrieren, bei denen im rechten Feld die attribuierte Komitativangabe zu verzeichnen ist, z.B. *Eiscreme mit einer Überraschung im Loch*. Die Präpositionalphrase *im Loch* bezieht sich in diesem Fall nicht auf *Eiscreme*, sondern auf die *Überraschung*.

Lokalangabe (27/113 Beispiele – 11%)

Zum Beispiel: *Baileys-Eis auf Pflaumensalat*, *Joghurteis am Stiel*, *Eis-Tiramisu auf dem Teller*, *Mord im Schnee*, *Eis im Kokosnussmantel*, *Tiramisu-Eis im Glas*, *Zimteis im Apfel*. Die Lokalangabe wird auch in Form einer Präpositionalphrase eingeleitet, wobei hier eine größere Vielfalt der in Frage kommenden Präpositionen, z.B. *in*, *auf*, *an* auftaucht. Auf diese Art und Weise werden vor allem zwei Informationen vermittelt. Erstens kann es sich um zusätzliche Zutaten handeln, z.B. *Pflaumensalat oder Apfel*, die den Geschmack der Speise nicht in erster Linie determinieren, sondern als „Hintergrund“ gelten. Zweitens wird auch die Servierweise verdeutlicht, z.B. *auf dem Teller*, *im Glas*, *im Apfel*.

Lokal- und Komitativangabe (1/113 Beispiele – 0,5 %)

Zum Beispiel: *Schneebälle auf Eis mit einer herzlichen Überraschung*.

Modalangabe (7/113 Beispiele – 3%)

Die nachgestellte Phrase französischer Herkunft *à la* wird hier als eine Art Modalangabe betrachtet, z.B. *Eis à la Gülcan*, *Dessert à la Papa*, *Reis-Eis à la Oma*, weil sie ins Deutsche mithilfe einer anderen Präpositionalphrase ‚nach Art‘ übertragen werden kann. Es handelt sich somit um die Art und Weise, wie jemand die Speise zubereitet oder serviert.

Nachgestellte Adjektive (6/113 Beispiele – 2,5%)

Unflektierte nachgestellte Adjektive sind im Gegensatz zu den vorangestellten und mit den Nomen kongruierenden Adjektiven kein Normalfall. Diese Stellung der Adjektive ist jedoch an folgenden Beispielen zu sehen: *Eiskugeln frittiert und flambiert*, *Fruchteis – selbst gemacht*, *Milcheis – ganz einfach*. Es gilt die Meinung, dass „solche Konstruktionen mit nachgestellten Adjektiven nur in poetischen, volksliedhaften Texten vorkommen und als leicht archaisierendes Stilelement wirken“ (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997:1991). Es kann aber auch angenommen werden, dass die Konstruktionen mit Adjektiven in Postposition vor allem in bestimmten Kontexten oder bestimmten Textsorten wie z.B. Speisekarten anders auszulegen sind, und zwar als „Adverbialkonstruktionen in elliptischer Verwendung“ (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997:1991). Die Beispiele könnte man folgendermaßen paraphrasieren: ‚Eiskugeln sind frittiert und flambiert‘, ‚Fruchteis ist selbst gemacht‘. Die adverbiale Verwendung von Adjektiven in Speisezeichnungen ist auch auf den Einfluss des Französischen in diesem Bereich zurückzuführen, vgl. *Forelle blau* und *truite au bleu* (vgl. Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997:1991). Es kann auch angedeutet werden, dass manche solcher Speisebezeichnungen sich inzwischen zu Produktmarken entwickelt haben, die eigenen Gesetzen folgen.

Nomen invariants (5/113 Beispiele – 2%)

Nach der Terminologie von Engel fungieren die unten stehenden Belege als Beispiele für Bezeichnungen mit einem nachgestellten Nomen invariants. Es handelt sich hier um Sachnamen (vgl. Helbig/Buscha 1996:608), die, wie an den Beispielen beobachtet werden kann, oft in Anführungsstrichen geschrieben werden, z.B. *Eisbowle* „Alaska“, *Orangeneis* „MissEllie“, *Eisbecher* „Waldfee“ und an Gattungsnamen wie *Eisbowle*, *Orangeneis* und *Eisbecher* angeschlossen werden.

Qualitativangabe (3/113 Beispiele – 1%)

Im gesammelten Korpus gibt es auch Beispiele, die im rechten Feld eine Qualitativangabe enthalten. Sie wird in Form einer Präpositionalphrase eingeführt, z.B. *Eis aus weißer Schokolade*, *Eis vom Schwarzen Sesam*, *Schneemann aus Zitroneneis*. Hier werden vor allem die Hauptzutaten der Speise genannt. Als Qualitativangabe können auch solche Beispiele eingestuft werden, bei denen ein Küchengerät genannt wird, z.B. *Kokoseis aus dem Froster*.

2.3. Bezeichnungen mit Attributen in beiden Feldern

Es gibt auch eine Gruppe von Beispielen für Bezeichnungen, bei denen sowohl das linke als auch das rechte Feld besetzt ist (17 – 7,5%). In den meisten Fällen wird das linke Feld von einem Adjektiv besetzt, z.B. *Dunkles Schokoladeneis mit heißen Kirschen*, *Superleckerer Früchteeis am Stiel*, *Frisches Sauerrahm-Eis im Apfelsüppchen*. Das rechte Feld wird entweder von einer Komitativangabe (erstes Beispiel), oder von einer Lokalangabe (die weiteren Beispiele) besetzt. Es gibt auch Beispiele, bei denen das rechte Feld von mehr als einem Attribut belegt ist, z.B. *Frittiertes Eis auf Fruchtmouse mit Honig-Limettensoße*.

3. Schlussfolgerungen

Wenn man die Sitonyme unter die Lupe nimmt, kann festgehalten werden, dass ihre Form gegen die Forderung und das Prinzip der Sprachökonomie verstößt. Sie sind ziemlich komplex ausgestaltet, was die geschmackliche Feinheit und das fantasievolle Servieren der Speise betonen sollte. Die in Form von Nominalphrasen formulierten Speisebezeichnungen enthalten mehr Ausdruckselemente, die über das Minimale hinausgehen (vgl. Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997:1968).

Anhand von erhobenen Beispielen erweisen sich folgende Baupläne von Bezeichnungen als die häufigsten und meistbenutzten:

Adjektiv + Substantiv

Aufgrund der gesammelten Namen kann festgestellt werden, dass die Sprachnutzer dazu tendieren, die Speise möglichst genau zu definieren und sie nach einem hervorstechenden Merkmal zu benennen. Dazu werden am häufigsten vorangestellte Adjek-

tive gebraucht. Sie benennen Farben (*weiß, grün*), Anlass (*weihnachtlich*), Herkunft (*italienisch, jamaikanisch, indisch, arabisch*), Konsistenz (*cremig, sahnig*), Grad der Kompliziertheit (*einfach, schnell*), Geschmack (*scharf*), Art der Zubereitung (*gefroren, gegrillt, überbacken*).

Substantiv + Komitativangabe

Bei Komitativangabe wird nur „der begleitende Umstand“ (Engel 1996:615) genannt. Es handelt sich dabei vorrangig um eine zusätzliche Zutat, die den Geschmack der Speise vermuten lässt, oder um metaphorische Namen, z.B. *Schneebälle auf Eis mit einer herzlichen Überraschung* oder *Eistorte mit Pfiff*.

Substantiv + Lokalangabe

Mithilfe von unterschiedlichen Präpositionen, z.B. *in, auf, an* wird „der Hintergrund“ oder die Art und Weise des Servierens der Speise dargestellt.

Die anderen Baumuster sind marginal vertreten. Es lässt sich nur noch feststellen, dass die Zugehörigkeitsrelation auch ziemlich oft in den Namen betont wird. Am Beispiel der Belege wird deutlich, dass sie auf zweierlei Weise in den Bezeichnungen zum Ausdruck gebracht wird – als Genitivus possessivus oder possessives Determinativ.

Es ist festzustellen, dass die Entscheidung, ob die Bezeichnungen als fest oder lose zu klassifizieren sind, schwierig ist. Je nach dem kulinarischen Wissen der Genießer und ihrem kulinarischen Interesse kann die Einstufung anders ausfallen. Den subjektiven Faktoren kann somit eine ziemlich große Bedeutung beigemessen werden (vgl. Witaszek-Samborska 2005:124). Es lässt sich jedoch beobachten, dass die Speisebezeichnungen vielmehr okkasionelle Wortverbindungen sind als feste lexikalisierte Fügungen. Es kann konstatiert werden, dass sich bestimmte Strukturmuster in der kulinarischen Nomination verzeichnen lassen, die lediglich mit unterschiedlichen Elementen ergänzt werden. Die Wiederholbarkeit der Strukturmuster ist auch in den losen Speisebezeichnungen zu sehen, so dass man auf bestimmte Bildungsschemata auch in diesem Bereich verweisen kann. Die Wahl der Attribute ist eine Widerspiegelung dessen, wie die Speise betrachtet werden sollte. Die Relationen, die zwischen den einzelnen Elementen der Speisebezeichnung bestehen, sind nicht zufällig. Für die formale und grammatische Struktur, die eine Bezeichnung endgültig einnimmt, schafft die onomasiologische Basis eine begriffliche Grundlage (vgl. Witaszek-Samborska 2005:125). Die formale Struktur und der onomasiologische Hintergrund sind somit eng miteinander verbunden. Sie sollten dementsprechend nicht als zwei separate Bereiche behandelt werden. Die onomasiologische Grundlage, also die Entscheidung darüber, was das Denotat genau ist und was es von anderen unterscheidet, beeinflusst im Wesentlichen die Struktur der Speisebezeichnung (vgl. Witaszek-Samborska 2005:125).

Literatur

- BANKHARDT C., 2010, Tütel, Tüpflein, Oberbeistrichlein. Der Apostroph im Deutschen, Mannheim.
- BOETTCHER W., 2009, Grammatik verstehen. I – Das Wort, Tübingen.
- DĄBROWSKA A., 1998, O językowym zachowaniu się przy stole. Dlaczego upiększamy nazwy potraw?, in: Kowalski P. (Hg.), *Oczywisty urok biesiadowania*, Wrocław, S. 248-253.
- EISENBERG P., 1994, Grundriss der deutschen Grammatik, Stuttgart/Weimar.
- ENGEL U., 1996, Deutsche Grammatik, Heidelberg.
- ENGEL U., 2009, Syntax der deutschen Gegenwartssprache, Berlin.
- FLEISCHER W. / BARZ I., 2012, Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen.
- FUHRHOP N. / THIEROFF R., 2005, Was ist ein Attribut?, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 33/2-3, S. 306-342.
- HELBIG G. / BUSCHA J., 1996, Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht, Leipzig/Berlin/München/Wien.
- KOZARZEWSKA E., 1967, Zestawienie jako jednostka leksykalna, in: *Poradnik Językowy* 3, S. 131-136.
- POHL H.D., 2004, Die Sprache der österreichischen Küche – Ein Spiegelbild sprachlicher und kultureller Kontakte, in: *Internetzeitschrift für Kulturwissenschaften* 15 (http://www.inst.at/trans/15Nr/06_1/pohl15.htm, 02.11.2012).
- Wahrig. Die deutsche Rechtschreibung, 2011, Gütersloh/München.
- WITASZEK-SAMBORSKA M., 2005, *Studia nad słownictwem kulinarnym we współczesnej polszczyźnie*, Poznań.
- ZIFONUN G. / HOFFMANN L. / STRECKER B., 1997, *Grammatik der deutschen Sprache*, Berlin/New York.

Aus dem Wörterbuch der Zeugen Jehovas¹

1. Einführendes

Es sollen hier einige erste, vorsichtige Überlegungen für ein vielleicht einmal zu verfassendes „Wörterbuch der Zeugen Jehovas“ vorgestellt werden.² Im Folgenden verstehe ich die Sprache der Zeugen Jehovas als Theolekt, wobei ich mich auf Überlegungen von Albrecht Greule stütze: „Ein kommunikationstheoretischer Ansatz geht von der Voraussetzung aus, daß es eine spezifische Kommunikationskonstellation Mensch – Gott gibt. Dabei kann Gott der Inhalt dessen sein, worüber Menschen miteinander kommunizieren, oder Gott ist selbst Adressat menschlicher Rede. Den spiegelbildlichen Fall, daß der Mensch der Adressat von Gottes ‚Rede‘ ist, klammere ich hier aus. Die in der Kommunikationskonstellation Mensch – Gott verwendete Sprache nenne ich Theolekt – in Anlehnung an das sprachwissenschaftliche Varietätenmodell und die dort übliche Terminologie wie Dialekt, Soziolekt, Technolekt usw.“ (Greule 2012:14f.).

Ergänzen möchte ich meinerseits, dass in unterschiedlichen christlichen, oder allgemeiner: den theistischen Religionsgemeinschaften, die Kommunikationskonstellation Mensch – Gott unterschiedlich konzeptualisiert und auch realisiert wird. Von daher kann man innerhalb des Christlichen von einer konfessionellen Ausdifferenzierung sprechen, so dass für die Zeugen Jehovas ein eigenständiger Theolekt angesetzt werden kann etwa im Gegensatz zum baptistischen, methodistischen, christengemeinschaftlichen, evangelisch-lutherischen, evangelisch-reformierten, römisch-katholischen usw. usf.

¹ Danken möchte ich der Zeugin Jehovas Susanne Junge, die mir bei der Literaturbeschaffung und der Klärung von Verständnisfragen geholfen hat.

² 2008 hat der Religionswissenschaftler George D. Chrystides sein „Historical Dictionary of Jehovah’s Witnesses“ (HDJW) herausgegeben. Der Autor bemüht sich bei der Darstellung wichtiger Daten, Persönlichkeiten und Konzepte bewusst und ausdrücklich um Neutralität, indem er versucht, die Binnensicht der Zeugen Jehovas zu erschließen (HDJW:xv). Die genuin linguistische Literatur zu Zeugen Jehovas beschränkt sich meines Wissens auf gerade einmal zwei Arbeiten: Zunächst ist da ein 2001 veröffentlichter Aufsatz von Aneta Ostroróg „Język Świadków Jehowy – rekonesans“, auf Deutsch etwa „Die Sprache der Zeugen Jehovas – eine Erkundung“ (Ostroróg 2001) und eine Monographie zu persuasiven Mitteln in Texten der Zeugen Jehovas (Kiraga 2009). Speziell zur Zeugen Jehovas-spezifischer Lexik s. Kiraga 2009:79-93.

Zu den Besonderheiten des Theolekts der Zeugen Jehovas gehören u.a.:

- der große Einfluss des Englischen – alle Texte werden zunächst auf Englisch verfasst und anschließend in andere Sprachen übersetzt³;
- eine stark hierarchisierende und einseitige Kommunikation – das Herausgabe-Monopol für geschriebene Texte liegt bei der Wachturm-Gesellschaft mit Sitz in Brooklyn;
- eine stark Reglementierung des Kommunikationsablaufs – die Wachturm-Gesellschaft erlässt z.T. sehr detaillierte Anweisungen, etwa für den Verlauf von Versammlungen (s. die zeitlichen und inhaltlichen Vorgaben für Veranstaltungen in WTG⁴ 2012d und auch WTG 1986:14f.);
- eine nicht zu übersehende „Diskussionslosigkeit“ während der Treffen.⁵

Die Wachturm-Gesellschaft hat bereits zwei Nachschlagewerke herausgegeben: die zweibändigen „Einsichten über die Heilige Schrift“ (WTG 1990a), in der Begriffe und Personen behandelt werden, die in der von der Wachturm-Gesellschaft herausgegebenen „Neuen-Welt-Übersetzung der Heiligen Schrift“ (WTG 1989) vorkommen. Das Buch „Unterredungen anhand der Schriften“ (WTG 1990b) dient hingegen in erster Linie dem missionarischen Gespräch. Hier finden sich weniger, dafür allerdings allgemeinere Begriffe, die im Gespräch mit Nicht-Zeugen Jehovas zu Kontroversen führen können, wie etwa der *Geburtstag*, auf den ich weiter unten zu sprechen kommen werde.

Bei der Vorstellung des hier angedachten Wörterbuchs möchte ich in zwei Schritten vorgehen und zunächst etwas über die Makrostruktur (Abschnitt 2.) sagen, bevor ich mich der Mikrostruktur zuwende (Abschnitt 3.).

2. Makrostruktur

Kriterien für eine Aufnahme in das Wörterbuch gibt es genau zwei: Eingang finden sollen all diejenigen Lexeme und phraseologischen Verbindungen, die nicht Teil der

³ Für die Zeitschrift „Der Wachturm“ sind dies zurzeit 195 Sprachen (WTG 2012a:1).

⁴ Es geht um Schriften der Wachturm-Gesellschaft. Herausgeber ist in allen Fällen die Wachturm-Gesellschaft (WTG; eigentlich: Wachturm Bibel- und Traktat-Gesellschaft). Viele Texte der Wachturm-Gesellschaft sind mittlerweile im Netz verfügbar (z.T. auch als E-Books und Hörbücher.): jw.org/de/publikationen. Unter wol.jw.org/de/wol/h/r10/lp-x findet sich eine Online-Bibliothek inklusive einer Suchmaschine, welche die wichtigsten Veröffentlichungen berücksichtigt (Seiten zuletzt aufgerufen am 16.10.2012).

⁵ Vgl. im Zusammenhang mit dem sog. Wachturm-Studium: „Es ist zu betonen, dass das Wachturm-Studium keinen Diskussionscharakter hat. Vielmehr erfüllt es im Verständnis der Zeugen Jehovas pädagogische Funktionen im Rahmen eines einheitlichen Erziehungsprogramms, die darin bestehen, bestimmtes Wissen, Einstellungen und Verhaltensnormen zu vermitteln bzw. zu festigen. [...] Kommentare [während des Wachturm-Studiums – S.K.] sind daher nicht kritischer Natur, sondern untermauern oder ergänzen die jeweiligen Aussagen, die selbst nicht angezweifelt werden“ (Kiraga 2009:26). Zur Entwicklung und der Kommunikationssituation dieser Veranstaltung s. Kiraga 2009:20-26.

Allgemeinsprache sind bzw. die im Theolekt der Zeugen Jehovas anders verwendet wird. Als Bezugspunkt für die Allgemeinsprache kann etwa das vom Duden-Verlag herausgegebene „Deutsche Universalwörterbuch“ (2011, im Folgenden: DUW) dienen.

Dass einem in Texten der Zeugen Jehovas tatsächlich viel Unverständliches begegnet, sei an zwei kurzen Beispielen aus dem Artikel „Theokratische Schulen: Ein Beweis der Liebe Jehovas“ (WTG 2012b:13-17) verdeutlicht: *Königreichsdienstschule – Zweck: Reisende Aufseher, andere Älteste und gelegentlich auch Dienstanstaltgehilfen werden in organisatorischen und anderen Aufgaben geschult* (Apg. 20:28) (WTG 2012b:14) oder auch: *Schule für Zweigkomiteemitglieder und ihre Frauen – Zweck: Brüder, die in Zweigkomitees dienen, werden geschult, Bethelheime zu beaufsichtigen, sich um Dienstangelegenheiten der Versammlungen zu kümmern und Kreise und Bezirke zu beaufsichtigen. Es geht auch um die Aufsicht von Bethelabteilungen, die mit dem Übersetzen, Drucken oder Versenden von Veröffentlichungen zu tun haben* (WTG 2012b:17).⁶

Vom allgemeinen Sprachgebrauch weichen allerdings auch bestimmte Eigennamen ab, beispielsweise *Jesus Christus*. Dieser wird anders als in der orthodoxen, evangelischen, katholischen u.a. Kirchen nicht als „wahrer Mensch und wahrer Gott“ und damit Teil der göttlichen Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist gesehen, sondern als Erzengel Michael, der seit 1914 im Himmel herrscht (s. WTG 1990b:90-111, 238-249, WTG 2005:201-204, 218f., HDJW:80, 131f.). Auch das eben erwähnte Jahr 1914 sollte meiner Meinung nach unbedingt in das Wörterbuch aufgenommen werden, da es für Zeugen Jehovas von ganz besonderer Bedeutung und ein Wissen um diese Bedeutung für ein Verstehen vieler Texte der Wachturm-Gesellschaft unabdingbar ist. Ursprünglich, d.h. vor 1914, wurde vorausgesagt, dass 1914 die Welt untergeht. Dieser Untergang blieb aber bekanntermaßen aus.⁷ Heutzutage vertritt die Wachturm-Gesellschaft die

⁶ Schon bei einer nur oberflächlichen Lektüre vierer Zeitschriften vom September 2012 (WTG 2012a-d) mit unterschiedlichen Zielgruppen konnte ich 142 sprachliche Ausdrücke finden, die nicht ohne Weiteres für Nicht-Zeugen Jehovas verständlich sind. Je nach Adressatenkreis variiert natürlich die Frequenz der Zeugen Jehovas-eigenen Lexeme und Phraseologismen in den Texten (vgl. Ostroróg 2001:284f., 289f. und Kiraga 2009:21f.).

⁷ Dieser Umstand führte natürlich zu einer nicht unerheblichen Erklärungsnot. Bereits 1916 schränkt Charles Taze Russell, der Begründer der Zeugen Jehovas (die damalige Bezeichnung lautete „Ernsthafte Bibelforscher“), seine Voraussagen für das Jahr 1914 ein. Es handelt sich dabei um ein Vorwort für sein bereits 1889 veröffentlichtes Buch „Die Zeit ist herbeigekommen“: „Natürlich konnten wir im Jahre 1889 nicht wissen, ob das Datum 1914 in der Bibel so genau als das Ende der Macht oder des Herrscherrechtes bestimmt war, daß es bedeutete, daß ihre Macht zu jener Zeit völlig gebrochen sein, oder ob mit Ablauf ihrer Frist ihre Entsetzung beginnen würde. Wir sehen, daß das letztere die Verfahrensweise Gottes ist, und zur festgesetzten Zeit, im August 1914, begannen die Nationen, auf die in der Prophetie Bezug genommen wird, den gegenwärtigen gewaltigen Krieg, welcher der Bibel gemäß in einem vollständigen Umsturz der menschlichen Regierungen gipfeln und so die Aufrichtung des Königreiches des geliebten Sohnes Gottes vorbereiten wird“ (WTG 1926:6f.). Die Schriften Russels sind auch im Internet verfügbar: <http://www.pastor-russell.de/index.html> (zuletzt aufgerufen am 16.10.2012).

Lehre, dass, wie gesagt, 1914 Jesus seine Herrschaft im Himmel angetreten und als erste Amtshandlung Satan aus dem Himmel in die nähere Umgebung der Erde geworfen hat, woraufhin der erste Weltkrieg ausbrach (WTG 1996:12f.).⁸ Wie an den Beispielen von *Jesus Christus* und *1914* deutlich geworden sein sollte, wird hinsichtlich der Makrostruktur keine strikte Grenze gegenüber Enzyklopädien gezogen und ganz bewusst auch Eigennamen und zeitliche Daten aufgenommen.⁹

Insgesamt fällt auf, dass viele Ausdrücke recht verwaltungssprachlich anmuten. Dazu zählen die unterschiedlichen geographischen Verwaltungseinheiten (Ostroróg 2001:286, Kiraga 2009:76-79): Zunächst die (*Orts-*)*Versammlung*, dann der *Kreis* (bestehend aus 20 Versammlungen), *Bezirk*, *Zweig*, *Zone*, *Weltzentrale*¹⁰ und davon gebildete Komposita: *Kreisaufseher*, *Bezirksaufseher*, *Bezirkkongress*, *Zweigbüro*, *Zweigkomitee*, *Zweigorganisation*. Unter *Dienst* wird im Sprachgebrauch der Zeugen Jehovas zweierlei verstanden: '1. Missionieren, 2. andere, mit dem Missionieren und der Versammlung usw. im Zusammenhang stehende Aufgaben wie die Ausgabe von Schriften, Reinigen der Räumlichkeiten, Organisieren von Veranstaltungen, Begrüßen der Gäste.'¹¹ *Dienst* ist Bestandteil vieler Derivate, z.B. *Dienstamtgehilfe*, *Dienstaufseher*, *Dienstjahr*, *Dienstzusammenkunft*, *Predigtendienst*, *Sondervollzeitdienst*.

Die für ein Wörterbuch der Zeugen Jehovas in Betracht kommenden Lexeme und phraseologischen Verbindungen lassen sich entsprechend der eingangs formulierten Aufnahmebedingungen in zwei Gruppen teilen: Eigenprägungen (Abschnitt 2.1.) und anders als in der Allgemeinsprache verwendete sprachliche Ausdrücke (Abschnitt 2.2.).

2.1. Eigenprägungen

Viele der Eigenprägungen, d.h. Komposita und Phraeologismen, sind der „Neuen-Welt-Übersetzung“ entnommen. Aus Matthäus 24,45 – „Wer ist in Wirklichkeit der treue und verständige Sklave, den sein Herr über seine Hausknechte gesetzt hat, um ihnen ihre Speise zur rechten Zeit zu geben?“ – etwa entstammen die Ausdrücke *treuer und verständiger Sklave* 'Wachturm-Gesellschaft' sowie *Speise zur rechten Zeit* 'von der Wachturm-Gesellschaft herausgegebene Schriften' (vgl. Ostroróg 2001:286f.).

⁸ Zur Berechnung des Jahres 1914 und ausführlicher zur Interpretation der Zeugen Jehovas s. auch WTG 1990b:87-89, WTG 2005:216-218 und die Einträge „1914“ und „End-Time Calculation“ in HDJW:1f., 49-51.

⁹ Dies gilt auch für das HDJW. Zur Unterscheidung zwischen Wörterbüchern und Enzyklopädien und den damit verbundenen Schwierigkeiten vgl. beispielsweise Lara 1989, Engelberg/Lemnitzer 2009:12-17 und Haß 2012:2f.

¹⁰ Vgl. zu den administrativen Einheiten WTG 2001:25 und die entsprechenden Einträge im HDJW: *Congregation* (32f.), *Circuit* (28), *District* (43f.), *Branch* (23) *Zone* (144), *Wachtower Society* (136f.).

¹¹ Explikationen in einfachen Anführungszeichen stammen von mir.

Andere Zeugen Jehovas-spezifische Prägungen gehen natürlich über die Bibel hinaus, z.B. *Gedächtnismahl* 'einzige Feier, die von Zeugen Jehovas am 14. Nissan zur Erinnerung an den Tod Jesu Christ begangen wird' (vgl. WTG 1990b:170-173, HDJW:91); *Versammlungsbuchstudium* 'wöchentliches Treffen im Königreichssaal, bei dem gemeinsam Bücher oder Broschüren der Wachturm-Gesellschaft gelesen werden' (vgl. HDJW:33) oder auch Bezeichnungen für sog. *Theokratischer Schulen*. Der bereits zitierte Artikel aus dem „Wachturm“ (vgl. WTG 2012b:13-17) nennt ihrer insgesamt zehn: *Theokratische Predigt dienstschule, Bethel einführungsschule, Königreichsdienstschule, Pionierdienstschule, Schule für Versammlungsälteste, Schule für reisende Aufseher und ihre Frauen, Bibelschule für ledige Brüder, Bibelschule für Ehepaare, Wachturm-Bibelschule Gilead, Schule für Zweigkomiteemitglieder und ihre Frauen*.

2.2. Semantisch-axiologischen Abwandlungen allgemeinsprachlicher Ausdrücke

Mit Tadeusz Pawłowski kann man von persuasiven Definitionen sprechen. Pawłowski unterscheidet insgesamt drei verschiedene Ziele, die mit solchen persuasiven Definitionen verfolgt werden können (Pawłowski 1980:248-259, Kiraga 2009:82-86) und von denen hier zwei von Interesse sind.

Eine erste Gruppe bilden „[p]ersuasive Definitionen, die auf eine Veränderung des Extension des Definiendum zielen“ (Pawłowski 1980:248). Im hier interessierenden Theolekt beschränken sich die Ausdrücke (*wahre*) *Christen* und (*wahres*) *Christentum* ausschließlich auf 'Zeugen Jehovas'. Andere Christen werden als 'Anhänger der falschen Religion' gesehen und u.a. als *Christenheit* oder *Babylon die Hure* bezeichnet (vgl. HDJW:26, Kiraga 2009:84-86, 91f.).¹²

Eine zweite Art persuasiver Definitionen in Pawłowskis Ansatz zielt „auf eine Veränderung der mit dem Definiendum verknüpften emotionalen Assoziationen“ (Pawłowski 1980:251).¹³ So verwendet die Wachturm-Gesellschaft viel Mühe darauf, den Geburtstag zu diskreditieren, siehe etwa den Eintrag „Geburtstag“ in den „Unterredungen anhand der Schriften“: „Der Tag, an dem jemand geboren wird, oder der Jahrestag der Geburt. Manchenorts wird dieser Jahrestag, besonders der eines Kindes, zum Anlaß genommen, eine Feier zu veranstalten und Geschenke zu machen. *Kein biblischer Brauch*“ (WTG 1990b:168, Hervorhebung im Original). Vorgebrachter Grund für diese negative Wertung ist der Umstand, dass in der Bibel lediglich zwei Geburtstage erwähnt werden, nämlich die von Pharao in Genesis 40,20-22 und von Herodes im

¹² Die Opposition *Christentum* – *Christenheit* lautet im Englischen entsprechend *Christendom* – *Christianity*, vgl. HDJW:26. Allgemein zu Bezeichnungen für die In- und Outgroups s. Kiraga 2009:86-93.

¹³ Die dritte und und letzten Art persuasiver Definitionen zielt darauf, „einen gebräuchlichen Terminus durch einen anderen mit unterschiedlichem emotionalem Potential zu ersetzen“ (Pawłowski 1980:257).

Matthäus-Evangelium 14,6-10. Bei beiden Gelegenheiten kamen Menschen zu Tode: In ersten Fall der oberste Bäcker an Pharaos Hof, im zweiten Johannes der Täufer (WTG 1990b:168-170, vgl. auch HDJW:20f., Kiraga 2009:83f.). Hier wird deutlich, dass auch argumentative Muster, die mit sprachlichen Ausdrücken assoziiert werden, für ein Wörterbuch der Zeugen Jehovas nicht unerheblich sind.

Bei dem Lexem *Kirche*, mit dem Zeugen Jehovas *nie* auf sich selbst referieren, haben wir es mit beiden Zielen zu tun: Hier sind sowohl die Extension als auch die emotionale Assoziation verändert,¹⁴ wie ein längeres Zitat zeigt: *VIELE sind enttäuscht von den Kirchen und denken, dass sie auch ohne Bindung an eine religiöse Institution gut leben können. Tatsache ist: Die Zahl derer, die bewusst konfessionslos bleiben, geht steil nach oben. Der eine hat der Institution Kirche den Rücken gekehrt, weil er das Gefühl hatte, dort an Heuchelei und Intoleranz zu ersticken. Dem anderen sind das religiöse Zeremoniell und das ganze Drumherum viel zu kompliziert. Und so mancher hält religiöse Institutionen lediglich für einen überflüssigen „Vermittlungsdienst“ zwischen Gott und Menschen* (WTG 2012c:20). Die hier referierten negativen Urteile – „Heuchelei und Intoleranz“, „zu kompliziertes Zeremoniell“, „überflüssiger Vermittlungsdienst“ – werden *nicht* in Frage gestellt. Zum Ende des selben Textes ist zu lesen: *Es stimmt: Eine ganze Reihe Religionsgemeinschaften haben sich viel Schlimmes zuschulden kommen lassen und so mancher stört sich an der Heuchelei. Dennoch sollte man nicht alle über einen Kamm scheren. Es muss eine Glaubensgemeinschaft geben, die die Liebe zu Menschen aller Art konsequent auslebt; die Gottes Moralprinzipien hochhält und weitergibt; also eine Religionsgemeinschaft, die einem hilft, echten Glauben zu entwickeln. An welchen Kriterien man sie erkennt? Das sagt Ihnen die Bibel* (WTG 2012c:21). Hier wird *Religionsgemeinschaft* als Oberbegriff verwendet, der sowohl *die Kirchen*, als auch die *Zeugen Jehovas* einschließt. Die angeführten und angesprochenen positiven und biblischen Merkmale, die der erwähnten „guten“ Glaubensgemeinschaft zukommen, sind, wie der Text suggeriert, natürlich nur bei Zeugen Jehovas zu finden.

3. Mikrostruktur

Nach einigen wenigen Hinweisen auf in Frage kommende Elemente der Mikrostruktur (Abschnitt 3.1.) sollen Probeartikel zu sog. *Systemen der Dinge* den Aufbau der Stichworteinträge verdeutlichen (Abschnitt 3.2.).

3.1. Allgemeines

Die Mikrostruktur umfasst Elemente wie die Angabe des englischen Ausgangsausdrucks, die axiologischen Konnotation, Verweise auf andere Zeugen Jehovas-

¹⁴ Im DUW etwa erscheint *Kirche* als neutrales Wort: „3. einer bestimmten Konfession angehörende, in einer festen Organisationsform zusammengeschlossene christliche Glaubensgemeinschaft“ (DUW:992; die Bedeutungen 1, 2 und 4 beziehen sich im DUW auf Kirche als Gebäude, Gottesdienst bzw. Institution).

spezifische Lexeme, Hinweise auf lexikalische Relationen – Hypo- und Hyperonyme, Synonyme, Opposita –, Derivate, phraseologische Verbindungen, Belege sowohl aus der Zeugen Jehovas-Bibelübersetzung (WTG 1989) als auch aus anderen Texten der Wachturm-Gesellschaft sowie Hinweise auf weiterführende Literatur. In der eigentlichen Explikation sollen auch Hinweise zur inhaltlichen Entwicklung des Stichworts – hiervon war im Zusammenhang mit dem Jahr 1914 die Rede – sowie auf mit dem Stichwort in Zusammenhang stehenden Argumentationen, wie beim Beispiel *Geburts-tag*, gemacht werden.

Zur Veranschaulichung wurden vorläufige Artikel zu verschiedenen, in Texten der Wachturm-Gesellschaft vorkommenden *Systemen der Dinge*, verfasst.¹⁵ Unter *System der Dinge* wird im Theolekt der Zeugen Jehovas ein längerer Zeitabschnitt verstanden, der sich durch bestimmte Merkmale und Ereignisse auszeichnet. Besondere Systeme sind das *gegenwärtige System der Dinge*, das *kommende System der Dinge*, das *jüdische System der Dinge* und das *christliche System der Dinge*.¹⁶

3.2. Probeartikel

christliches System der Dinge (engl. *Christian system of things*), sg. tant., positiv konnotiert

Explikation: Zeitraum, der mit dem Tod →*Jesu Christ* am →*Marterpfahl* begann und bis zum Ende des →*Millennium* andauern wird.

Hyperonym: →*System der Dinge*

Kohyponyme: →*gegenwärtiges System der Dinge*, →*jüdisches System der Dinge*, →*kommendes System der Dinge*

Synonyme: *Epoche*, *Zeitalter*

Belege:

(kein Beleg in der Bibel)

Unter dem **christlichen System der Dinge** wird ein Gläubiger nicht 'weggetilgt', wenn er einen Ungläubigen heiratet. Was wird aber mit dem Ungläubigen, sofern er in seinem Unglauben verharrt, geschehen, wenn Gott in Kürze das Ende des gegenwärtigen Systems herbeiführt? (Psalm 37:37, 38). (Wachturm 01.05.2002, S. 17, Abs. 15)

gegenwärtiges System der Dinge (engl. *present system of things*), sg. tant., i.d.R. attribuiert: *gegenwärtig*, *heutig*, *alt*, *böse*, *weltlich*, *Satans*, negativ konnotiert

Explikation: Zeitraum, der nach der →*Sintflut* begonnen hat, und der bis →*Harmagedon* andauern wird; diese Zeit ist durch den großen Einfluss Satans auf der Erde und damit einhergehenden Katastrophen, Krankheiten, Kriegen gekennzeichnet.

Hyperonym: →*System der Dinge*

¹⁵ Aus Platzgründen habe ich mich auf je ein Beispiel aus der Bibel bzw. aus Texten der Zeugen Jehovas beschränkt.

¹⁶ In Kiraga 2009:81 habe ich nur *System der Dinge* angeführt und irrtümlich im Sinne des *gegenwärtigen Systems* expliziert.

Kohyponyme: →*christliches System der Dinge*, →*jüdisches System der Dinge*, →*kommendes System der Dinge*

Belege:

Er hat sich selbst für unsere Sünden hingegeben, damit er uns befreie von dem **gegenwärtigen bösen System der Dinge** gemäß dem Willen unseres Gottes und Vaters, dem die Herrlichkeit sei für immer und ewig. Amen. (Gal 1,4-5)

Wir können darauf vertrauen, dass Jehova unsere Zuflucht ist. Er wird seine treuen Diener in den letzten Tagen des **gegenwärtigen alten Systems der Dinge** beschützen. Und er wird uns in das herrliche neue System der Dinge führen, das jetzt so nahe ist. (Was lehrt die Bibel *wirklich?* 193)

jüdisches System der Dinge (engl. *Jewish system of things*), sg. tant., negativ konnotiert
 Explikation: Zeitraum, in dem der von →*Jehova* mit Moses auf dem Sinai geschlossene →*Gesetzesbund* in Kraft war und der 33 mit dem Tod →*Jesu Christi* am →*Marterpfahl* bzw. laut anderen Belegstellen mit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem im Jahre 70 endete.

Hyperonym: →*System der Dinge*

Kohyponyme: →*christliches System der Dinge*, →*gegenwärtiges System der Dinge*, →*kommendes System der Dinge*

Synonyme: →*System unter dem Gesetzesbund*, *israelitische Epoche*, *jüdische Epoche*

Belege:

(kein Beleg in der Bibel)

Nicht einmal 30 Jahre nachdem Jesus ein Zeugnis für alle Nationen vorausgesagt hatte, schrieb der Apostel Paulus, die „gute Botschaft“ sei „in der ganzen Schöpfung, die unter dem Himmel ist, gepredigt worden“ (Kolosser 1:23). Kam dann das Ende? In gewisser Hinsicht ja. Im Jahr 70 u. Z. kam das Ende des **jüdischen Systems der Dinge**, als die römischen Heere Jerusalem und den dortigen Tempel zerstörten. (Wachtturm 01.02.2006, S. 24, Abs. 11)

kommendes System der Dinge (engl. *coming system of things*), sg. tant., i.d.R. attribuiert: *christlich*, *kommend*, positiv konnotiert

Explikation: Zeitraum, der auf den →*Harmagedon* folgt und der das →*Millennium*, die →*Endprüfung* und die Zeit, in der die Erde in das →*Paradies auf Erden* werden sein wird, einschließt.

Hyperonym: →*System der Dinge*

Kohyponyme: →*christliches System der Dinge*, →*gegenwärtiges System der Dinge*, →*jüdisches System der Dinge*

Synonyme: *neue Welt*

Belege:

Er sprach zu ihnen: „Wahrlich, ich sage euch: Da ist niemand, der Haus oder Frau oder Brüder oder Eltern oder Kinder um des Königreiches Gottes willen verlassen hat, der

nicht auf irgendeine Weise in dieser Zeitperiode vielmal mehr empfangen wird und in dem **kommenden System der Dinge** ewiges Leben. (Lk 18,29-30)

Wir werden dann Teil einer großen, weltumspannenden Familie von Millionen wahren Christen sein, die uns echte Liebe entgegenbringen. Und wir werden die herrliche Hoffnung haben, „in dem **kommenden System der Dinge**“ ewig zu leben (Markus 10:28-30). (Was lehrt die Bibel *wirklich?* 153)

System der Dinge (engl. *system of things*), auch Univerbierung (*System*) möglich.

Explication: Wird in den →*Christlichen Griechischen Schriften* der Neuen-Welt-Übersetzung verwendet, um griech. αἰών (eigentlich ‘Zeitalter, Lebensalter’) zu übersetzen. Es können das →*jüdische System der Dinge*, das →*gegenwärtigen* (o.ä.) *System der Dinge*, und das →*kommendes* (o.ä.) *System der Dinge* unterschieden werden. Systeme der Dinge können sich zeitlich überlappen, z.B. das *christliche* und das *gegenwärtige System*.

Hyponyme: →*christliches System der Dinge*, →*gegenwärtiges System der Dinge*, →*jüdisches System der Dinge*, →*kommendes System der Dinge*

Synonyme: *Epoche, Zeitalter*

Belege:

Gott, der vor langem bei vielen Gelegenheiten und auf vielerlei Weise durch die Propheten zu unseren Vorvätern geredet hat, hat am Ende dieser Tage durch einen Sohn zu uns geredet, den er zum Erben aller Dinge eingesetzt und durch den er die **Systeme der Dinge** gemacht hat. (Heb 1,1-2)

Es gibt verschiedene **Systeme der Dinge** oder Zustände, die existiert haben oder existieren werden. Die von Gott durch seinen Sohn herbeigeführten **Systeme der Dinge** sind gerecht. (Einsichten, Bd. 2, S. 1069)

Literatur: Einsichten über die Heilige Schrift, Bd. 2, 1068-1071.

Literatur

Duden. Deutsches Universalwörterbuch (DUW), 72011, Mannheim u.a.

ENGELBERT S. / LEMNITZER L., 42009, Lexikographie und Wörterbuchbenutzung, Tübingen.

GREULE A., 2012, Annäherung an Sakralsprache. Einführung in die Fachtagung „Sakrale Sprache in Geschichte und Gegenwart“, in: Greule A., Sakralität. Studien zu Sprachkultur und religiöser Sprache (Hg. v. Reimann S./Rössler P.), Tübingen, S. 13-17.

HASS U., 2012, Einführung in den Band, samt eines Versuchs über die Frage, ob Europa als ‚Wissensraum‘ verstanden werden kann, in: Hass U., Große Lexika und Wörterbücher Europas. Europäische Enzyklopädien und Wörterbücher in historischen Porträts, Berlin u.a., S. 1-49.

CHRYSSIDES G.D., 2008, Historical Dictionary of Jehovah’s Witnesses (HDJW), Lanham (Maryland).

KIRAGA S., 2009, Persuasive Mittel in Texten der Zeugen Jehovas. Analysiert an polnischem und deutschem Material, Regensburg.

LARA L.F., 1989, Dictionnaire de langue, encyclopédie et dictionnaire encyclopédique: le sens de leur distinction, in: Hausmann F.J./Reichmann O./Wiegand H.E./Zgusta L. (Hg.), Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Teilbd. 1., Berlin u.a., S. 280-287.

- OSTRORÓG A., 2001, Język Świadków Jehowy – rekoniesans, in: Przybył E. (Hg.), Ostatnie przed wielkim milczeniem. Język a religia, Kraków, S. 281-296.
- PAWŁOWSKI T., 1980, Begriffsbildung und Definition, Berlin/New York.

Quellen

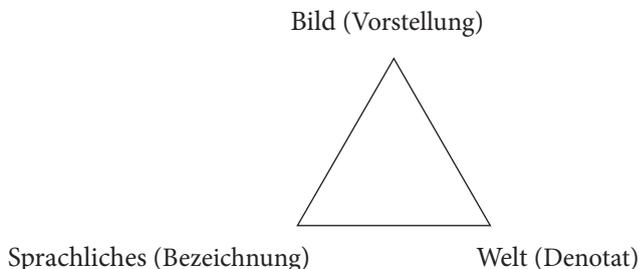
Schriften der Wachturm-Gesellschaft:

- WTG 1926 = Russell, Charles Taze, Die Zeit ist herbeigekommen, Magdeburg.
- WTG 1989 = Neue-Welt-Übersetzung der Heiligen Schrift, Selters (Taunus).
- WTG 1990a = Einsichten über die Heilige Schrift, 2 Bd., Selters (Taunus).
- WTG 1990b = Unterredungen anhand der Schriften, Selters (Taunus).
- WTG 1996 = Was erwartet Gott von uns, Selters (Taunus).
- WTG 2001 = Jehovas Zeugen. Wer sind sie? Was glauben sie?, Selters (Taunus).
- WTG 2005 = Was lehrt die Bibel *wirklich?*, Selters (Taunus).
- WTG 2012a = Der Wachturm, 1. September 2012, Selters (Taunus).
- WTG 2012b = Der Wachturm – Studienausgabe, 15. September 2012, Selters (Taunus).
- WTG 2012c = Erwachet!, September 2012, Selters (Taunus).
- WTG 2012d = Unser Königreichsdienst, September 2012, Selters (Taunus).

Eine diachronische Analyse des Lexems Arbeit – einer der Wege zur Rekonstruktion der kognitiven Definition des Begriffs

Vorbemerkungen

Die Fragestellung der Forscher zum sprachlichen Weltbild im Rahmen der Ethnolinguistik betrifft die Erkenntnis, wie der Mensch als homo loquens, der die reale Welt erlebt und konzeptualisiert, Erscheinungen, Gegenstände sowie sich selbst mit seiner Sprache bezeichnet und die Bezeichnungen in dieser Sprache festhält. Genauer formuliert, man erforscht, welche Eigenschaften von Gegenständen und Erscheinungen sprachlich registriert werden, d.h. welche Vorstellungen in den sprachlichen Bezeichnungen (Sprachformen/Wörtern/Lexemen) fixiert werden. In den Untersuchungen zum sprachlichen Weltbild kann anhand zweier Perspektiven eine Analyse der Relationen zwischen Bezeichnung, Vorstellung (Bild) und Denotat (realem Gegenstand) vorgenommen werden: 1. Eine semasiologische – von der Bezeichnung zu der Vorstellung und dem Denotat und 2. Eine onomasiologische Perspektive – vom realen Gegenstand zu seiner Vorstellung und deren Bezeichnung. Egal nach welcher Perspektive eine Analyse durchgeführt wird, Bezeichnung, Vorstellung und Denotat bleiben Bestandteile des Terminus „sprachliches Weltbild“ und damit lässt sich die grundlegende Struktur des sprachlichen Zeichens erkennen. Demnach erinnern sie an das semiotische Dreieck von Ogden/Richards (1923), das nun folgendermaßen verändert werden könnte (vgl. dazu Bartmiński 2006:238, Prorok 2012:1)¹.



¹ Dazu auch K. Prorok in einem Konferenzvortrag „Ogdena i Richardsa trójkąt zdynamizowany, czyli o możliwych ujęciach relacji znak językowy – obraz – świat” in Wrocław, 17-18.09.2012.

Laut Forschungsansätzen der Ethnolinguistik ist sowohl das synchronische als auch das diachronische Material in den Untersuchungen von bedeutender Tragweite (eine panchronische Perspektive). Somit scheint Ziel einer jeden etymologischen Analyse, sich mit den Zielen der Wortbildungsanalyse zu decken, die – am synchronischen Korpus – auch nach der Motivation der Bezeichnungen fragt. Die Analysen der historischen (etymologischen) und der zeitgenössischen (Wortbildung) Daten erweisen sich gleichermaßen als nützlich, weil sie eine vollständige Vorstellungsweise sowie Konzeptualisierung eines Gegenstandes, einer Erscheinung aus der realen Welt durch das menschliche Subjekt darlegen. Eine solche panchronisch orientierte onomasiologische Perspektive scheint also bei der Rekonstruktion des komplexen Weltbildes mit den Ansätzen der kognitiven Linguistik übereinzustimmen. Auch zwischen der historischen und aktuellen Bedeutung wird der semantische Zusammenhang fassbar und klar, wenn eine umfassendere Konzeption der Bedeutung angenommen wird; um sie darzulegen, ist die die kognitive Definition nötig. Denn die etymologische Bedeutung eines Wortes hat oft ihre „Fortsetzung“ in seiner aktuellen Konnotation und die Berücksichtigung der synchronischen Konnotationen lässt wiederum historische etymologische Hypothesen verifizieren. Die Rolle der diachronischen Untersuchungen darf demnach bei der Wiedergabe des sprachlichen Weltbildes eines Volkes nicht übersehen werden. Sie lässt sich beispielsweise in Bezug auf Arbeiten der Ethnolinguisten aus Lublin (antropologische Linguistik, (antropologische) Kultur-Linguistik, kognitive Linguistik) am ethnolinguistischen Wörterbuch der Volkssymbole und -stereotypen (Bartmiński 1996)² sehr gut beweisen. Das Wörterbuch stellt einen Versuch dar, das in der polnischen Volkstradition fixierte Welt- und Menschenbild ganzheitlich zu rekonstruieren. Ein anderes Untersuchungsbeispiel, wobei die sprachsystematischen, darunter auch etymologischen Daten konsequent erforscht und in der Sprache als stark stabilisiert betrachtet werden, ist ein internationales und interdisziplinäres Forschungsprojekt u.d.T. „Sprachlich-kulturelles Weltbild der Slaven und ihrer Nachbarn aus vergleichender Perspektive“ (kurz EUROJOS)³. Die Vorgehensweise der Untersuchungen stützt sich auf die Prämissen der kognitiven Semantik – wie es schon in den Arbeiten von Wierzbicka (1985) sowie Bartmiński (1980, 1988) vorgeschlagen wurde – wodurch folglich ermöglicht wird die ganzheitliche semantische Reichhaltigkeit eines Wortes und seine Stellung sowohl im lexikalisch-semantischen Feld als auch im gesamten Netz der konzeptuellen Relationen zu erfassen – unter Berücksichtigung „aller für das Funktionieren des Objekts und seiner Bezeichnungen in der Sprache und Kultur relevanten Merkmalen/Eigenschaften“ (Bartmiński 1993:7). Darunter befinden sich diejenigen, die in der Sprachgeschichte belegt werden⁴. In den Einzeluntersuchungen beabsichtigt

² Weitere Auflagen: 1999, 2012.

³ Initiiert durch die Polnische Akademie der Wissenschaften im Rahmen der Arbeiten des Sprachwissenschaftlichen Komitees (2011–2013).

⁴ Die theoretischen Voraussetzungen des Forschungsprojekts decken sich mit den Ansätzen der kognitiven Ethnolinguistik. Die Fragestellungen sowie die theoretische Ba-

man die Begriffe, die zu den Paneuropäischen und Hochwertbegriffen geworden sind (Demokratie, Patriotismus, Freiheit, Solidarität, Gleichheit, Menschenwürde, Familie, Haus/Heim, Volk/Nation, Heimat, Arbeit), zu rekonstruieren⁵. Die Wiedergabe setzt – allgemein gesagt – die kognitive Analyse voraus. Als ihr Hauptziel gilt, „über die Art des Begreifens eines Gegenstandes durch die Sprecher der betreffenden Sprache zu berichten, d.h. über das gesellschaftlich verfestigte Weltwissen, das über die Sprache und den Sprachgebrauch erschlossen werden kann, über die Kategorisierung seiner Erscheinungen, ihre Charakteristik und Wertung“ (Bartmiński 1988:169-170). Die Dokumentation, die bei der Rekonstruktion des sprachlichen Bildes von gewählten Begriffen, angewandt wird, soll drei Typen von Quellen entstammen, aus denen sich jeweils ein etwas anderes Bild eines Begriffs ergibt. Es sind: 1. sprachsystematische Daten aus Wörterbüchern der jeweiligen Sprachen, darunter gründlich exzerpierte etymologische Daten; 2. Texte; prinzipiell nach Text- und Stilart differenzierte Presetexte, aber auch Minimaltexte (Sprichwörter). Sie gelten als umfangreiche Basis, um umgangssprachliche Konzeptualisierung von einem Begriff kennenzulernen, sie enthalten bestimmte gesellschaftlich fest geprägten Urteile/Gedanken; 3. Befragungen. Erst auf der Grundlage des dreifachen Typs der sprachlichen Daten kann eine einheitliche, synthetische, integrierte kognitive Definition der jeweiligen Begriffe aufgestellt werden. Sie soll der Voraussetzung entsprechen, d.h. eine Einsicht in die Struktur des Basisbegriffes gewähren, der im sozialen Bewusstsein der sog. durchschnittlichen Benutzer der modernen Sprache fixiert ist. Die Rekonstruktion des Basisbegriffs eröffnet wiederum die Möglichkeit besonderer Arten seines Gebrauchs (seiner Profilierung) auf der Grundlage spezialisierter ideologischer Diskurse aufzuzeigen.

Diachronische Analyse des Lexems *Arbeit*

Auf dem Weg zu der Wiedergabe des komplexen sprachlichen (und kulturellen) Bildes/Begriffs/Konzepts ARBEIT in der deutschen Sprache befindet sich, dem oben Gesagten folgend, neben anderen sprachsystematischen Daten⁶, die etymologische Analyse des deutschen Lexems *Arbeit*, die zeigen soll, welche relevanten semantischen Merkmale sich aus dem lexikographischen Material aussondern lassen. Damit wird lediglich ein Bruchteil der umfangreicheren Untersuchungen präsentiert, an denen die Autorin dieses Beitrags teilnimmt⁷. *Arbeit* wird im vorliegenden Beitrag als Lexem unter lexikalischem

sis wurden u.a. in mehreren Arbeiten von Bartmiński dargestellt.

⁵ Die Untersuchungen verliefen zu allererst im Rahmen eines anderen internationalen Projekts u.d.T. „Normen- und Wertbegriffe in der Verständigung zwischen Ost- und Westeuropa“. Dieses Projekt wurde innerhalb der Förderinitiative „Einheit in der Vielfalt – Grundlagen und Voraussetzungen eines erweiterten Europas“ unterstützt, und ab 2005 von der Volkswagenstiftung in Deutschland finanziert.

⁶ Vor allem Hyperonymen, Synonymen, Antonymen, Kollokationen, Kollektionen des Lexems.

⁷ Der analysierte Materialumfang ist im Rahmen einer jeweiligen Sprache für die zwischen-

Aspekt und als eine im Langzeitgedächtnis gespeicherte sprachliche Einheit, als Wort, also Träger eines Bildes bzw. einer Vorstellung verstanden. Die kursive Hervorhebung wird hier absichtlich eingesetzt, um das Lexem konsequent von der grammatischen Wortform abzugrenzen.

Arbeit ist ein Wort mit relativ langer Geschichte⁸, „ein viel merkwürdige seiten darbietendes wort“ (Grimm/Grimm 1854:538). Es geht – u.a. nach Aussage von Riedel (1973:125) – auf das germanische *arba* („Knecht“) zurück. Die etymologischen Wörterbücher nehmen als Stamm für das deutsche Wort *Arbeit* in erster Linie das indoeuropäische **orbho-*⁹ sowie das untergegangene germanische Wort **arb-* ‚verwaist, Waise‘ an (vgl. z.B. Duden 1989:43 oder Kluge 1967:28). Zu ihm gehört auch das untergegangene germanische intransitive Verb **arbejo*, dessen Bedeutung besagt: ‚bin verwaistes und daher aus Not zu harter Arbeit gezwungenes Kind‘ (Kluge 1967, Kruse 2002:22)¹⁰. Die Bezeichnungen für die Arbeit, die auf die Wurzel **orbho-* basieren, beziehen sich dementsprechend auf ein Kind, insbesondere auf eine Waise, die ursprünglich zu Hause am schwersten arbeiten musste (vgl. Vasmer 1986:3/453; Gamkrelidze/Ivanov 1984:479) bzw. einen Knecht/Sklaven, also denjenigen, der die Arbeit verrichtete. Ein Beleg dafür ist das indoeuropäische **orbhos* für Sklave, Kind (vgl. Vasmer 1986:3/427) bzw. *árbha* für klein, Kind (vgl. Kluge 1967:29). Gamkrelidze/Ivanov (1984:747) verleihen der indoeuropäischen Wurzel **orb[h]o-* die ursprüngliche Bedeutung von ‚unglücklich gemacht, ohne Besitz‘. Zu dieser Bedeutung gesellen sich auch andere Wörter: das germanische **arbejðiz* mit der Grundbedeutung ‚Mühsal‘, das gotische **arbaiþs* für ‚Bedrängnis, Not‘ und viele dialektal belegte Wörter, beispielsweise altfriesisch/friesisch *arbed/arbeid*, altsächsisch *arabedi*, mittelniederländisch *arbeit(d)* oder *arbed* (vgl. Kluge 1967:28). Aus dem bereits angeführten Verb (**arbejo*) entstanden zwei germanische Wörter: **ar_ejidiz/arbejidiz* („Mühsal, Not“) und daraus wiederum das althochdeutsche *arbeit/arabeit/arebeit* (nebst anderen Varianten) mit der Bedeutung „Mühe, Not“ und sogar „Strafe“ (Köbler/Gerhard 1995:24), das in allen germanischen Dialekten eine Entsprechung hat; so auch im altenglischen¹¹ Wort *earfo_*(*e*), das aber später durch die Begriffe *work* und *labor* ersetzt wurde. Erwähnenswert ist, dass ebenfalls aus der gleichen indoeuropäischen Wurzel **orbho-* sowie der germanischen **arb-* das lateinische *orbis* („einer Sache oder Person beraubt“) stammt; später in der Bedeutung ‚verwaist‘ ersetzt durch *orphanus*. Eng verwandt mit dem genannten indogermanischen Stamm sind darüberhinaus Wörter in slavischen Sprachen und zwar die litauischen Wörter *aprópiu*, *-rópti* („Arbeiten verrichten“), das südslavische Wort *roba* sowie westslawisch *robŭ* („Knecht“), das böhmische maskuline Substantiv *rob* („Diener, Sklave“; Kluge

sprachliche und interkulturelle Gegenüberstellung vorgesehen.

⁸ Vgl. Trenkamp 2002 (www.fu-berlin.de) und Weingart 1997 (www.ethikprojekte.ch/texte/arbeit.htm).

⁹ Ein * bezeichnet eine durch Sprachvergleich erschlossene, d.h. nicht belegte Form.

¹⁰ Auf diese Bildungen ist das deutsche Wort *arm* zurückzuführen.

¹¹ Altenglisch oder angelsächsisch bis zum 11. Jahrhundert (vgl. dazu Baugh/Cable 1978).

1967:29) und das böhmische feminine Substantiv *roba* („Magd, Dirne“), das altslavische Substantiv *rabota* („Knechtschaft, Sklaverei“) (Kluge 1967) sowie *rabota* im Polnischen und Böhmischen für Knechtsarbeit, Frohndienst oder *rab* („Knecht, Leibeigener, Diener“; Grimm/Grimm 1854:539)¹².

Das althochdeutsche Wort *arapeit* bedeutet prinzipiell ‚Dienstbarmachung der Natur, Ackerbau‘. Damit wird auf die Überlegungen hingewiesen, *Arbeit* auf die Wurzel *arjan*, *arare* zu beziehen und den Anfang aller Arbeit im Ackerbau zu suchen, was nicht ohne Grund wäre, wenn man bedenkt, dass altnordisches *ar* z.B. das lat. *aratio* („Pflügen“)¹³, das it. *lavorare* („arbeiten, bearbeiten“) und franz. *labourer* („bebauen, kultivieren, pflügen“) benennt (vgl. Grimm/Grimm 1854:539). Das Lexem *Arbeit* steht also nicht mehr für Knechtschaft (vgl. Kluge 1967:29), sondern eher für eine/ein Tätigkeit/Werk der Menschen und beginnt sich allmählich auf „leichtere und edle Geschäfte“ auszudehnen, wie es Grimm/Grimm (1854:540) belegen. Man meint hierunter die körperliche Arbeit eines jeden Handwerkers, die Arbeit der Künstler sowie die geistige Arbeit (vgl. Grimm/Grimm 1854:540). Als ein Beleg dafür kann im Frühneuhochdeutschen die „Bibel“ von Martin Luther (1534) und seine „Lehre vom allgemeinen Priestertum“ gelten (Duden 1989:43). Obwohl der Autor selbst immer noch *Arbeit* für Mühsal verwendet (vgl. Kluge 1967:29), wird hier der Begriff neu interpretiert: Das Wort verliert seinen eindeutig herabsetzenden Sinn, erhält eine positive Wertung und wird verstanden als der sittliche Wert der Arbeit, als Berufung des Menschen in der Welt. Fortan erstreckt sich Arbeit auf jede zweckgerichtete, zunächst körperliche, später auch geistige oder/und berufliche Tätigkeit des aktiv handelnden Menschens.

In diesem Kontext soll hinzugefügt werden, dass von einigen Forschern gemeint wird, die etymologischen Wurzeln der Lexeme *Arbeit/arbeiten* beruhen auf zwei eigenständigen Wurzeln der heutigen Begriffe „Arbeit“ und „Herstellen“. Dabei ist der Ursprung von *Arbeit* mit dem lexikographisch belegten früheren Ursprung von Anstrengung, Mühsal, Not, Last deckungsgleich, während der Ursprung des Wortes *Herstellen/Herstellung* [...] „mit der erfolgreichen Einwirkung auf den Naturstoff“ (Bierwisch et al. 2003:14) zu interpretieren ist. Der Wortursprung wird auf das indoeuropäische **uerg-* (oder *erg-*, *urg-*, *worg-* und *werg-*) mit der Bedeutung ‚tun, machen, handeln‘ zurückgeführt und steht für eine Tätigkeit und ihr Produkt (vgl. Duden 1989:809) bzw. mit der Bedeutung ‚wirken, tun‘, wie in Grimm/Grimm 1960:327¹⁴ belegt wird.

¹² Dieser Wortbildungstyp lässt sich zurückführen auf die Tendenz der slavischen Sprachen, dem Vokal folgende deutsche Liquida voranzurücken, z.B. *an* in *na*, *elbe* in *labe* zu wandeln (Grimm/Grimm 1854:539). Auch die lat. *labor*, *labos* und *labots* scheinen dem slavischen *rabota* nach dem Wechsel zwischen *l* und *r* (vgl. *arb*, *arbor*, *arbos*, *arbots*) zu ähneln. Deswegen können lat. *lab*, slav. *rab* und dt. *arb* als Wurzel festgehalten werden (Grimm/Grimm 1854:539).

¹³ Aber auch lat. *labor* in der Bedeutung ‚Arbeit, Anstrengung, Leid, Mühe, Not‘.

¹⁴ Verwandt mit diesem Stamm ist das griechische Wort *érgon* mit der Bedeutung „Arbeit, Werk“ (vgl. Duden 1989:809). So werden die Worte *Werk* in der deutschen Sprache, *œuvre*

Die althochdeutschen Wörter *werc(h)* und *werah* werden zum mittelhochdeutschen *werc/werk* und zu einer weiteren mittelhochdeutschen Wortbildung *gewerke*, das für Handwerks- oder Zunftgenosse; Teilhaber an einem Bergwerk steht¹⁵ (vgl. Duden 1989:809). Interessant im Zusammenhang mit der Recherche nach der Etymologie des Wortes *Arbeit* ist die Ableitung *wirklich*, spätmittelhochdeutsch *wirkelich*, mit der Bedeutung ‚tätig, wirksam, wirkend‘ (Duden 1989:809), die auf den Aspekt der nicht gezwungenen Aktivität des Menschen eindeutig hinweist. Die Bedeutung von *Werk* im Sinne vom Luther wird außerdem mit folgenden Einträgen beschrieben: „eine allgemeine Bezeichnung für Werk 1. Tätigkeit, Wirksamkeit, Arbeit [...]“; 2. „(Lebens) aufgabe, Beruf“ (Grimm/Grimm 1960:328, 330) und somit greift das Lexem *Werk* in den Anwendungsbereich von *Arbeit* über.

Die Bedeutung des vom Lexem *Arbeit* abgeleiteten Verbs *arbeiten* schließt sich der gerade genannten Bedeutung an. Sie wird im lexikographischen Material vor allem mit „werken, schaffen, streben“ sowohl freiwillig als auch gezwungen, leicht oder schwer, gern oder unlustig, im Hause, auf dem Acker, allein oder in Gesellschaft (vgl. Grimm/Grimm 1854:541) markiert. Daran schließt sich die frühere althochdeutsche pejorative Grundbedeutung ‚sich mühen, bedrängen, plagen‘ (Köbler 1995:24), ‚ringen‘ [...] (Grimm/Grimm 1854:542) sowie ‚(sich) plagen, (sich) quälen, angestrengt tätig sein‘ (Duden 1987:43) an.

Fazit und Ausblick

Die etymologische Entwicklung des deutschen Lexems *Arbeit* lassen zusammenfassend konstatieren, dass alle Lexeme, die aus dem Stamm **orbh* aber auch aus anderen indoeuropäischen Stämmen wie **lab/*leb* (*labor* lat./engl. ‚Anstrengung, Müdigkeit, Qual, Leiden, Schmerz, mühsame Arbeit‘) und *tres+palus* (*trepalium*, spätlat. ‚Folterinstrument‘; später *travail/travel*, engl. ‚eine beschwerliche Tätigkeit‘) entstanden sind, lange Zeit etwas Negatives, Nicht-Wünschenswertes, d.h. „etwas was einem ohne eigenes Zutun widerfuhr, bezeichneten“ (Weingart 1997). Relevante semantische Merkmale von *Arbeit*, die sich aus der Untersuchung des etymologischen Materials dementsprechend ergeben, lassen sich folgendermaßen festhalten: Notwendigkeit, Pflicht und äußerlicher Zwang. Die Erkenntnisse der etymologischen Analyse des Lexems *Arbeit* sollen im weiteren (aber nicht im letzten) Schritt, laut dem ethnolinguistischen Forschungsansatz sowie der wissenschaftlichen Vorgehensweise im Rahmen des erwähnten Projekts zum sprachlich-kulturellen Weltbild, mit der zeitgenössischen Konnotation dieses Lexems

im Französischen und das englische *work* heute eher für Kunstwerke verwendet (vgl. Kruse 2002:22).

¹⁵ Daraus entsteht im 16. Jahrhundert das Wort *Gewerkschaft* aber die heutige Bedeutung, d.h. „Angehörige eines bestimmten Berufs“ erhält dieses Wort erst 1868 (vgl. Duden 1989:809).

konfrontiert werden. Es muss nämlich gefragt werden, ob die semantische Konnotation von *Arbeit* die drei genannten Merkmale fortsetzt, also wie die semantische Stabilisierung des Lexems *Arbeit* in der heutigen deutschen Sprache ist. Dies muss am weiteren lexikographischen Korpus detailliert exzerpiert werden. Eine solche komplexe Analyse würde jedoch den Rahmen dieses Beitrags sprengen, weshalb auf weitere Ausführungen dieser Art verzichtet wird.

Literatur

- BAUGH A. / CABLE T., 1978, *A History of the English Language*, Englewood Cliffs.
- BARTMIŃSKI J., 1980, Założenia teoretyczne słownika, in: Bartmiński J., (Hg.), *Słownik ludowych stereotypów językowych. Zeszyt próbny*, Wrocław, S. 7-36.
- BARTMIŃSKI J., 1988, Definicja kognitywna jako narzędzie opisu konotacji, in: Bartmiński J. (Hg.), *Konotacja*, Lublin, S. 169-183.
- BARTMIŃSKI J., 1993, O profilowaniu pojęć w słowniku etnolongwistycznym, in: Bartmiński J. (Hg.), *Profilowanie pojęć. Wybór prac*, Lublin, S. 7-17.
- BARTMIŃSKI J. (Hg.), 1996, *Słownik symboli i stereotypów ludowych*, Lublin.
- BARTMIŃSKI J., 2006, *Językowe podstawy obrazu świata*, Lublin.
- BIERWISCH M. / MEIER C. / KOCKA J., 2003, *Die Rolle der Arbeit in verschiedenen Epochen und Kulturen*, Berlin.
- Duden. *Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache*. Bd. 7., 1989, Mannheim/Wien/Zürich.
- Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. Bd.1., 1993, Berlin.
- GAMKRELIDZE T.V. / IVANOV V.V., 1984, *Indoevropskij jazyk i indoevropejcy. Rekonstrukcija i istorika, tipologičeskij analiz prajazyka i protokultury*, Tbilisi.
- GRIMM J. / GRIMM W., 1854, *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 1., Leipzig.
- GRIMM J. / GRIMM W., 1874, *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 4., Leipzig.
- GRIMM J. / GRIMM W., 1960, *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 14., Leipzig.
- KLUGE F., 1967, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin.
- KÖBLER G., 1995, *Deutsches Etymologisches Wörterbuch*, 1995, pdf-Version.
- KRUSE J., 2002, *Geschichte der Arbeit und Arbeit als Geschichte*, Münster.
- OGDEN C.K. / RICHARDS I.A., 1923, *The Meaning of Meaning*, London.
- RIEDEL M., 1973, *Arbeit*, in: Krings H./Baumgartner H.M./Wild Ch. (Hg.), *Handbuch philosophischer Grundbegriffe*. Bd. 1., München, S. 125-140.
- TRENKAMP O., 2002, *Arbeit in Stichpunkten*, www.fu-berlin.de (12.04.2012).
- VASMER M., 1986, *Etimologičeskij slovar' russkogo jazyka*. Moskva.
- WEINGART B., 1997, *Arbeit – ein Wort mit langer Geschichte*, www.ethikprojekte.ch/texte/arbeit.htm (20.09.2012).
- WIERZBICKA A., 1985, *Lexicography and Conceptual Analysis*, Ann Arbor.

Texte als kommunikative Produktionsgrößen

Die Textlinguistik ist eine junge sprachwissenschaftliche Disziplin, die sich allmählich in der 2. Hälfte der 60er und der 1. Hälfte der 70er Jahre herausgebildet hat und „[...] die sich mit der Analyse satzübergreifender sprachlicher Regularitäten beschäftigt und das Ziel hat, die konstitutiven Merkmale der sprachlichen Einheit ‚Text‘ zu bestimmen und damit eine Texttheorie zu begründen“ (Bußmann 1990:779)¹. Die Textlinguistik befasst sich als Wissenschaftsdisziplin mit: den allgemeinen Aspekten der strukturellen und funktionalen Textkonstitution, d.h. der Textualität, der Klassifikation von Texten im Rahmen einer Texttypologie, Problemen einer textlinguistischen Integration von Stilistik und Rhetorik, den interdisziplinär orientierten Forschungen zur Textverarbeitung und Verständlichkeit (vgl. Bußmann 1990:779). Es ist schwierig, die Aufgabe der Textlinguistik eindeutig zu klären, da es keinen Konsens hinsichtlich einer Definition des Begriffs „Text“ gibt. Bis heute hat sich kein einheitlicher Textbegriff etabliert, und die Meinungen zum Textbegriff gehen weit auseinander. Intuitiv weiß man, was man einen Text nennen könnte, z.B. einen Brief, einen Roman oder eine wissenschaftliche Abhandlung, aber in anderen Fällen kann man zweifeln, ob es sich um einen Text handelt, z.B. bei einem Telefongespräch, einem Lied, einem Piktogramm. Der Begriff „Text“ ist von dem lateinischen Wort ‚textus‘ abgeleitet, was Gewebe oder Geflecht bedeutet. Der Text kann als „das Produkt aus der Verbindung mehrerer Sätze zu einem Ganzen“ (Linke u.a. 1994) verstanden werden und stellt ein abgeschlossenes Ereignis dar, das nicht in eine andere sprachliche Einheit eingebettet ist. Ein Text wird somit als eine Einheit begriffen. In theoretischen Ansätzen, die sprachliche Äußerungen im Rahmen einer allgemeinen Handlungstheorie untersuchen, wird Text als Summe aller kommunikativen Signale verstanden, d.h. dass auch nonverbale Zeichen wie Mimik, Gesten, Bilder, Verkehrszeichen u.a. unter dem Oberbegriff „Text“ subsumiert werden (Bußmann 1990).

Die moderne Textlinguistik versteht den Textbegriff nicht mehr nur als „Folge von Sätzen und damit als Einheit des Sprachsystems“ sondern als „kommunikative

¹Die Entstehung der Textlinguistik, ihre Systematik, Richtungen und Phasen werden eingehend u.a. bei Harweg (2001) oder Beuagrande/Dressler (1981) dargestellt. Der Begriff „Text“ wurde auch von Agricola (1969), Hartmann (1968), Petöfi (1972), Dressler (1973), Figge (1994) und vielen anderen definiert.

Einheit“ (Bußmann 1990:779). Von Beaugrande/Dressler (1981:3) wird der Text interpretiert als „kommunikative Okkurrenz, die sieben Kriterien der Textualität erfüllt“. Die Textualität bedeutet in diesem Zusammenhang „die Gesamtheit der Eigenschaften, die einen Text zum Text machen“ (Vater 1992:31). Zu den Kriterien der Textualität (vgl. dazu Beaugrande/Dressler 1981:3f., Bußmann 1990:390 oder Vater 1992:41) gehören Kohäsion (die Verbindung der Worte an der Textoberfläche, der grammatische Textzusammenhang), Kohärenz (die Verbindung der propositionalen Einheiten, der semantische Textzusammenhang), Intentionalität (die Funktion des Textes bzw. die Absicht des Textverfassers), Akzeptabilität (die Einstellung des Rezipienten, der den Text als solchen anerkennt), Informativität (der Informationsgehalt eines Textes), Situationalität (die Situationsgebundenheit des Textes) und Intertextualität (die Abhängigkeit von anderen Texten bzw. die Zugehörigkeit zu einem Paradigma einer Textsorte). Wenn eins dieser Kriterien als nicht erfüllt betrachtet werden kann, gilt der Text als nicht kommunikativ. Nicht-kommunikative Texte werden als Nicht-Texte behandelt (Beaugrande/Dressler 1981:3). Die Kriterien der Textualität definieren das Zusammenspiel zwischen Verfasser, Leser und Text in einer Kommunikationssituation; damit es kontrolliert werden kann, spielen folgende Elemente eine wichtige Rolle: die Effizienz des Textes bezogen auf die Verarbeitungsleichtigkeit, die Effektivität des Textes bezogen auf die Verarbeitungstiefe und die Angemessenheit des Textes bezogen auf die Situation. „Die drei Steuerungselemente stehen in Wechselbezügen – der Faktor Angemessenheit vermittelt zwischen Effizienz und Effektivität (vgl. Beaugrande/Dressler 1981:36), Orientierung für die Produktion und Beurteilung bietet die Textsorte“ (Pospiech 2004:94). Eine Vielzahl von Ansätzen baut auf dem oben genannten Merkmalskatalog auf. Als Beispiel hierfür sei Helbig (1986:160) genannt, der insgesamt fünf Textualitätskriterien benennt: Text als Komplex von Sätzen (Komplexitätskriterium), Text als kohärente Folge von Sätzen (Kohärenzkriterium), Text als thematische Einheit (thematisches Kriterium), Text als relativ abgeschlossene Einheit (Abgeschlossenheitskriterium) und Text als Einheit mit erkennbarer kommunikativer Funktion (kommunikatives Kriterium). Die Texthaftigkeit wird aus unterschiedlichen Perspektiven und auf mehreren Ebenen beschrieben, und in der Praxis werden Texte aus verschiedenen Perspektiven zugleich betrachtet, „was eine mehrdimensionale Zuordnung eines Textes zu einer Textsorte ermöglicht bzw. erforderlich macht“ (Pospiech 2004:94).

Ein Text kann, wie bereits betont wurde, verschieden definiert werden. Die Frage ist nur, ob sich alle Definitionen auf den gleichen Gegenstand beziehen. Allgemein kann der Text als zentrale Vermittlungsinstanz verstanden werden. Egal, ob die Texte „in Stein gehauen, handgeschrieben getippt, gedruckt oder elektronisch erzeugt sind [...] ermöglichen sie die Kommunikation“ (Coste u.a. 2001:99). „Der Text ist für jede sprachliche Kommunikation zentral; er ist das externe, objektive Verbindungsglied zwischen Produzent und Empfänger, ob diese nun direkt (face-to-face) oder über eine Distanz miteinander kommunizieren“ (Coste u.a. 2001:95f.). Daraus ergibt sich, dass jeder Text von einem bestimmten Medium getragen wird, z.B.: Stimme, Fernsehen,

Druck, Manuskripte. Wunderlich sagt: „Wir nennen jede vorliegende schriftsprachliche Äußerung einen Text. Zu einem erweiterten Textbegriff gelangt man, wenn man auch alle zusammenhängenden mündlichen Sprachäußerungen als Texte versteht [...]“ (1974:386). „Abweichend von der Umgangssprache bezeichnen die Linguisten auch gesprochene Sprache als Text. Für sie ist ein ‚Text‘ jede sinnvolle mündliche oder verschriftlichte Äußerung mit der Absicht zu kommunizieren. Oder prägnanter ausgedrückt: Der Text ist die Einheit der Kommunikation“ (Ballstaedt u.a. 1981:14).

Seit den 60er Jahren, also seit der Entwicklung der Textlinguistik, hängt es von der theoretischen Richtung der Linguistik ab, wie hier die Akzente gesetzt werden. In der ersten Phase der Textlinguistik, die von der strukturalistischen Linguistik beeinflusst wurde, wird nach Brinker (2001:14) der Text als eine „kohärente Folge von Sätzen“ angesehen, wobei die Kohärenz innerhalb des Textes ausschließlich grammatisch begründet wird (vgl. auch Bußmann 2002:683). Erst später vertrat man den Standpunkt, dass man ein sprachliches Gebilde erst dann als einen Text ansehen kann, wenn die einzelnen Sätze auch durch syntaktische und semantische Elemente verbunden sind (vgl. Becker-Mrotzek/Böttcher 2006), was man in der angeführten Definition von Beaugrande lesen kann. Hierzu sagt Brinker, dass „eine kohärente, d.h. grammatisch und thematisch zusammenhängende Satzfolge, als solche noch nicht das Kriterium der Textualität erfüllt; das erfolge erst durch die kommunikative Funktion, die diese Satzfolge innerhalb einer Kommunikationssituation erhält“ (2001:19). In den 70er Jahren wird so der Kommunikationssituation, in die ein Text eingebettet ist, eine höhere Bedeutung zugeschrieben. Die „kommunikationsorientierte Textlinguistik“ (Brinker 2001:16) wird nach der kommunikativ-pragmatischen Wende durch die Pragmatik entwickelt und sieht die kommunikative Funktion eines Textes als konstitutiv an; der Text wird jetzt als eine komplexe sprachliche Handlung definiert. Zu einer „adäquaten linguistischen Textanalyse“ (Brinker 2001:17) kann es also erst dann kommen, wenn sowohl der strukturalistische als auch der kommunikative Ansatz berücksichtigt werden. „Text“ kann dann wie folgt definiert werden: „Der Terminus ‚Text‘ bezeichnet eine begrenzte Folge von sprachlichen Zeichen, die in sich kohärent ist und die als Ganzes eine erkennbare kommunikative Funktion signalisiert“ (Brinker 2001:17, vgl. Becker-Mrotzek/Böttcher 2006). Der Begriff „Text“ kann somit alle sprachlichen Produkte bezeichnen, die der Lerner empfängt, produziert oder austauscht, sowohl in gesprochener wie in geschriebener Sprache.

Texte unterscheiden sich in Form und Inhalt nach ihrer Funktion im sozialen Leben und können dementsprechend in verschiedene Textsorten eingeteilt werden. Der Begriff „Textsorte“ hat sich in der Linguistik seit den 70er Jahren eingebürgert. Der Begriff ist aus zwei Lehnwörtern zusammengesetzt: aus dem Begriff „Text“, der eine abgegrenzte, zusammenhängende Äußerung in einem kommunikativen Kontext bezeichnet, und dem Begriff „Sorte“ worunter man eine Art oder Gattung verstehen kann. Dem Begriff „Textsorte“ entsprachen früher andere Begriffe, wie Textart, Stilart, Darstellungsart,

Darstellungsform, Textklasse, Texttyp u.Ä. Der Grundbegriff ist heutzutage, wie bereits betont wurde, auch nicht eindeutig und wird in unterschiedlicher Bedeutung verwendet und in der Allgemeinsprache ist der Begriff nicht sehr geläufig, und in einigen Wörterbüchern sogar nicht enthalten. Der Duden (1996:1529) versteht den Begriff als „in bestimmten Situationen wiederkehrenden, mithilfe sprachwissenschaftlicher Kriterien von anderen Texten unterschiedenen Typus von Texten“, während der Begriff bei Wahrig (2001) oder Langenscheidt (2002) nicht vorkommt. Auch wenn in der Sprachwissenschaft bzw. Textlinguistik der Begriff „Textsorte“ nicht einheitlich definiert ist, wird im Allgemeinen die Textsorte als eine Gruppe von Texten angesehen, die sich durch bestimmte Merkmale auszeichnen. Im Deutschen Wörterbuch (2006:1159) wird so „Textsorte“ erläutert als „schriftliche oder mündliche Form, Kategorie, in der ein Text vorliegt“. Nach Ermert „kann eine Textsorte allgemein als eine Klasse von Texten beschrieben werden, die einem komplexen Muster sprachlicher Handlungen zuzuordnen sind“ (1979:66). Entsprechend definiert Lux den Begriff: „Eine Textsorte ist eine im Bereich der kohärenten verbalen Texte liegende kompetentiell anerkannte und relevante Textklasse, deren Konstitution, deren Variationsrahmen und deren Einsatz in Kontext und umgebenden Handlungstypen Regeln unterliegt. Ein Teil der Identität eines Textes besteht in seiner Textsortenzugehörigkeit. Formal lässt sich eine Textsorte beschreiben als Kombination von Merkmalen (deren Zahl für jede Textsorte einzeln festgelegt ist) aus Klassifikationsdimensionen, die nach den drei semiotischen Grundaspekten des Textes (Abbildung von Welt, kommunikative Funktion, Eigenstruktur) gruppiert sind“ (1981:273). Brinker definiert diesen Begriff wie folgt: „Textsorten sollen zunächst ganz allgemein als komplexe Muster sprachlicher Kommunikation verstanden werden, die innerhalb der Sprachgemeinschaft im Laufe der historisch-gesellschaftlichen Entwicklung aufgrund kommunikativer Bedürfnisse entstanden sind“ (2001:118). Vater zitiert Ermert (1979:50) und kennzeichnet eine Textsorte durch bestimmte Merkmale: „Eine Textsorte ist formal als eine Klasse oder Menge von virtuellen Texten zu bestimmen, die eine oder mehrere gemeinsame Eigenschaften haben. Mit Bildung von Textsorten wird hier der Vorgang der Klassenbildung nach bestimmten Kriterien bezeichnet. Dazu gehört die Feststellung der Eigenschaften, die für die jeweilige Textsorte konstitutiv sein sollen, und die Zuweisung konkreter Textexemplare zu einer Textsorte aufgrund ihrer jeweils textsortenspezifischen Eigenschaften“ (1992:159f.). Adamzik unterscheidet zwei Lesarten des Textsortenbegriffs: Einmal „wird mit der Textsorte irgendeine Sorte, Menge oder Klasse von Texten bezeichnet, die entsprechend irgendeinem Differenzierungskriterium (oder auch mehreren zugleich) von anderen Mengen bzw. Klassen von Texten unterschieden werden kann“ (1995:14). Eine andere in der Linguistik verbreitete, spezifische Lesart „schließt zunächst aus, dass es sich um arbiträr gebildete Klassen handelt; [...] Genauer gesagt bezieht sich Textsorte in der spezifischen Lesart auf Klassen von Texten, die in Bezug auf mehrere Merkmale spezifiziert sind, die also auf einer relativ niedrigen Abstraktionsebene stehen. Weiter lässt sich spezifizieren, dass es sich bei den Merkmalen, die eine Textsorte im engeren Sinne konstituieren, speziell um solche

handelt, die die Funktion, den Kommunikationsbereich (Medien, Verwaltung, Alltag, Politik) sowie [...] stereotype Merkmale der sprachlichen Gestalt betreffen“ (Adamzik 1995:16). Linguistisch gesehen sind „Textsorten konventionell geltende Muster für komplexe sprachliche Handlungen und lassen sich als jeweils typische Verbindungen von kontextuellen (situativen), kommunikativ-funktionalen und strukturellen (grammatischen und thematischen) Merkmalen beschreiben“ (Brinker 2001:124) und sie geben „den Kommunizierenden mehr oder weniger feste Orientierungen für die Produktion und Rezeption von Texten“ (ebd.). Die Textlinguistik arbeitet schon lange an einer Texttypologie. Brinker (2001) entwickelt Differenzierungskriterien zur Unterscheidung von fünf Textklassen. Das Basiskriterium für die Differenzierung der Textsorten ist laut Brinker die Textfunktion, ein textexternes Kriterium. Texte² werden aufgeteilt in Informations-, Appell-, Obligations-, Kontakt- und Deklarationstexte. Innerhalb dieser Textklassen sind noch weitere Unterscheidungen zu treffen. Zu den Unterscheidungskriterien gehören vor allem Kommunikationsform, Handlungsbereich (kontextuelle Kriterien), Art des Themas, Form der thematischen Entfaltung und Beschreibung der sprachlichen und nichtsprachlichen Gestaltungsmittel (strukturelle Kriterien). Die strukturellen Kriterien umfassen die Art des Textthemas („temporale Orientierung“ oder „lokale Orientierung“) und die Form der thematischen Entfaltung (deskriptive, narrative oder explikative). Deskriptive Texte füllen Wissenslücken. Durch narrative Texte werden Ereignisse und Handlungen zeitlich angeordnet, und argumentative Texte sind durch Relationen wie Begründung, Signifikanz und Gegensatz gekennzeichnet. Solche textinternen Unterscheidungen werden von vielen Forschern entwickelt. Auf ähnliche Merkmale weisen z.B. Harweg (2001) und Günther (2005) hin. Auch bei Coste u.a. (2001) werden unterschiedliche Textsorten genannt, wie bereits angedeutet wurde.

Nach welchen Kriterien einzelne Texte bestimmten Textsorten zugeordnet werden können, ist umstritten. Dennoch lassen sich Kriterien finden, die zur Textsortenklassifikation herangezogen werden können. Wie bereits betont wurde, gehören zu den Kriterien zur Textklassifikation (Linke u.a. 1994): textinterne (lautliche, paraverbale bzw. graphische, Wortwahl, Art und Häufigkeit von Satzbaumustern, Themenbindung und -verlauf, Thema, Textstrukturmuster) und textexterne (Textfunktion, Träger bzw. Kommunikationsmedium, Kommunikationssituation). Man kann Texte auch unter einem anderen Gesichtspunkt in fiktionale (literarische, poetische Texte) und nichtfiktionale (Gebrauchstexte) einteilen. An der Gleichsetzung der literarischen mit fiktionalen Texten wurde aber kritisiert, dass es auch fiktionale Texte gibt, die nicht literarisch sind, z.B. Lügen. „Fiktionalität ist keine hinreichende Begründung für Literarität“ (Beaugrande/Dressler 1981:191). Sandig (1972) geht bei ihrer vortheoretischen Textsortenbestimmung von semantischen, kommunikativen und literaturwissenschaftlichen Kriterien aus und unterscheidet u.a. folgende Merkmalspaare: gesprochen/geschrieben, spontan/

² Die Einteilung von Texten kann unterschiedlich sein. Dazu z.B. Gülich/Raible (1972) und Coste u.a. (2001).

nicht spontan, monologisch/dialogisch, vorbereitet/nicht vorbereitet, öffentlich/privat/halböffentlich, auf Konventionen im gesamten Textaufbau aufbauend/nicht auf diesen aufbauend, genaue Themafestlegung/keine genaue Themafestlegung, Gebrauch der 1. Person/kein Gebrauch der 1. Person, Imperativgebrauch/kein Imperativgebrauch, restringierter Gebrauch der Tempora/alle Tempusformen, ökonomische Formen/keine ökonomischen Formen, Redundanz/keine Redundanz usw. Rolf (1993:164ff.) unterscheidet in seiner Typologie zwischen assertiven, direktiven, kommissiven, expressiven und deklarativen Gebrauchstextsorten, die in weitere Untergruppen gegliedert werden. Texttypologie kann ein zentrales Problem der Texttheorie sein. Und Typologien sollten (vgl. Ballmer 1979) den strengen Kriterien einer wissenschaftlichen Klassifikation entsprechen, wie: Exhaustivität, d.h., dass alle Phänomene erfasst werden, Saturiertheit, d.h., dass jede Kategorie der Klassifikation besetzt ist, Disjunktivität/Striktheit und Monotypie, d.h., dass jedes Phänomen in genau eine Kategorie passt, Distinktivität, d.h., dass verschiedene Phänomene in verschiedene Klassen oder Kategorien eingeordnet werden, Homogenität, d.h., dass die gleiche Anzahl von Subklassen bei jeder Klasse und ein einheitliches Klassifizierungskriterium verwendet wird, Transparenz, d.h., dass Struktur der Klassifikation aus ihrer Form ersichtlich ist. Heinemann hat dazu ein Mehrebenen-Modell der Textsortenbeschreibung entwickelt. „Die Gemeinsamkeiten von Textexemplaren einer Textsorte sind auf mehrere Ebenen zugleich bezogen auf die äußere Textgestalt/das Layout, auf charakteristische Struktur- und Formulierungsbesonderheiten (die Sprachmittelkonfiguration)³, [auf] inhaltlich-thematische Aspekte, [auf] situative Bedingungen (einschließlich des Kommunikationsmediums/des Kanals), [auf] kommunikative Funktionen. Spezifika aus allen Ebenen sind aufeinander bezogen und bedienen sich wechselseitig; sie bilden eine je charakteristische Ganzheit, den holistischen Merkmalskomplex einer Textsorte“ (2000:513). Somit ist auch der Textsortenbegriff mehrdimensional (vgl. Pospiech 2004:94f.). Nach Heinemann (2000) sind sog. Textsortenhierarchien zu unterscheiden: Textsortenklasse, Textsorte und Textsortenvariante. „Textsorten stellen sich in einer Typologie als idealtypische/prototypische Phänomene dar, als Verallgemeinerungen, die auf Durchschnittserfahrungen (von Sprechern einer bestimmten Kommunikationsgemeinschaft) basieren; sie können daher als globale sprachliche Muster zur Bewältigung von spezifischen kommunikativen Aufgaben in bestimmten Situationen umschrieben werden“ (Heinemann/Viehweger 1991:170). Textsorten werden in den Sprachgemeinschaften als „Regeln für komplexe sprachliche Handlungen, die es uns erlauben, nach vorgegebenen Mustern zu handeln, und uns damit der Mühe entheben, in jedem Einzelfall überlegen zu müssen, wie wir die beabsichtigte Handlung ausführen können“ (Püschel 1982:28) verstanden oder als „Problemlösungsmuster [...], als Muster für die Art [...], in der bestimmte, mit sprachlichen Mitteln verfolgte, jedoch nicht ‚ohne Methode‘ erreichbare Ziele angestrebt werden können“ (Rolf 1993:129). Heinemann (2000:509ff.) nennt in diesem Zusammenhang einige linguistische Ansätze, zu denen gehören: grammatisch-strukturalistischer Ansatz

³ Siehe Nussbaumer (1991:257).

(Textsorten werden als grammatisch-strukturell abgrenzbare Einheiten verstanden), inhaltlich-thematischer Ansatz (Textsorten werden als inhaltlich-semantisch abgrenzbare Einheiten angesehen), handlungstheoretischer Ansatz (Textsorten werden als situativ eingebettete Einheiten aufgefasst. Textsorten werden durch folgende Faktoren der Kommunikationssituation bestimmt, in der sie wirken: Medium, Handlungsbereich und Redekonstellationen), kommunikativ-funktionaler Ansatz (Textsorten bedeuten sprachliche Einheiten mit spezifischen kommunikativen Funktionen, die mit einer bestimmten Intention produziert werden), mehrdimensionaler Ansatz (Textsorten bedeuten Einheiten, die sich nur unter Einbezug verschiedener Aspekte voneinander abgrenzen lassen). Als Beispiel kann hier das Mehrebenen-Modell dienen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass Textsorten bestimmten Merkmalen entsprechen, bestimmte Kriterien erfüllen und bestimmte Funktionen haben. Bestimmte Merkmale grenzen Gruppen von Texten von anderen ab. Es gibt aber keinen Konsens, wie die Begriffe Text und Textsorte zudefinieren sind. Beide Begriffe stehen im Mittelpunkt des Interesses von Textlinguisten.

Literatur

- ADAMZIK K., 1995, Textsorten-Texttypologie. Eine kommentierte Bibliographie, Münster.
- AGRICOLA E., 1969, Semantische Relationen im Text und im System, Halle.
- BALLMER T.T., 1979, Probleme der Klassifikation von Sprechakten, in: Grewendorf G. (Hg.), Sprechakttheorie und Semantik, Frankfurt am Main, S. 247-274.
- BALLSTAEDT S.P. / MANDL H. / SCHNOTZ W. / TERGAN S.O., 1981, Texte verstehen, Texte gestalten, München.
- BEAUGRANDE R.-A. DE / DRESSLER W.U., 1981, Einführung in die Textlinguistik, Tübingen.
- BECKER-MROTZEK M. / BÖTTCHER I., 2006, Schreibkompetenz entwickeln und beurteilen. Praxishandbuch für die Sekundarstufe I und II, Berlin.
- BRINKER K., 2001, Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden, Berlin.
- BUSSMANN H. (Hg.), 1990/2002, Lexikon der Sprachwissenschaft, Stuttgart.
- COSTE D. / NORTH B. / SHEILS J. / TRIM J., 2001, Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen, Berlin/München.
- DRESSLER W., 1973, Einführung in die Textlinguistik, Tübingen.
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch, 1996/2001, Mannheim u.a.
- ERMERT K., 1979, Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation. Tübingen.
- FIGGE U.L., 1994, Kognitive Grundlagen textlicher Kohärenz, in: Canisius P./Tschauder P.G. (Hg.), Text und Grammatik-Festschrift für Roland Harweg zum 60. Geburtstag, Bochum, S. 1-28.
- HELBIG G., 1986, Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970, Leipzig.
- GÜLICH E. / RAIBLE W. (Hg.), 1972, Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht, Frankfurt am Main.
- HARWEG R., 1968, Pronomina und Textkonstitution, München.

- HEINEMANN W., 2000, Textsorte-Textsmuster-Texttyp, in: Brinker K./Antos G./Sager S.F. (Hg.), Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Bd. 1., Berlin/New York, S. 507-523.
- HEINEMANN W. / VIEHWEGER D., 1991, Textlinguistik. Eine Einführung, Tübingen.
- LINKE A. / NUSSBAUMER M. / PORTMANN P., 1994, Studienbuch Linguistik, Tübingen.
- LUX F., 1981, Text, Situation und Textsorte, Tübingen.
- PETÖFI J. (Hg.), 1972, Zu einer grammatischen Theorie sprachlicher Texte, in: LiLi 2, S. 31-58.
- POSPIECH U., 2004, Schreibend schreiben lernen – über die Schreibhandlung zum Text als Sprachwerk. Zur Begründung und Umsetzung eines feedbackorientierten Lehrgangs zur Einführung in das wissenschaftliche Schreiben, in: E-Papiere zu Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik 4/1.
- ROLF E., 1993, Die Funktionen der Gebrauchstextsorten, Berlin/New York.
- SANDIG B., 1972, Zur Differenzierung gebrauchssprachlicher Textsorten im Deutschen, in: Gülich E./Raible W. (Hg.), Textsorten, Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht, Frankfurt am Main, S. 113-124.
- VATER H., 1992, Einführung in die Textlinguistik, München.
- Wahrig. Deutsches Wörterbuch, 2001, Gütersloh/München.
- WUNDERLICH A., 1974, Textlinguistik, in: Dietrich R./Kangießer S. (Hg.), Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft, München, S. 386-397.

Religiös motivierte Entlehnungen und ihr Gebrauch in den Nehmersprachen (an ausgewählten Beispielen)

In der linguistischen Beschäftigung mit dem Lehngut einer Sprache kommt es vorerst darauf an, den entlehnten Wortschatz zu verzeichnen und zu klassifizieren, vor allem a) nach den Gebersprachen, b) nach den Entlehnungsarten, c) nach den Zeitspannen, in denen auffallend viele Entlehnungen registriert werden konnten, d) nach den Lebensbereichen, die fremden Einflüssen besonders offen gegenüberstanden, etc. etc.

Nimmt man speziell die religiös motivierten Entlehnungen unter die Lupe, rücken für selbstverständlich die religiös motivierten Kontakte unter Kulturen und Sprachen in den Vordergrund, v.a. die frühen Missionsbewegungen (zur Wirkung der irischen, der angelsächsischen und der fränkischen Missionare in der althochdeutschen Zeit vgl. z.B. König 1994:69; zu den tschechischen, den deutschen und den altkirchenslawischen Einflüssen auf die altpolnische christliche Terminologie vgl. Karpluk 2001; zum Einfluss des Deutschen auf das Polnische, auch im Bereich des religiösen Lebens, vgl. Karszniewicz-Mazur 1988) und die Migrationsbewegungen aufgrund der Glaubensverfolgung (zum Einfluss der französischen Protestanten – der Hugenotten – auf die deutsche Sprache vgl. u.a. König 1994:105 und von Polenz 2009:99). Allerdings kamen und kommen die betreffenden Kontakte auch dann zustande, wenn neue Glaubensrichtungen auf einem anderen als dem typisch missionarischen Wege ihre Verbreitung finden (vgl. z.B. die Verbreitung des Protestantismus in Polen, dazu u.a. Tazbir 1999, Kłoczowski 2000:125-132) oder wenn Migranten aus primär ökonomischen oder politischen Gründen in ein Gastland kommen, dort aber ihre (mitgebrachte, in dem Gastland nicht verwurzelte) Religion praktizieren wollen: wie die Muslime in Deutschland.

Jede derartige Begegnung bietet zwar Chancen, sie bietet aber auch Reibungsflächen und verursacht Konflikte: je nach Konstellation und Bewusstseinsstufe der Beteiligten. Dazu liefert die Geschichte eines jeden Landes auch eigene Beispiele (zu Polen vgl. u.a. Tazbir 1999). Jedenfalls kommt mit den Missionaren, den Glaubensflüchtlingen und den sich auf sonstigen Wegen verbreitenden (neuen) Glaubensrichtungen oft auch die Sprache der jeweiligen Heiligen Schrift, der Theologie sowie der weit verstandenen Religionsausübung in das Zielland. Für den gesamteuropäischen Kontext können als

Sprachen wandernder Glaubensgemeinschaften und -strömungen in einem Atemzug genannt werden: Latein, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Arabisch, Türkisch, Altkirchenslawisch, Ukrainisch, Russisch, Kroatisch, Deutsch und einige mehr. Von Land zu Land wird die Liste der betreffenden Sprachen – u.U. sogar stark – variieren.

Je nachdem, wie lange die Missionare bzw. die andersgläubigen (und anderssprachigen) Gemeinschaften in einem Land wirken bzw. bleiben, wie intensiv sie ihren Glauben leben, wie attraktiv ihr Gedankengut der sonstigen/einheimischen Bevölkerung erscheint, ob sie sich eher assimilieren oder abgrenzen wollen, etc. etc., werden mehr oder weniger Wörter aus ihren Sprachen in die des Ziellandes übernommen. Exemplarisch denke man hier an die Lehnwörter und -prägungen, die dem Deutschen die frühmittelalterliche Klosterkultur gebracht hat, u.a. *Abt* (lat. ‚abbas‘), *Nonne* (lat. ‚nonna‘), *Pilger* (lat. ‚pelegrinus‘), *Messe* (lat. ‚missa‘), *firmen* (lat. ‚firmare‘), *predigen* (lat. ‚praedicare‘), *Münster* (lat. ‚monasterium‘), *Dom* (lat. ‚domus‘), *Gemeinde* (lat. ‚communio‘), *Mitleid* (lat. ‚compassio‘). Doch mindestens genauso spannend wie das Aufspüren der genauen Umstände, unter denen die jeweilige Entlehnung stattgefunden haben muss, erscheint in einem zweiten Schritt die Ermittlung ihrer Lebensdauer. Konnte sich die in der Nehmersprache einmal registrierte Entlehnung längerfristig behaupten bzw. durchsetzen, stellen sich als Nächstes die Fragen nach ihrer Bedeutung (ggf. der Bedeutungsentwicklung) und ihrem Gebrauch.

Im Folgenden werden daher für drei religiös motivierte Entlehnungen (als Exempel) kurze wortgeschichtliche Beiträge ausgearbeitet, in denen sowohl auf die Herkunft als auch auf die Bedeutung und den Gebrauch des jeweiligen Lexems eingegangen wird. Interessanterweise ergeben sich die anschließend thematisierten Prozesse und Phänomene zum einen daraus, dass sich der religiöse Wortschatz stets im Spannungsfeld zwischen der Sakralisierung und der Säkularisierung bewegt, zum anderen daraus, dass bestimmte Lexeme im religiösen Bereich mit anderen Lexemen in diesem Bereich konkurrieren.

Beispiel 1: dt. Lexem *Gnade* – sein religiöser und profaner Gebrauch

Nach dem „Deutschen Wörterbuch“ von Jacob und Wilhelm Grimm ist *Gnade* „ein wort der süddeutschen mission“, das „innerhalb dieser welt seine begriffliche ausprägung erhalten“ hat (Grimm/Grimm 1959:Sp. 508). Allerdings macht das Wörterbuch auch „auf den vorchristlichen Gebrauch von *Gnade* aufmerksam, und zwar mit der Grundbedeutung *sich niederlassen, sich neigen* (bzw. *das Sich-Niederlassen, das Sich-Herabneigen*). Aus dieser Grundbedeutung sollen sich weitere weltliche Bedeutungen von *Gnade* entwickelt haben: *Ruhe* auf der einen und *Huld, Gunst, Hilfe* auf der anderen Seite (*das Sich-Neigen, um zu ruhen* versus *das Sich-Neigen, um jemandem beizustehen*)“ (Kucharska-Dreifß 2011:286). Da die christlichen Missionare später mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit an diesen weltlichen Gebrauch (im Sinne von *Huld, Gunst, Hilfe*) anknüpfen konnten und *Gnade* mit *misericordia* und *gratia* in Verbindung brachten, handelt es sich dabei um eine Lehnbedeutung. Der Vollständigkeit halber sei noch vermerkt, dass das althochdeutsche

Wort zuerst für *clementia* und *misericordia* steht, d.h. für Gottes gnädige, erbarmende Gesinnung (vgl. Kucharska-Dreiß 2011:286); „die Bedeutung von *gratia*, der Gnade Gottes ‚im engeren Sinne‘, kommt erst später hinzu“ (Kucharska-Dreiß 2011:287). „noch Notker gebraucht *gnade* hauptsächlich für *misericordia*, während er *gratia* meist unübersetzt lässt und nur selten mit *gnade* wiedergibt“ (Grimm/Grimm 1959:508).

Wie viele andere Lexeme (z.B. *taufen*) bleibt auch das Lexem *Gnade*, nachdem es christliche Bedeutungen dazugewonnen hat, nicht ausschließlich dem religiösen Sprachgebrauch verpflichtet. Während in der althochdeutschen Zeit eine Sakralisierung des Lexems eintritt, beobachtet man mit dem Aufkommen des Lehenswesens, der Entwicklung der höfischen Kultur und dem Ausbau der Rechtsprechung bereits die ersten Anzeichen für seine Säkularisierung¹; denken wir nur z.B. an die *gnädigen* Herrscher, an *Euer/Ihro/Ihre Gnaden* als historische/veraltete Anrede an Personen von hohem Rang (vgl. z.B. Duden 1977:1058), an das *Gnadenrecht*, das übrigens bis heute Anwendung findet, oder die *Gnadenfrist*, die man jemandem gewähren kann. Für zahlreiche weitere Belege, vorwiegend für den Gebrauch des Lexems *Gnade* (aber auch der Komposita mit und der Ableitungen von diesem Wort) im heutigen Deutsch verweise ich auf meine früher erschienenen Arbeiten (Kucharska-Dreiß 2010 und 2011). Allerdings teile ich nicht die stark wertenden Aussagen von Friso Melzer, durch seine säkulare Verwendung wäre der christliche Wortschatz „zerredet“ oder gar „zerstört“ worden (vgl. Melzer 1951:7, 1965:177 und 1983:42-43). Sehr einseitig finde ich außerdem seinen Kommentar zu *gnadenlos* als einem „literarischen“ Modewort: „Doch seit Christus gekommen ist, gibt es keine gnadenlose Zeit, wohl aber Menschen, die seine Gnade verwerfen. Wem die Welt gnadenlos erscheint, muß die Ursache dafür bei sich selber suchen“ (Melzer 1965:177-178). Ob der Autor bei den Belegen neueren Datums (z.B. *gnadenlos effektiv*, *gnadenlos dynamisch*, *gnadenlos gerecht* und *gnadenlos unterhaltsam*; vgl. Kucharska-Dreiß 2011:295) wohl genauso argumentieren würde?

Verlassen wir damit das Spannungsfeld, das sich aus dem Aufeinandertreffen des Sacrum und des Profanum ergibt, und wenden wir uns zwei weiteren Phänomenen zu: einem interreligiösen und einem intrareligiösen.

Beispiel 2: dt. Lexem *Rosenkranz* – auf dem Weg zu einem religionsübergreifenden Terminus?

Bei dieser Lehnübertragung des mlat. *rosarium* denkt man in erster Linie an eine marianische Gebetsform, die in der katholischen Kirche populär wurde², und an die Perlenschnur,

¹ Vgl. Stichwort GNADE, dort „III. gnade im weltlichen Bereich“ im „Deutschen Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm“, auf <http://woerterbuchnetz.de>. Volle online-Adressen aller im Folgenden zitierten Internetseiten vgl. Internetseiten unten.

² Ausführliche Informationen zur Geschichte des (katholischen) Rosenkranzes finden sich

die bei diesem Gebet als Zählgerät dient (vgl. Heinz 2006a:1302). Die Übernahme der Bezeichnung *Rosenkranz* für das Gebet und die Perlenkette wird auf den mittelalterlichen Brauch zurückgeführt, die Marienstatuen mit Blumen-/Rosenkränzen zu schmücken (vgl. Heinz 2006a:1302). „Eine Legende erklärt den aus 50 Ave geflochtenen ‚Marien-R. [osenkranz]‘ als Maria willkommenen Ersatz für eine ihr zuge dachte Ehrenkrone aus wirklichen Rosen“ (Heinz 2006b:1304; ausführlicher dazu Heinz 2003:27). Die Assoziation mit der katholischen Frömmigkeit, die ein Sprecher des Deutschen bei *Rosenkranz* für gewöhnlich herstellt, findet ihre Bestätigung übrigens auch in den bekannten deutschen Wörterbüchern, darunter im „Duden. Universalwörterbuch“ (vgl. 2001:1323). Schaut man sich jedoch den faktischen Gebrauch des Wortes *Rosenkranz* (etwa in der einschlägigen Literatur oder in der Google-Suche) an, stößt man durchaus auf Bezeichnungen wie *der buddhistische Rosenkranz*, *der islamische Rosenkranz*, *der hinduistische* bzw. *der Hindu-Rosenkranz* oder auch einfach *Rosenkranz* (ggf. *im Buddhismus*, *im Islam* etc.). Sicherlich liegt diesem nicht wirklich fachgerechten Gebrauch die Intention zu Grunde, über fremde Realitäten mit Hilfe vertrauter Begrifflichkeiten zu kommunizieren. So meint z.B. die Formulierung *der islamische Rosenkranz* ein Gebet und eine Gebetskette, die dem katholischen Rosenkranz gewissermaßen ähneln; dass jedoch nicht die gleiche Gebetskette und nicht das gleiche Gebet gemeint sind, bringt das Attribut *islamisch* zum Ausdruck. Als ein zusätzliches Korrektiv erscheinen in betreffenden Texten oft – neben den Informationen zum Wesen dieses islamischen Gebets und der islamischen Gebetskette – die im Islam auch tatsächlich verwendeten Namen *mishbāh*, *subḥa* und *tasbīḥ*; meistens wird anschließend auch ihre Etymologie erläutert (vgl. Venzlaff 1985:10-20, Chebel 1999:102 und Ladstätter 2006:1303). Populäre und populär-wissenschaftlich konzipierte Publikationen kommen aber auch ohne derartige Erklärungen aus (vgl. Miehl 2001:126-127 und Elger 2002:266). Religionswissenschaftlich begründete Einwände gegen eine derartige Verwendung des Terminus *Rosenkranz* formuliert Martin Baumann: „Das Wort Rosenkranz ist inhaltlich zu sehr mit den Gebetsübungen und der Perlenschnur im römischen Katholizismus besetzt, als dass es sich als Allgemeinbegriff eignen würde. Auch der Begriff der Gebetsschnur, vom Religionswissenschaftler Wassilios Klein als konfessions- und religionsübergreifender Terminus empfohlen, lehnt sich eng an christliche und islamische Inhalte und Verwendungspraktiken an. Eine Generalisierung über die genannten Religionen hinaus scheint nur schwer möglich. Von ‚Gebeten‘ mag womöglich noch im tibetisch-buddhistischen Kontexten in der Anrufung tantrischer Gottheiten und Bodhisattvas (‚befreite, erleuchtete Wesen‘) zu sprechen sein. Doch in mahayana- und theravada-buddhistischen Traditionen steht kaum noch ein ‚Gebet‘, vielmehr die Handlung der Rezitation und der Konzentrationsübung im Vordergrund. Ebenso ist es verfehlt, die in hinduistischen Kulthandlungen vollzogenen Rezitationen von Mantr

u.a. in „500 Jahre Rosenkranz [...]“, außerdem in zahlreichen Beiträgen bei Keller/Neuhardt (2010) und bei Bühler/Frei (2003). Für die Hypothesen zur Entstehung und Verbreitung der Gebets-/Andachtskette in alten Kulturen und verschiedenen Religionen vgl. Imfeld (2003).

und Litaneien als ‚Gebet‘ zu klassifizieren. Es wird daher hier vorgeschlagen, insbesondere mit Blick auf indische Religionen, von Rezitationskranz, -kette oder -schnur zu sprechen, während bei der Darstellung islamischer Kontexte von Lobpreiskette und Gebetsschnur die Rede sein wird. Als traditionsübergreifender Begriff wird die Bezeichnung Andachts-schnur oder -kette gewählt, da der Begriff ‚Andacht‘ sowohl Gebet und Meditation als auch Rezitation und konzentriertes Schweigen beinhalten kann“ (2003:322).³ Diese von Baumann gemachte (plausible) Unterscheidung wird bis jetzt aber nicht einmal in der religionswissenschaftlichen Fachliteratur einheitlich verwendet. Im populären Sprechen über die in anderen Religionen praktizierten Andachten und verwendeten Andachts-schnüre scheint das Wort *Rosenkranz* sowieso eine beliebte (wenn nicht die beliebteste) Alternative zu sein. Ob die christlich-katholisch geprägten Sprecher künftig eine deutlich größere Sensibilität für den Gebrauch der anderen Bezeichnungen entwickeln werden?

Beispiel 3: poln. Lexem *superintendent* – der Rückzug angetreten

Auch wenn die lateinische Herkunft dieses Lehnworts (lat. *superintendens* ‚Aufseher, Verwalter‘) nicht zu übersehen ist, erfolgt seine Verbreitung in der polnischen Spra-

³ Leider kann an dieser Stelle nur kursorisch auf die Unterschiede zwischen den einzelnen Andachtsschnüren und den entsprechenden Andachtsformen eingegangen werden: Das (klassische) katholische Rosenkranz-Gebet bildet eine in Zehnergruppen gegliederte Reihe von 150 Ave Maria. Jede Dekade wird von einem Vaterunser eingeleitet und mit dem „Ehre sei dem Vater“ beschlossen. Meditiert wird dabei das Christusereignis, das in 15 Einzelgeheimnissen auseinandergefaltet wird. Es wird zwischen freudreichen, schmerzhaften und glorreichen „Geheimnissen“ unterschieden (vgl. Heinz 2006b:1303). In der dazugehörigen (gleichnamigen) Perlenkette wird der Kranz der 50 Ave-Maria-Perlen durch einzelne Vater-Unser-Perlen in Zehnergruppen geteilt. Beide Kranzenden verbindet eine Medaille, die noch eine weitere kurze Schnur mit 5 Perlen und einem Kreuz am Ende hält (vgl. Heinz 2006a:1302). Im Christentum sind allerdings auch andere Gebetsschnüre bekannt, z.B. der Tschotki in der Ostkirche (vgl. Smykowska 2004:94). Im Islam kann die Gebetsschnur (wie bereits erwähnt) *misbāḥ*, *subḥa* oder *tasbīḥ* heißen; diese Namen bedeuten so viel wie „Lobpreis Gottes“. Die geläufigste Form besteht aus 3 x 33 = 99 Perlen. Diesen drei Teilen sind entsprechende Anrufungen zugeordnet: 33-mal wird Gott gepriesen (*subḥāna ʿllāh*), 33-mal wird ihm gedankt (*alḥamdu lillāh*) und 33-mal wird seine Größe bezeugt (*Allāhu akbar*) (vgl. Ladstätter 2006:1303). Im Shivaismus besteht der Mālā (= Kranz) aus 84, im Vishnuismus aus 108 Perlen, die jeweils eine eigene Symbolik haben. Rezitiert werden verschiedene Mantras (vgl. Ladstätter 2006:1302-1303 und Steiner 2010:98-99). Im Buddhismus wird der Mālā am häufigsten im Mahāyāna verwendet. In Sri Lanka, Tibet und China setzt er sich meistens aus 108 Perlen zusammen (entsprechend den 108 Leidenschaften, 108 Bänden des tibetanischen Kanons etc.). Eine in Tibet übliche Formel lautet „Om mani padme hum“ (= Verehrung dem Juwel im Lotus). In der japanischen Grundform des Mālā beträgt die Zahl der Perlen 112 (vgl. Ladstätter 2006:1303). Für eine detaillierte Übersicht über die bekannten Andachtsschnüre und -formen in verschiedenen Kulturen und Religionen siehe Steiner (2010) und Ladstätter (2006).

che eindeutig unter dem Einfluss des Deutschen – parallel zu der Übernahme des reformatorischen Gedankenguts und der neuen kirchlichen Organisationsstrukturen im 16. Jh. Somit fällt der verstärkte Gebrauch des Lehnwortes *superintendent* in die Phase der Identitätsbildung der evangelischen Kirchen, die mit der terminologischen Ausdifferenzierung einhergeht (vgl. Bajerowa 1993:16). Von der Nachhaltigkeit der letzteren zeugt u.a. die Tatsache, dass die Wörterbücher des Polnischen (z.B. Szymczak 1989:371, Kopaliński 2000:279-280) das Lemma *superintendent* verzeichnen und entsprechend mit Protestantismus in Verbindung bringen. Szymczak bemerkt allerdings zu Recht, dass nur manche evangelische Kirchen die Amts- und Personenbezeichnung *superintendent* kennen. Von den Kirchen, die Mitglieder im Polnischen Ökumenischen Rat sind, wären heute in diesem Zusammenhang die Evangelisch-Reformierte Kirche und die Evangelisch-Methodistische Kirche zu nennen:

a. In der Evangelisch-Reformierten Kirche in der Republik Polen (so der offizielle Name der Kirche) ist *superintendent* die traditionelle Bezeichnung für das höchste Amt in dieser Kirche sowie für den Geistlichen, der dieses Amt bekleidet. Der Superintendent wird von der Kirchensynode für eine Amtszeit von 10 Jahren gewählt und trägt vor allem Sorge für die Einheit seiner Kirche. Im Einzelnen gehören z.B. die Ordination der Geistlichen, die alljährliche Visitation der Kirchengemeinden und die Aufsicht über den Religionsunterricht zu seinen Kompetenzen. Von Amts wegen wird der Superintendent zum stellvertretenden Vorsitzenden (Vize-Präses) der Kirchensynode und des Konsistoriums. Neben dem Präses der Kirchensynode ist der Superintendent diejenige Person, die im Namen der Kirche juristisch handeln kann. Interessanterweise findet sich im Art. 60 der auf www.reformowani.pl zugänglichen Version der Kirchenverfassung⁴ der Eintrag darüber, dass dem Superintendenten der Evangelisch-Reformierten Kirche in der Republik Polen der Titel *biskup* („Bischof“) zusteht. Wohl infolgedessen werden im Art. 61 auch die Personenbezeichnungen *superintendent* und *biskup* synonym/abwechselnd verwendet. Die letzte (noch nicht online gestellte) Novelle der früheren Art. 60-61 behebt diese Inkonsequenz und spricht durchgehend vom Bischof (*biskup*)⁵, während mit *superintendent* – als einer in Klammern platzierten Verstehenshilfe bzw. Ergänzung – nur noch einmal an die frühere Bezeichnung erinnert wird. Übrigens war *superintendent* bis in die 70er Jahre des 20. Jh. hinein auch ein selbstverständlicher Bestandteil der offiziellen Anrede und der Adresse des Geistlichen in diesem Amt. In der heute üblichen Anrede und Adresse – (*Najprzewielebniejszy/Ekszellenjo*) *Księżę Biskupie, Najprzewielebniejszy Ksiądz N.N. Biskup Kościoła Ewangelicko-Reformowanego w RP* – wird *superintendent*, ähnlich wie in der Kirchenverfassung, durch *biskup* abgelöst.

⁴ Vgl. „Prawo Wewnętrzne Kościoła Ewangelicko-Reformowanego w Rzeczypospolitej Polskiej“ auf <http://www.reformowani.pl>.

⁵ Für diesen Hinweis danke ich Roman Lipiński, dem evangelisch-reformierten Gemeindepfarrer in Zelów und Mitglied im Dialogausschuss des Polnischen Ökumenischen Rates.

b. In der Evangelisch-Methodistischen Kirche in der Republik Polen (auch hier der offizielle Name der Kirche) ist *superintendent* zweifach überliefert: in *Superintendent Naczelny* („Generalsuperintendent“), der Bezeichnung für das Oberhaupt der Evangelisch-Methodistischen Kirche in Polen sowie für das von diesem Geistlichen ausgeübte Amt; und in *Superintendent Okręgu* (dt. in etwa „(Bezirks-)Superintendent“), der Bezeichnung für das Amt und die Person eines Geistlichen, der einem Kirchenbezirk – einer mittelgroßen territorialen Einheit aus mehreren Pfarreien – vorsteht.⁶ Zum Generalsuperintendenten vermerkt der Art. 41 der 1996 novellierten Kirchenverfassung⁷, dass er den Titel *biskup* („Bischof“) führen darf. Folgerichtig wird dieser Titel in der Adresse und in der Anrede des Amtsträgers verwendet: *Najprzewielebniejszy Ksiądz Biskup N.N., Jego Ekscelecja Ksiądz Biskup N.N., (Najprzewielebniejszy/Ekscelecjo) Księżę Biskupie* etc. Der (Bezirks-)Superintendent, der (noch?) keinen juristisch verankerten Anspruch auf den Titel *biskup* hat, bekommt in der Anschrift wie in der Anrede nach wie vor den Titel *superintendent*, vgl. *Najprzewielebniejszy Ksiądz Superintendent N.N., (Najprzewielebniejszy) Księżę Superintendencie* etc. Allerdings ist auch hier einiges in Bewegung: Bei seinen öffentlichen Auftritten lässt sich der Superintendent des Posener Bezirks der Evangelisch-Methodistischen Kirche gerne als *biskup* („Bischof“) bezeichnen und mit *biskup* anreden⁸. Vielleicht ist in absehbarer Zukunft doch eine weitere Novelle der betreffenden Kirchenverfassung zu erwarten?

Fragen muss man in diesem Zusammenhang nach den Ursachen, die in den letzten Jahrzehnten zum verstärkten Gebrauch des Titels *biskup* in der Evangelisch-Reformierten und in der Evangelisch-Methodistischen Kirche in Polen geführt haben. Hier einige Erklärungsversuche:

A. Der eingeführte evangelische, doch im mehrheitlich katholischen Polen nur wenig bekannte Titel *superintendent* wird mit der Zeit zugunsten eines für die katholische Mehrheit plausibleren Titels aufgegeben: Durch den Titel *biskup* („Bischof“) kommunizieren die reformierte und die methodistische Minderheit nach außen, dass ihre Oberhäupter im Rang mit katholischen Bischöfen gleichzusetzen sind. Für diese These scheint ebenfalls zu sprechen, dass in der Kirchenverfassung der Evangelisch-Methodistischen Kirche bis jetzt ausschließlich der Generalsuperintendent (und nicht der vorwiegend an der kircheninternen Kommunikation beteiligte Bezirksuperintendent) mit dem Titel *biskup* bedacht wurde.

⁶ Entsprechend unterschiedlich sind auch die Aufgaben- und Zuständigkeitsbereiche der beiden Superintendenden; an dieser Stelle können sie jedoch nicht im Detail erläutert werden.

⁷ Diese Information verdanke ich Krzysztof Wolnica, dem Pastor der evangelisch-methodistischen Gemeinde in Wrocław. Der genaue Wortlaut des Art. 41 kann in der aktuellen Kirchenverfassung „Prawo Wewnętrzne Kościoła Ewangelicko-Methodystycznego w Rzeczypospolitej Polskiej [...]“ nachgelesen werden.

⁸ Vgl. <http://wtkplay.pl> und <http://www.ekumenizm.pl>.

B. Die Tendenz, den leitenden Theologen einer evangelisch-reformierten Kirche mit „Bischof“ anzureden, ist keine typisch polnische Entwicklung. Diesen Brauch gibt es in verschiedenen Ländern, in denen die Reformierten – gegenüber den Katholiken oder den Orthodoxen – eine Minderheit darstellen; in Ungarn und in Rumänien ist dies sogar seine offizielle Amtsbezeichnung. In Georgien trägt selbst der oberste Repräsentant der Baptisten den Titel „Bischof“.⁹

C. Sicherlich wird man sich nach der rechtlichen Lage und dem Usus in anderen evangelischen Kirchen im In- und Ausland orientieren. So haben im 20. Jh. (nach 1918, nach 1945 und nach der Wiedervereinigung) viele deutsche lutherische Landeskirchen die Bezeichnungen und den Titel *Bischof* bzw. *Landesbischof* (neu) eingeführt (vgl. Puza 2007:49-50).¹⁰ Seit 1937 ist auch bei den polnischen Lutheranern *biskup* im Gebrauch¹¹: zuerst nur in *biskup kościoła* („Oberhaupt der Kirche“), seit über 20 Jahren aber auch in *biskup diecezjalny* („Diözesanbischof“). Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Evangelisch-Methodistische Kirche in Polen bald einen ähnlichen Weg gehen wird.

D. Nicht zuletzt (oder vielleicht sogar vor allem) hängen die thematisierten Veränderungen mit der Einsicht zusammen, dass in den evangelischen Kirchen das Amt des Bischofs seit der Mitte des 16. Jh. de facto im Superintendenten weiter existierte: Nachdem die geistliche Jurisdiktion mit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) endgültig auf die Landesherren übergang, nahmen die Superintendenten bischöfliche Funktionen wahr (vgl. Puza 2007:49). Dass der lat. *superintendens* nichts anderes als eine Lehnübersetzung des griech. *episkopos* (dt. ‚Bischof‘, pl. ‚biskup‘) (vgl. Puza 2007:282) ist, mag dabei zwar eine untergeordnete aber doch keine unerhebliche Rolle spielen.

Zusammenfassung und Ausblick

Religiös motivierte Entlehnungen sind nur eines der zahlreichen Beispiele dafür, dass Religion(en) Sprache(n) beeinflussen können (mehr dazu vgl. Bajerowa 1993:12-13). Die drei exemplarisch behandelten Lexeme bringen gleich mehrere Aspekte dieser Einflussnahme zum Ausdruck:

1. Sie belegen, dass Veränderungen in verschiedenen Bereichen der religiösen Kommunikation möglich sind: mit dem dt. Lexem *Gnade* ist der Wortschatz der theologischen Lehre vertreten, mit dem dt. Lexem *Rosenkranz* wird das Feld der Religionsausübung

⁹ Nach Auskunft von Dr. theol. Walter Fleischmann-Bisten, dem Leiter des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim.

¹⁰ Auf die genaue Distribution der entsprechenden Amtsbezeichnungen und Titel im deutschen Sprachraum (in den einzelnen Kirchen) kann in diesem Beitrag nicht mehr eingegangen werden; für eine erste Orientierung zu Bischof, Landesbischof, Regionalbischof, Superintendent, Landessuperintendent, Generalsuperintendent vgl. Puza 2007.

¹¹ Vgl. <http://www.luteranie.pl>.

gestreift und mit dem pl. Lexem *superintendent* das der kirchlichen Ämter (sprich: der kirchlichen Strukturen und Hierarchien).

2. Nicht nur den Entlehnungen selbst sondern auch den späteren Veränderungen in der Bedeutungsentwicklung und im Gebrauch der Lexeme kann die religiöse Motivation zu Grunde liegen: Ohne die christliche Bedeutung von *Gnade* wären die metaphorischen (auch die profanen) Ausdrücke mit diesem Lexem kaum denkbar; die religionsübergreifende Verwendung des Lexems *Rosenkranz* ist nur aus der christlich-katholischen Perspektive nachvollziehbar und das Lexem *superintendent* hätte ohne die reformatorischen Bewegungen (und die mit ihnen verbundenen administrativen Maßnahmen) erst gar nicht in Wettbewerb mit *biskup* treten können.

3. Die angesprochenen Prozesse der Wortübernahme und -aufgabe, des Bedeutungswandels sowie der Sakralisierung und der Säkularisierung der einzelnen Lexeme sind noch keineswegs abgeschlossen. Nebenbei bemerkt trifft diese Feststellung auch auf viele andere Prozesse im Bereich der inter- und der intrareligiösen Kommunikation zu. Nun wurde bis heute leider – ob aus regionaler oder aus globaler Perspektive – erst ein Bruchteil der religiös motivierten sprachlichen Phänomene untersucht. Diese wird es aber immer wieder und überall dort geben, wo mit entsprechender Intensität Sacrum und Profanum, Religionen und Konfessionen sowie unterschiedliche religiöse Sprachen (als Varietäten natürlicher Sprachen) aufeinandertreffen.

Literatur

- 500 Jahre Rosenkranz. 1475 Köln 1975. [Zur Ausstellung] 25. Oktober 1975 – 15. Januar 1976. Erzbischöfliches Diözesan-Museum Köln.
- BAJEROWA I., 1993, Wpływ życia religijnego na język ogólnopolski (próba systematyzacji opisu historycznego), in: Bajerowa I./Karpłuk M./Leszczyński Z. (Hg.), *Język a chrześcijaństwo*, Lublin, S. 7-18.
- BÜHLER F. / FREI U.-B. (Hg.), 2003, *Der Rosenkranz. Andacht – Geschichte – Kunst*. [Zur Ausstellung „Zeitinseln – Ankerperlen. Geschichten um den Rosenkranz“, Museum Bruder Klaus Sachseln, 25. Mai bis 26. Oktober 2003, Wabern/Bern.
- BAUMANN M., 2003, Mala und Lobpreiskette. Die Andachtskette in hinduistischen, buddhistischen und islamischen Traditionen, in: Bühler F./Frei U.-B. (Hg.), *Der Rosenkranz. Andacht – Geschichte – Kunst*. [Zur Ausstellung „Zeitinseln – Ankerperlen. Geschichten um den Rosenkranz“, Museum Bruder Klaus Sachseln, 25. Mai bis 26. Oktober 2003, Wabern/Bern, S. 321-333.
- CHEBEL M., 1999, *Symbole des Islam* (Photographien von L. Hamani, übersetzt von H. Eisenstein), Augsburg.
- Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden, 1977, Mannheim/Wien/Zürich.
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch, 42001, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- ELGER R. (Hg.), 2002, *Kleines Islam-Lexikon. Geschichte – Alltag – Kultur* (unter Mitarbeit von R. Stolleis), Bonn.

- GRIMM / GRIMM, 1959, Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm (bearb. von Kochs T./Bahr J. u.a.), Leipzig.
- HEINZ A., 2003, Die Entstehung des Leben-Jesu-Rosenkranzes, in: Bühler F./Frei U.-B. (Hg.), Der Rosenkranz. Andacht – Geschichte – Kunst. [Zur] Ausstellung „Zeitinseln – Ankerperlen. Geschichten um den Rosenkranz“, Museum Bruder Klaus Sachseln, 25. Mai bis 26. Oktober 2003, Wabern/Bern, S. 23-47.
- HEINZ A., ³2006a, Rosenkranz: I. Begriff, in: Kasper W. u.a. (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche (begründet von M. Buchberger, durchgesehene Ausgabe der 3. Auflage 1993-2001), Freiburg/Basel/Wien.
- HEINZ A., ³2006b, Rosenkranz: III. Historisch, in: Kasper W. u.a. (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche (begründet von M. Buchberger, durchgesehene Ausgabe der 3. Auflage 1993-2001), Freiburg/Basel/Wien.
- IMFELD A., 2003, Die Gebetskette – endlose Spur über Berge hinweg und durch die Wüsten der Welt. Hypothesen zu ihrer Entstehung und Verbreitung, in: Bühler F./Frei U.-B. (Hg.), Der Rosenkranz. Andacht – Geschichte – Kunst. [Zur] Ausstellung „Zeitinseln – Ankerperlen. Geschichten um den Rosenkranz“, Museum Bruder Klaus Sachseln, 25. Mai bis 26. Oktober 2003, Wabern/Bern, S. 335-347.
- KARPLUK M., 2001, Słownik staropolskiej terminologii chrześcijańskiej, Kraków.
- KARSZNIOWICZ-MAZUR A., 1988, Zapożyczenia leksykalne ze źródła niemieckiego we współczesnej polszczyźnie, Wrocław.
- KELLER P. / NEUHARDT J. (Hg.), ²2010, Edelsteine, Himmelsschnüre. Rosenkränze & Gebetsketten. Katalog zur 33. Sonderschau des Dommuseums zu Salzburg, 9. Mai bis 26. Oktober 2008, Salzburg.
- KŁOCZOWSKI J., 2000, Dzieje chrześcijaństwa polskiego, Warszawa.
- KÖNIG W., ¹⁰1994, dtv-Atlas zur deutschen Sprache. Tafeln und Texte, München.
- KOPALIŃSKI W., 2000, Słownik wyrazów obcych i zwrotów obcojęzycznych z almanachem, Warszawa.
- KUCHARSKA-DREISS E., 2010, Von der *Gnädigen Frau* bis zum *sanften Tod*. *Gnade* im alltäglichen Sprachgebrauch, in: Goldenstein J. (Hg.), Geschenkt ist mehr als gratis. Vom „Mehrwert“ der Gnade Gottes, Rehburg-Loccum, S. 25-52.
- KUCHARSKA-DREISS E., 2011, *Gnade* – ein Lexem zwischen Sakralisierung und Säkularisierung, in: Nagórko A. (Hg.), Sprachliche Säkularisierung (Westslawisch – Deutsch), Hildesheim/Zürich/New York, S. 285-301.
- LADSTÄTTER M., ³2006, Rosenkranz: II. Religionsgeschichtlich, in: Kasper W. u.a. (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche (begründet von M. Buchberger, durchgesehene Ausgabe der 3. Auflage 1993-2001), Freiburg/Basel/Wien.
- MELZER F., 1951, Der christliche Wortschatz der deutschen Sprache. Eine evangelische Darstellung. Lahr/Baden.
- MELZER F., 1965, Das Wort in den Wörtern. Die deutsche Sprache im Dienste der Christus-Nachfolge. Ein theo-philologisches Wörterbuch, Tübingen.
- MELZER F., 1983, Vom Neuerwerden der Sprache und vom Dienst am kirchlichen Wortschatz, in: Kaempfert M. (Hg.), Probleme der religiösen Sprache, Darmstadt, S. 34-49.
- MIEHL M., ²2001, 99 Fragen zum Islam, Gütersloh.
- POLENZ P. VON, ¹⁰2009, Geschichte der deutschen Sprache, Berlin/New York.
- PUZA R. (Hg.), 2007, Lexikon kirchlicher Amtsbezeichnungen der Katholischen, Evangelischen und Orthodoxen Kirchen in Deutschland, Stuttgart.
- SMYKOWSKA E., 2004, Liturgia prawosławna. Mały słownik, Warszawa.

- STEINER P.B., ²2010, Älter als Religion? Gebetsschnüre weltweit, in: Keller P./Neuhardt J. (Hg.), Edelsteine, Himmelschnüre. Rosenkränze & Gebetsketten. Katalog zur 33. Sonderschau des Dommuseums zu Salzburg, 9. Mai bis 26. Oktober 2008, Salzburg, S. 98-99.
- SZYMCZAK M. (Hg.), 1989, Słownik języka polskiego, Warszawa.
- TAZBIR J., 1999, Reformacja – kontrreformacja – tolerancja, Wrocław.
- VENZLAFF H., 1985, Der islamische Rosenkranz, Stuttgart.

Internetseiten

- http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/call_wbgui_py_from_form?sigle=DWB&mode=Volltextsuche&lemid=GG21170 [= Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm online. Trier Center for Digital Humanities / Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier 2011] (15.10.2012).
- <http://wtkplay.pl/index.php?section=video&id=1101>: Kościół katolicki oddala wierzących od celu? Biskup kościoła ewangelicko-metodystycznego, ks. Jan Ostryk, opowiada m.in. o pośrednikach w wierze, błędzeniu i znaczeniu celibatu w życiu duchownego (14.12.2012).
- <http://www.ekumenizm.pl/content/article/201212011125421.htm>: Powiedz Jasiowi, żeby był człowiekiem – rozmowa z ks. superintendentem Janem Ostrykiem (14.12.2012).
- http://www.luteranie.pl/o_naszym_kosciele/kierownicze_gremia_kosciola/bp_dr_juliusz_bursche.html (20.12.2012).
- http://www.metodyzm.eu/index.php?option=com_content&view=article&id=165:prawo-wewntrzne-kem-w-rp&catid=59:dokumenty-prawne&Itemid=107: Prawo Wewnętrzne Kościoła Ewangelicko-Metodystycznego w Rzeczypospolitej Polskiej z dnia 25 maja 1991 roku uchwalone przez LXX Konferencję Doroczną z późniejszymi zmianami dokonanyymi przez LXXV Konferencję Doroczną w dniu 15 czerwca 1996 roku i LXXIX Konferencję Doroczną w dniu 17 czerwca 2000 roku oraz LXXXIX Konferencję Doroczną w dniu 18 czerwca 2010 roku (10.12.2012).
- http://www.reformowani.pl/index.php?option=com_content&task=view&id=26&Itemid=20&limit=1&limitstart=4: Prawo Wewnętrzne Kościoła Ewangelicko-Reformowanego w Rzeczypospolitej Polskiej (10.12.2012).

Das sprachliche Weltbild am Beispiel der deutschen und polnischen von Nahrungsbezeichnungen abgeleiteten Verben

Im folgenden Beitrag werden deutsche und polnische verbale Ableitungen von Nahrungsbezeichnungen untersucht. Das aus digitalen Wörterbüchern und dem Internet exzerpierte Korpus enthält Verben aus verschiedenen Stilschichten, wobei die Umgangssprache am stärksten vertreten ist. Seine Analyse konzentriert sich auf Erschließung und Vergleich des sprachlichen Bildes (SB) der Nahrungsmittel, das in den zu untersuchenden lexikalischen Einheiten widerspiegelt wird. Das sprachliche Weltbild (SWB) wird u.a. definiert als: „eine Begriffsstruktur, die im System einer Sprache gefestigt ist“ (Grzegorzycykowa 1990:43, zit. nach Szczek/Wysoczański 2004:87); „eine Ansammlung von Regelmäßigkeiten, die in den kategorialen grammatischen Beziehungen (die Flexion, die Wortbildung und die Syntax) und semantischen lexikalischen Strukturen enthalten sind, und welche für eine Sprache eigentümliche Wahrnehmungsweise der Welt und allgemeines Verstehen der Weltgestalt, auch aller in der Welt vorhandenen hierarchischen Beziehungen und bestimmter Werte, die in einer Sprachgemeinschaft anerkannt werden, darstellt“ (Tokarski 1993:358, zit. nach Szczek/Wysoczański 2004:87).

Da die Ernährung Voraussetzung und Grundlage der menschlichen Existenz ist, wurden von Bezeichnungen bestimmter Nahrungsmitteln Verben abgeleitet. Die Wortbildungsbasen¹ und die von ihnen abgeleiteten Verben kann man in folgende Gruppen einteilen (D = Deutsch, PL = Polnisch):

- I. Namen der Speisen – D: *Salat (salaten), Sülze (sulzen, sülzen, versulzen), Suppe (suppen)*; PL: *bigos (nabigosić)*.
- II. Namen der Getränke – D/PL: *Alkohol (alkoholisieren) / alkohol (alkoholizować)*;
D: *Kümmel² (ankümmeln, kümmeln, verkümmeln), Most (mosten), Schnaps*

¹ Unter den Wortbildungsbasen befinden sich Substantive mit metaphorischer Bedeutung (Bedeutungsvarianten des Substantivs, das sich in seiner Hauptbedeutung auf ein Nahrungsmittel bezieht), z.B. *Birne* ('Kopf'), *Nudel* ('Penis'), *burak* ('ungehobelter, ungenbildeter Mensch vom Lande') oder *kaszana* ('Reinfall, Missgeschick').

² Eigentlich *Kümmelschnaps*.

- (*schnapseln, schnäpseln, schnapsen*); PL: *herbatka (herbatkować), kawka (kawkować), piwko (piwkować)*.
- III. Namen der Wurstwaren – D/PL: *Wurst (verwursteln, verwursteln, wursteln, wursteln) / kiełbasa (kielbasić, pokielbasić)*; PL: *kaszana (pokaszanić, skaszanić)*.
- IV. Namen der Gemüsesorten – D: *Gurke (gurken, vergurken), Spargel (verspargeln), Zwiebel (verzwiebeln, zwiebeln)*; PL: *burak (buraczeć, zburaczeć), pietruszka (pietruszkować)*.
- V. Namen der Obstsorten – D: *Apfel/Appel (äpfeln, äppeln, nachäppeln, veräppeln), Birne (birnen), Obst (obsten), Pflaume (abpflaumen, anpflaumen, pflaumen)*.
- VI. Namen der Milchprodukte – D: *Butter (abbuttern, buttern, unterbuttern, verbuttern, zubuttern), Käse (ankäsen, käsen, verkäsen), Milch (milchen), Quark (quarken), Rahm (abrahmen, entrahmen, rahmen), Sahne (absahnen, entsahnen, sahen)*.
- VII. Namen der Getreideprodukte³ – D/PL: *Graupen (graupeln) / krupy (krupić, skrupić)*; D: *Brezel (aufbrezeln, brezeln), Grieß (grießeln), Knödel (knödeln), Mehl (mehlen), Nudel (abnudeln, nudeln, vernudeln), Semmel (semmeln)*; PL: *chleb (pochlebiać, przypochlebiać, schlebiać), piernik (pierniczeć, pierniczny, przepierniczyć, spierniczyć⁴)*.
- VIII. Namen der Fette – D/PL: *Fett (abfetten, auffetten, ausfetten, einfetten, entfetten, fetten) / tłuszcz (natłuścić, odłuścić, otłuścić, tłusćić, tłusćić), Öl (sich beölen, einölen, entölen, ölen, verölen) / olej (olejować), oliwa (oliwić, naoliwić)*; D: *Schmalz (abschmalzen, abschmälzen, schmalzen, schmälzen)*.
- IX. Namen der Gewürze – D/PL: *Hopfen (hopfen) / chmiel (chmielić, chmielować, podchmielić), Paprika (paprizieren) / papryka (paprykować), Pfeffer (pfeffern, verpfeffern) / pieprz (dopieprzyć, napieprzyć, pieprzyć, popieprzyć, przepieprzyć), Salz (besalzen, einsalzen, entsalzen, salzen, versalzen) / sól (nasolić, osolić, solić, posolić, przesolić), Zucker (einzuckern, überzuckern, verzuckern, zuckern) / cukier (cukrować, ocukrować, pocukrować, cukrzyć, pocukrzyć, ocukrzyć)*; D: *Kümmel (kümmeln, sich verkümmeln)*; PL: *chrzan (chrzanić, schrzanić), sól (słodzić, osłodzić, posłodzić, przesłodzić)*.

Berücksichtigt man die Wortbildungsstruktur der zu untersuchenden Verben, so handelt es sich bei deutschen Ableitungen um Konversionen (Konversionen ohne Affigierung, z.B. *salat-en, birne-n*; Präfixkonversionen, z.B. *ver-kümmel-n, ver-spargel-n*; Suffixkonversionen, z.B. *alkohol-isier-en, schnaps-el-n*) und Präfigierungen, z.B. *ab-pflaumen, ein-ölen*; bei den polnischen um Suffigierungen, z.B., *piwk-owa-ć, buracz-e-ć*; Präfix-Suffix-Kombinationen, z.B. *na-bigos-i-ć; s-kaszani-ć* und Präfigierungen, z.B. *na-solić, po-pieprzyć*⁵. Um

³ Diese Gruppe von Verben wurde analysiert in Ludwin (2013).

⁴ Die Verben *pieprzyć, chrzanić, pierniczyć* ('Unsinn erzählen') und ihre Präfigierungen, wie u.a. *dopieprzyć, dopierniczyć, dosolić komuś* ('jemandem eins auswaschen') werden als Euphemismen aus der sog. Gewürzreihe (pl. 'ciąg przyprawowy') bezeichnet. Mehr dazu bei Pielą 2006:42-43, Jawór 2010:1-6.

⁵ Einteilung der deutschen Derivate nach Fleischer/Barz 1995:305-313, der polnischen nach

den Rahmen des Beitrags nicht zu sprengen, werden hier nur die zwei ersten Gruppen behandelt, d.h. verbale Ableitungen von Namen der Speisen und Getränke.

1. Die Zusammenstellung des exzerpierten Materials

Die Verben wurden nach Wortbildungsbasen geordnet (unter den Wortbildungsbasen befinden sich Hyperonyme, wie z.B. *Salat*, *Suppe* und Diminutiva, wie poln. *herbatka*, *kawka*, *piwko*) und mit Bedeutungserläuterungen, Anwendungsbeispielen, Quellenangaben⁶ sowie stilistischen Vermerken versehen. Bei Beispielen aus dem Netz (berücksichtigt wurden Verben, die in den Suchergebnissen bei Google mindestens dreimal aufgetaucht sind) wurden entsprechende Links angegeben.

1.1. Verben mit Namen von Speisen als Basis

a) Nur im Deutschen:

Salat – *salaten** = ‘Salat essen’ (*, umgs.), z.B. *Ich habe heute wieder gesalaten. Zwei tiefe Teller voll!*;

Sulze (südd., österr., schweiz.) / **Sülze** – *sulzen* (südd., österr., schweiz.) / *sülzen* = 1. ‘zu Sülze verarbeiten’ (DGW), z.B. *Fische sulzen*⁸; *gesülzter Schweinskopf* (DGW); 2. ‘zu Sülze erstarren’ (DGW), z.B. etwas (kaltgestellt⁹) *sulzen* / *sülzen* lassen (DGW); *sülzen*¹⁰ = 1. ‘viel und töricht, inhaltslos reden’ (DGW, salopp), z.B. *Hier wird ein Unfug gesülzt*¹¹; 2. ‘schöntun, kosen, flirten; Komplimente machen; schleimen’ (Kü, umgs.), z.B. *Da wird gesülzt, dass die Schleimspur zum Hochwasser gerät*¹²; *Ich möchte meinem Freund einen Liebesbrief schreiben, der aber nicht so „gesülzt“ klingen soll*¹³; *versulzen* = ‘(vom Kraftstoff) sulzig werden’ (DGW, Jargon), z.B. *Der versulzte Kraftstoff verstopft Filter und Leitungen total* (DGW);

Suppe – *suppen* = ‘Suppe essen’ (Kü, umgs.), z.B. *Heute wieder lecker gesuppt*¹⁴.

Grzegorzcykova 1969 und GWJP 1984:496-506.

⁶ Die nicht in den Wörterbüchern aufgeführten Verben wurden mit einem Sternchen (*) versehen.

⁷ Vgl. <http://www.abnehmen.com/dein-tagebuch/57343-moegen-oder-nicht-moegen-das-war-hier-106.html> (05.09.12).

⁸ Vgl. <http://www.kochrezepte.org/rezepte/fische-sulzen.php> (12.09.12).

⁹ Vgl. <http://heidis-rezeptsammlung.npage.de/schlachtrez-a-z/tellersuelze.html> (12.09.12).

¹⁰ Sülze gilt als etwas inhaltloses (Kü:816). Außerdem ist sie schleimig (DGW: *schleimig* ‘falsch, freundlich, schmeichelnd und heuchlerisch’).

¹¹ Vgl. http://www.freag.net/de/t/4bqf/re_sicherung_fr (05.09.12).

¹² Vgl. www.oekolinx-arl.de/dl/dl.pdfa?download (05.09.12).

¹³ Vgl. http://www.erdbeerlounge.de/gruppentherapie/Liebesbrief_t906178-s1 (05.09.12).

¹⁴ Vgl. <http://catsanddogs.designblog.de/kommentare/heute-wieder-lecker-gesuppt-303/> (12.09.12).

b) Nur im Polnischen:

bigos¹⁵ – *nabigosić** = ‘Verwirrung anrichten’¹⁶ (*, umgs.), z.B. *Chyba mniej by nabigosiła, gdyby nie zgodziła się na zamążpójście*¹⁷.

1.2. Verben mit Namen von Getränken als Basis

a) Im Deutschen und Polnischen:

Alkohol / alkohol – *alkoholisieren / alkoholizować* = 1. ‘mit Alkohol versetzen’ (DGW, USJP), z.B. *alkoholisierte Früchte aus dem Rumtopf* (DGW) / *czokoladki alkoholizowane* (USJP); 2. ‘betrunken machen; jemandem reichlich alkoholische Getränke vorsetzen’ (DGW, USJP), z.B. *Jugendliche alkoholisieren*¹⁸ / *alkoholizować młodzież* (USJP); *alkoholisieren, sich / alkoholizować się* = ‘sich betrinken; viel Alkohol zu sich nehmen’ (DGW, USJP), z.B. *Spaß haben, ohne sich alkoholisieren zu müssen*¹⁹ / *alkoholizować się w gronie kumpli*²⁰; *alkoholisiert* (nur im Deutschen) = ‘unter Alkoholeinfluss stehend, betrunken’ (DGW), z.B. *Der vermutlich alkoholisierte Mann* (DGW).

b) Nur im Deutschen:

Kümmel(schnaps) – *ankümmeln: sich einen ankümmeln* = ‘sich einen Rausch antrinken, sich betrinken’ (DGW, umgs.), z.B. *Vielleicht sollte ich mir vorher einen ankümmeln*²¹?; *kümmeln; sich einen kümmeln* = ‘Alkohol, bes. Schnaps, trinken’ (DGW, umgs.), z.B. *Sie holte mit einem mal eine Flasche Ramazotti raus. Davon kümmelten wir jeder zwei*²²; *Ich hatte mir gestern ordentlich einen gekümmelt*²³; *verkümmeln: einen verkümmeln* = ‘ein Glas Alkohol zu sich nehmen’ (Kü, umgs.), z.B. *Dann können wir noch mal ‘ne Runde schnacken und einen verkümmeln*²⁴; *verkümmeln* (umgs.) = 1. ‘etwas verzehren’²⁵ (Kü), z.B. *ein kleines Betthupferl verkümmeln*²⁶; 2. ‘(einen Gegenstand) zu Geld machen;

¹⁵ Als polnisches Nationalgericht geltender Eintopf aus Schweinefleisch, Speck, Zwiebeln, Sauerkraut, Pilzen u.a. (DGW).

¹⁶ Eigentlich vom Phraseologismus *narobić bigosu* (Piela 2006:46).

¹⁷ Vgl. http://hardboiled.blox.pl/tagi_b/12745/alaaa.html (12.09.12).

¹⁸ Vgl. <http://ju-steinburg.generation-ju.de/content/news/93751> (18.09.12).

¹⁹ Vgl. <http://www.gutefrage.net/frage/frage-wegen-alkohol-auf-16-geburtstag> (18.09.12).

²⁰ Vgl. <http://kinoplex.gazeta.pl/specjalne/0,125186.html> (18.09.12).

²¹ Vgl. <http://www.harzfuchsforum.com/t4512-rabenau-frau-mit-hund-verschwunden> (07.09.12).

²² Vgl. <http://frauen.bine-forum.de/index.php?id=9114> (27.10.12).

²³ Vgl. <http://www.cherobinos-home.net/showthread.php?p=176727> (18.09.12).

²⁴ Vgl. <http://lt-freunde.eu/forum/viewtopic.php?f=13&t=9018&p=39416> (07.09.12).

²⁵ Eigentlich ‘etwas wie Kümmelschnaps trinken’ (Kü:880).

²⁶ Vgl. <http://www.gutefrage.net/frage/warum-gibt-es-keine-zahn-pasta-mit-schokolade-geschmack> (07.09.12).

etwas verschachern, durchbringen²⁷ (DGW, Kü), z.B. *Seine Uhr verkümmeln* (DGW), *Ordnungsamt verkümmelt abgegebene Waffen*²⁸;

Most – *mosten* = 1. 'Most machen' (DGW), z.B. *Morgen wollen wir anfangen zu mosten* (DGW); 2. 'zu Most verarbeiten' (DGW), z.B. *Äpfel von Streuobstwiesen mosten*²⁹;

Schnaps – *schnapsen* (umgs.) = 1. 'Schnaps trinken' (Kü), z.B. *Nüchtern war gestern! Heute schon geschnapst*³⁰?; 2. 'Sechsendsechzig spielen'³¹ (Kü, österr.), z.B. *Geschnapst haben am Wochenende Mitglieder des Österreichischen Zivilinvalidenverbands*³²; *schnapseln* (*schnäpseln*) = 'gern, genießerisch Schnaps trinken' (Kü, umgs.), z.B. *Habe gerade mit sechs männlichen Dorfbewohnern geschnapselt*³³; *An der Bar wird zu später Stunde geschnäpselt und gesungen*³⁴.

c) Nur im Polnischen:

piwko – *piwkować** = 'Bierchen trinken' (*, umgs.), z.B. *Mąż codziennie piwkuje*³⁵;

kawka – *kawkować** = 'Käffchen trinken' (*, umgs.), z.B. *Pędzę kawkować na taras*³⁶;

herbatka – *herbatkować** = 'Teechen trinken' (*, umgs.), z.B. *Panie w szatni non stop herbatkowały*³⁷.

2. Die Analyse des sprachlichen Weltbildes

Bei der Ermittlung des sprachlichen Bildes eines Nahrungsmittels, von dessen Bezeichnung ein entsprechendes Verb abgeleitet wurde, wird von der Bedeutung des Verbs und seiner Etymologie ausgegangen, z.B. *suppen* = 'Suppe essen' → *Suppe wird gegessen* (das SB von *Suppe* im Deutschen). Das SWB kann in den beiden Sprachen gleich sein, sich

²⁷ Eigentlich 'etwas für Schnaps verkaufen' (DGW). Aus gleichbedeutendem *verkümmern* (Rotwelsch) unter Einfluß von *Kümmellikör* (Kü:880).

²⁸ Vgl. <http://www.wildundhund.de/forum/viewtopic.php?t=57104> (07.09.12).

²⁹ Vgl. <http://www.donaukurier.de/lokales/beilngries/4APFEL18-Suesse-und-saure-Aepfel-von-Streuobstwiesen-werden-in-Region-gemostet-und-vermarktet;art601,41783> (12.09.12).

³⁰ Vgl. <https://www.facebook.com/pages/N%C3%BCchtern-war-gestern-Heute-schon-geschnapst/141150279312466> (05.09.12).

³¹ Karten spielen ist so einfach wie Schnaps trinken (Kü:730).

³² Vgl. http://www.kleinezeitung.at/steiermark/murtal/weisskirchen_in_steiermark/2513670/gut-geschnapst.story (05.09.12).

³³ Vgl. <http://www.grillsportverein.de/forum/grill-talk/macht-ihr-alle-grad-94689-493.html> (12.09.12).

³⁴ Vgl. <http://www.pointoo.de/o/DE/Baden-W%C3%BCrttemberg/Stuttgart/S%C3%BCd/Bar-Kneipe.html> (12.09.12).

³⁵ Vgl. <http://forum.trojmiasto.pl/Maz-codziennie-piwkuje-t240418,1,16.html> (12.09.12).

³⁶ Vgl. <http://majuhandmade.blogspot.com/2012/08/salon-pod-chmurka.html> (12.09.12).

³⁷ Vgl. <http://ols.blip.pl/archive/10/2009?page=6> (12.09.12).

in bestimmten Bereichen überschneiden oder ganz unterschiedlich (eigentümlich für die jeweilige Sprache) sein³⁸.

2.1. Verben mit Namen von Speisen als Basis

Salat – das SB von Salat ist eigentümlich für die deutsche Sprache: Salat wird gegessen.

Sülze – das SB von Sülze ist eigentümlich für die deutsche Sprache: etwas wird zur Sülze verarbeitet; etwas erstarrt, wird zur Sülze (wie Sülze); Sülze wird als inhaltslos angesehen, sie ist schleimig und klebrig, deshalb werden mit ihr Schmeicheleien assoziiert.

Suppe – das SB von Suppe ist eigentümlich für die deutsche Sprache: Suppe wird gegessen.

Bigos – das SB von Bigos ist eigentümlich für die polnische Sprache: Bigos besteht aus verschiedenen Zutaten, die miteinander vermischt sind, Bigos wird mit Chaos assoziiert.

2.2. Verben mit Namen von Getränken als Basis

Alkohol – das SB des Alkohols ist gleich in beiden Sprachen: etwas kann mit Alkohol versetzt werden; jemandem können reichlich alkoholische Getränke vorgesetzt werden; man kann viel Alkohol zu sich nehmen.

Kümmel(schnaps) – das SB des Kümmelschnapses ist eigentümlich für die deutsche Sprache: Kümmelschnaps wird getrunken (verallgemeinert auf andere hochprozentige alkoholische Getränke); man verzehrt, nimmt etwas zu sich wie Kümmelschnaps; man kann etwas verschachern, durchbringen, als ob man das für Schnaps verkaufen würde.

Most – das SB des Mostes ist eigentümlich für die deutsche Sprache: Most wird hergestellt; etwas wird zu Most verarbeitet.

Schnaps – das SB des Schnapses ist eigentümlich für die deutsche Sprache: Schnaps wird getrunken; Karten spielen (Sechsendsechzig) ist so leicht wie Schnaps trinken.

Bier, Kaffee, Tee – das SB von Bier, Kaffee und Tee ist eigentümlich für die polnische Sprache: man trinkt (manchmal nach und nach) Bier, Tee und Kaffee.

3. Schlussfolgerungen

Die untersuchten Verben enthalten das sprachliche Bild der Nahrungsmittel, von deren Bezeichnungen sie abgeleitet worden sind. Der Mensch kommt an die Nahrungsmittel auf eine bestimmte Art und Weise, z.B. werden sie hergestellt oder gesammelt. Um ein be-

³⁸ Zur Ermittlungsmethode des sprachlichen Weltbildes und seinem Vergleich im Polnischen und Deutschen vgl. Szczęk/Wysoczański 2004:93-141.

stimmtes Produkt zu gewinnen, werden andere Produkte verarbeitet. Die Nahrungsmittel werden verzehrt. In einigen Fällen spielen die Verben nicht nur bestimmte Tätigkeiten wider, deren Objekt ein bestimmtes Nahrungsmittel ist, sondern auch Konnotationen, die mit den Eigenschaften dieses Objekts verbunden sind: so ist *Sülze* klebrig und glitschig und wird mit Komplimenten und Schmeicheleien assoziiert; *Bigos* ist eine Mischung aus verschiedenen Zutaten, was mit Chaos, Verwirrung in Verbindung gesetzt wird. Die Bedeutung von *schnapsen* ('Sechsendsechzig spielen') basiert auf einem Vergleich: ein Kartenspiel wurde mit Schnaps trinken verglichen, und da es ebenso leicht ist, wurde es auch als *Schnapsen* bezeichnet. Die Modifizierung von rotwelschem *verkümmern* 'verkaufen' unter dem Einfluss von *Kümmel* zu *verkümmeln*, lässt vermuten, dass alkoholische Getränke einen großen Stellenwert in dieser Sozialgruppe hatten, so dass man bereit war, alles für Schnaps zu verschachern. Heute hat *verkümmeln* eher eine abwertende Bedeutung.

Literatur

- FLEISCHER W. / BARZ I., 1995, Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen.
- GRZEGORCZYKOWA R., 1969, Czasowniki odimienne we współczesnym języku polskim, Wrocław.
- GRZEGORCZYKOWA R., 1990, Pojęcie językowego obrazu świata, in: Bartmiński J. (Hg.), Językowy obraz świata, Lublin, S. 41-49.
- GRZEGORCZYKOWA R. / LASKOWSKI R. / WRÓBEL H., 1984, Gramatyka współczesnego języka polskiego. Morfologia, Warszawa [GWJP].
- JAWÓR A., 2010, O pewnym typie „językowego jokera”, in: Kwartalnik Językoznawczy 1/1, S. 1-11.
- LUDWIN S., 2013, „Chleba naszego powszedniego daj nam dzisiaj...”. Językowy obraz świata na podstawie polskich i niemieckich czasowników derywowanych od określeń produktów zbożowych, dań mącznych i pieczywa, in: Jarosz J./Schröder S.M./Stopyra J. (Hg.), *Studia Scandinavica et Germanica. Vom Sprachlaut zur Sprachgeschichte. 28 linguistische Annäherungen an diachrone und synchrone Sprachbetrachtung*, Wrocław, S. 171-185.
- PIELA A., 2006, Czasowniki z nazwą potrawy w podstawie słotwórczej, in: *Poradnik Językowy* 6, Warszawa, S. 40-49.
- SZCZĘK J. / WYSOCHAŃSKI W., 2004, Das sprachliche Weltbild am Beispiel der deutschen und polnischen Wie-Vergleiche mit Tierbezeichnungen im Komponentenbestand, in: *Studia Linguistica* 23, Wrocław, S. 87-143.
- TOKARSKI R., 1993, Słownictwo jako interpretacja świata, in: Bartmiński J. (Hg.), *Encyklopedia kultury polskiej XX wieku. Bd. 2: Współczesny język polski*, Wrocław, S. 335-363.

Quellen

- Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache, 1993–2001, PC-Bibliothek 3.0 [DGW].
- Duden-Herkunftswörterbuch, 1989, Mannheim/Wien/Zürich [DH].
- KÜPPER H., 1994, Wörterbuch der deutschen Umgangssprache, Konstancin-Jeziorna [Kü].
- Uniwersalny słownik języka polskiego. Wersja 2.0, 2006, Warszawa [USJP].

Zwischen Wort und Konzept – Überlegungen zu ausgewählten polnischen und deutschen Übersetzungen des Neuen Testaments

Im Anfang war das Wort. Mit diesen Worten beginnt die sprachliche Ausführung der Botschaft des Johannesevangeliums. Zum ersten Mal in der deutschen Sprache ausgedrückt erscheinen sie in der deutschen Übersetzung des griechischen Urtextes von Martin Luther (Joh 1,1). Der tiefgründige Prolog des Johannesevangeliums bezieht sich auf den ersten Schöpfungsbericht der Tora, der ebenfalls mit den Worten „Im Anfang war [...]“ eingeleitet wird. Dieser Lesart folgend kann man annehmen, dass der Prolog des Johannesevangeliums an die Beschreibung von der Erschaffung des Menschen als Gottesebenbildes in der Genesis anknüpft, mit der Absicht, die Menschwerdung des Wortes, durch das Gott alles gemacht hat, zu verkünden. Ohne einen theologischen Diskurs zu wagen, sei auf die möglichen Bedeutungen des Lexems *Wort* hingewiesen, so wie sie in polnischen und deutschen Bibelfassungen ausgelegt sind. Zur Analyse werden folgende Übersetzungen herangezogen:

- Evangelien und Apostelgeschichten: Übersetzung von Eugeniusz Dąbrowski aus der Vulgata; zweite Auflage aus dem Jahre 1948. Diese Übersetzung war bis zum Erscheinen der Jahrtausendbibel im Lektionar enthalten (erste Auflage 1947) [EDA].
- Biblia Tysiąclecia [Jahrtausendbibel]: eine von der Benediktinerabtei Tyniec initiierte Übersetzung aus den Originalsprachen; fünfte Auflage aus dem Jahre 2008 (erste Auflage 1965) [BT].
- Lutherbibel: Übersetzung aus den Originalsprachen in der revidierten Fassung von 1984; Auflage aus dem Jahre 1999; seit 1984 im gottesdienstlichen Gebrauch (erste Auflage des Neuen Testaments 1522, 1534 eine vollständige Bibel) [LB].
- Das Neue Testament und frühchristliche Schriften: funktionale Übersetzung des Neuen Testaments aus der Originalsprache von Klaus Berger und Christiane Nord.(erste Auflage aus dem Jahre 1999) [NT/BN].

Den Kommentaren zum Johannesevangelium in der erstgenannten Übersetzung von Dąbrowski (EDA 1947:260) ist zu entnehmen, dass *Słowo* als die biblische Realisierung des griechischen Lexems *Logos* zu betrachten ist, das angesichts der Entstehungszeit

des Ursprungstextes mit der Lehre vom Logos der griechischen Philosophie in Zusammenhang gebracht werden könnte. Der Übersetzer weist im Anmerkungsteil auf die in der griechischen Philosophie gängige Bedeutung des Terminus *Logos* hin. Mithin handelte es sich um einen Begriff, den der Geist über ein Objekt herstellt. Dąbrowskis Exegese akzeptierend ließe sich das Wesen Gottes im Sohn Gottes begreifen. Insofern bleibt nach Dąbrowski der Heilige Johannes beim Gebrauch des Lexems *Logos* der angeführten Interpretation treu – der Auslegung also, die ihre Bestätigung auch in Teilen des Alten Testaments findet, die sich auf die Weisheit Gottes beziehen – so die Deutung von Dąbrowski.

Die Übersetzer der Jahrtausendbibel weisen im Vorwort zum Johannesevangelium auf Ansichten hin, die diese Vermutung zum Teil bestätigen. Sie wenden sich jedoch in höherem Maße viel mehr von der heidnischen Philosophie ab und suchen die Auslegung von Logos in der Weisheitsliteratur des Alten Testaments, in der die Lehre vom Logos deutliche Züge annimmt (BT 2008:1391f.). Und so erscheint die Weisheit in den Sprüchen Salomos, im ersten Teil im Kapitel 8 (Kapitel „Lob der Weisheit“), als eine Mitarbeiterin Gottes bei der Schaffung der Welt. Zugleich wird aber ihre Präexistenz angedeutet. Im „Buch der Weisheit“ sowie im „Buch Hiob“ wird die Weisheit als der wertvollste Schatz verherrlicht. Diese Sicht lässt die dem ersten Vers des Johannesevangeliums in der polnischsprachigen Jahrtausendbibel beigefügte Anmerkung Gottes Wort (*Logos*) als zweite Person der Heiligen Dreifaltigkeit – Christus – verstehen (BT 2008:1393). Eine Ausprägung dieser Deutung erhalten wir mit den in der christlichen Liturgie präsenten Worten: *A Słowo stało się ciałem i zamieszkało wśród nas. I oglądaliśmy Jego chwałę, chwałę jaką Jednorodzony otrzymuje od Ojca, pełen łaski i prawdy* (BT, Joh1,14). Das ist die Kulmination der Hymne, die das Geheimnis der Menschwerdung Gottes (Wortes) in Jesus Christus offenbart.

Der oben dargestellten Auslegung des Lexems *Wort* begegnen wir auch in der 1984 revidierten Luther-Übersetzung der Bibel. Im Anhang finden wir in den Erklärungen zum Lexem *Wort* ebenfalls den Verweis auf die im Griechisch sprechenden Judentum präsenten Vorstellungen über die Weisheit Gottes als erstes Geschöpf und als Mittlerin bei der Schöpfung: „Durch >das Wort< wurde die Welt geschaffen, und durch >das Wort< spricht Gott zu seiner Welt. Ist Jesus >das Wort<, so wird damit bezeugt, dass in ihm wirklich Gott selbst den Menschen begegnet“ (LB 1999:42f.). Die auf Polnisch zitierte Kernpassage des Johannesevangeliums nimmt in der Luther-Übersetzung folgende Form an: *Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit* (LB, Joh1,14).

Ähnlich wie die angeführte polnische Fassung hat auch die von Luther übersetzte Passage einen festen Platz in den Lesungen der zu Weihnachten abgehaltenen evangelischen Gottesdienste. Interessant wäre nun zu prüfen, wie die diskutierten Textstellen aus dem Johannesevangelium in der Übersetzung des Neuen Testaments von dem Theologen

und Neutestamentler Klaus Berger und der Übersetzungswissenschaftlerin Christiane Nord ins Deutsche überführt wurden. Ihre Übersetzung soll das bekannte, von Christiane Nord vertretene Konzept des funktionalen Übersetzens realisieren, also anstatt Wort für Wort den verständlichen Sinn wiedergeben.

In der Einführung zum Johannesevangelium bieten die Autoren der Übersetzung eine theologische Auslegung des Lexems *Wort*, die das Verstehen durch den Leser unterstützen soll. Im Unterschied zu den zuvor präsentierten Klärungsvorschlägen finden wir bei Berger und Nord keine Hinweise auf Bezüge zum griechischen *Logos*. Genauso wenig werden die Bezüge zum alttestamentarischen Lexem *Weisheit* fokussiert. Das im *Wort* enthaltene göttliche Element sieht das Übersetzerpaar in der *Liebe* und dem *Einssein*, die den Menschen von Gott in Jesus Christus selbst geboten werden (NT/BN 1999:313). Der Prolog des Johannesevangeliums beginnt mit den Worten *Zuerst war das Wort da*. Der Verzicht auf die Formulierung *im Anfang* hatte sicherlich eine neue Übersetzung(sform) zum Ziel, die, um es mit den Worten der Übersetzer zu formulieren, neu zuzuhören und nachzudenken erlaubt (Berger/Nord 1999:32). Mit dieser Haltung stellen sich Berger und Nord gegen die These, die besagt, dass eine starke Abweichung vom Wortlaut die Menschen ihrer geistlichen Heimat beraube. So ersetzen sie die archaisch klingelnde Sprachform durch eine in höherem Maße kommunikative. Wird aber mit dieser Übersetzungslösung der Mensch nicht vielleicht tatsächlich, wenn auch nicht seiner geistlichen Heimat beraubt, so doch in seiner Erwartungshaltung als Bibelleser, dem der Bibeltext aus älteren Fassungen vertraut ist, enttäuscht? Wirkt sich diese Innovation nicht negativ auf die intertextuellen Bezüge zwischen dem Text des Johannesevangeliums und der Genesis aus? Würden die Organisatoren der hiesigen Tagung kein Bedenken haben, das biblische Motto dieser Veranstaltung gegen eine neue, modernisierte Version zu tauschen? Die Skepsis, welche sich gegen den Ersatz der vertrauten Form richtet, ergibt sich aus der Gebundenheit an die geläufigen, in Kultur, Tradition und Religion verankerten Sprüche. Jedwede Abänderung oder Variation ruft Protest und Unruhe in unserer geistlichen Heimat, d.h. in unserer mentalen erfahrungsgeprägten Wirklichkeit, hervor.

Neu formuliert haben Berger und Nord auch die Kernpassage des Prologs: *Das Wort erschien in einem Menschen und wohnte bei uns* (NT/BN, Joh 1, 14). Die Übersetzer haben auf die wörtliche Übersetzung des griechischen Wortes *Fleisch* verzichtet, das das Irdische, Menschliche und Leibliche bezeichnete (LB:14). Daher begegnen wir in der Übersetzung von Berger/Nord nicht der wohl lieb gewordenen, aus dem christlichen Gottesdienst vertrauten lutherschen Phrase. In der Übertragung von Berger/Nord wird der seit jeher bekannte Grundsatz verabschiedet zu Gunsten eines inhaltlich entschiedenen Übersetzens und einer auf heutige Adressaten zugeschnittenen Übersetzung. Damit setzen sich die Übersetzer zum Ziel, den Text des Neuen Testaments einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, dem die älteren Fassungen des Bibeltextes nicht unbedingt bekannt sein müssen. Dieses Ziel deckt sich allerdings mit dem der

lutherschen Bibelübersetzung zu Grunde liegenden Postulat (vgl. dazu „Sendbrief vom Dolmetschen“ von Luther 1530).

Wie schon angekündigt, ordnen Berger/Nord ihre Übersetzungsverfahren der Funktionalität unter, ganz im Sinne des übersetzungswissenschaftlichen Ansatzes von Nord. Dieses Paradigma wurde zum programmatischen Konzept der Übersetzung. Auf Grund der angeführten Beispiele ließe sich die Vermutung anstellen, dass die Übersetzer dem Sprachklang keine bzw. nur eine sehr beschränkte Funktion zuerkennen. Es scheint fraglich zu sein, ob die Änderung des einleitenden Satzes des Johannesevangeliums wirklich leserfreundlicher wirkt als der Luthertext oder die angeführten polnischen Fassungen der behandelten Passage. Zweifelhaft scheint dabei auch der Vorteil des Verzichts auf metaphorische Ausdrücke. Die Eliminierung des Lexems *Fleisch* hat eine beschränkte Interpretation zur Folge, welche die durch das Lexem *Fleisch* mitaktivierte Opposition *Geist* aus der Deutungsperspektive verschwinden lässt. Berger/Nord gehen beim Übersetzen noch einen Schritt weiter. Sie zielen auf die Modernisierung der idiomatischen Wendungen ab und versuchen an zahlreichen Stellen, dem Leser Sprach- und Kultursymbole zu erklären. Ein markantes Beispiel hierfür ist eine Stelle aus dem Evangelium des Matthäus. In der Lutherbibel lesen wir: *Ihr sollt das Heilige nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, damit die sie nicht zertreten mit ihren Füßen und sich umwenden und euch zerreißen* (LB, Mt 7,6). Die modernisierte Fassung dieser Stelle in der Übertragung von Berger/Nord lautet wie folgt: *Gebt das gesegnete Brot nicht den Hunden zu fressen und werft die Perlen nicht den Schweinen vor. Denn sonst zertreten sie sie mit ihren Füßen und wenden sich voll Wut über das falsche Futter gegen euch und greifen euch an [Vielmehr gehört immer nur Entsprechendes zusammen.]* (NT/BN, Mt 7,6). Mit dieser Übersetzung von Berger/Nord erhalten wir die Vollendung der Auslegung im Sinne von Gadamer, ganz im Einklang mit den Postulaten, die das Übersetzerpaar in seiner programmatischen Einleitung formuliert. Anstelle des Konzepts der Äquivalenz wird die abgestufte und variable Funktionalität angestrebt (Berger/Nord 1999:27). Trotz aller Zweifel, die die Übersetzung von Berger/Nord weckt, soll zugestanden werden, dass die Entscheidungen des Übersetzerpaares im Lichte seines Übersetzungskonzeptes gut nachvollziehbar sind. Das, was zwangsläufig Protest hervorruft, findet im Übersetzungsziel seine Begründung.

Kehren wir jedoch zu den einleitenden Worten des Johannesevangeliums zurück und wenden uns ihrer Übersetzung durch Goethes Faust I (S. 1232-1235) zu:

Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!“
 Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort
 Ich kann das **Wort** so hoch unmöglich schätzen,
 Ich muss es anders übersetzen,
 Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
 Geschrieben steht: Im Anfang war der **Sinn**.
 Bedenke wohl die erste Zeile,

Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der **Sinn**, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war die **Kraft!**
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich *was*, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh ich Rat
Und schreibe getrost: Im Anfang war die **Tat!**

Der angeführte Abschnitt präsentiert noch weitere, bemerkenswerte Deutungsmöglichkeiten des Lexems *Logos*, die Faust, nach Offenbarung suchend, verbalisiert. In der endgültigen Lösung äußert sich die in den vorangehenden Textabschnitten angekündigte Weltansicht von Faust, der genug hat von den Worten und der ewigen Theorie. Die zufriedenstellende Erkenntnis verdankt Faust seinem Geist, der sich der bloßen Wiedergabe der Wörter widersetzt und eine tiefgründige Auslegung sichert.

Den dargestellten Übersetzungsverfahren liegen differente Zwecke, Bestrebungen und Prädispositionen der Übersetzer zu Grunde. Eine adäquate Übersetzung setzt einerseits eine tiefgehende Analyse des Ausgangstextes voraus und andererseits die Auswahl geeigneter zielsprachlicher Mittel, die dem Zieltextadressaten das vom Übersetzer intendierte Verstehen garantieren. Eine gravierende Rolle sowohl in der Phase des Verstehens als auch in der Phase des Übersetzens spielen solche Prämissen, wie die intertextuellen Bezüge zum Alten Testament, griechische Philosophie, der Zweck und die Rezipienten des Ausgangs- und des Zieltextes, der Ausgangstextproduzent und seine persönliche Beweggründe, den Zieltext zu verfassen, sowie die Funktion des Zieltextes, die dieser in der Zielsprache und -kultur erfüllen soll. Die übersetzungsorientierten Entscheidungen sind somit bewusste Prozesse, die sich vor dem Hintergrund des Wissens des Translators, seiner Erfahrungen, Einstellungen und Emotionen abspielen. Wie uns Goethe an Faust beobachten lässt, spielt der Geist in diesen Prozessen die entscheidende Rolle. Er determiniert die Begriffsbildung. Nichts anderes als das geistliche Element erhebt die Sprache zum Instrument der Erkenntnis und der Verständigung. In der Terminologie der kognitionswissenschaftlichen Forschung würde man anstelle von **Geist** vom **mentalen System**, vom **Gehirn** oder **mentalen Bewusstsein** sprechen, das von der **menschlichen Erfahrung** jeglicher Art geprägt wird. Den kognitionswissenschaftlichen Faden fortführend, könnte man, wie es nicht-modulare Ansätze der kognitiven Linguistik postulieren, geltend machen, dass die Bedeutung als Resultat kognitiver Prozesse konstruiert wird, welche „immer schon auf bereits vorhandenem (und mithin schematisiertem) Wissen basier[en]“ (Ziem 2008:40). Ein wahrgenommenes sprachliches Zeichen, ein Wort, aktiviert somit im mentalen System des Rezipienten schematisierte Wissensstrukturen, die es erlauben, eine Bedeutung zu erzeugen. Die Aktivierung der in den Wissensstrukturen enthaltenen Konzepte ruft Assoziationen hervor, welche zusammen mit der System-, Referenz- und Pragmatik-Komponente eine Bedeutung bilden. Den Gegenstand der Übertragung beim Übersetzen bilden somit

nicht lexikalische Einheiten, sondern Konzepte mit den evozierten Assoziationen. Der Assoziationsprozess kann mit Bußmann (1990:105) als „Vorgang der Bewusstseinsverknüpfungen von zwei oder mehreren Vorstellungsperspektiven“ bezeichnet werden, der durch solche Assoziationsgesetze in Gang gesetzt wird wie „zeitliche und räumliche Berührung sowie Ähnlichkeit und Kontrast zwischen den erlebten Inhalten“. Aus der psychologisch orientierten Forschung sind theoretische Konzepte bekannt, welche die Assoziationen von den Konnotationen abgrenzen. Konnotation kann folglich als eine Art sprachlich initiierte Assoziation aufgefasst werden, die vom Sprachbenutzer, d.h., wie Pawłowski (2010:213) postuliert, von seiner Sprach-, Kommunikations- und Kulturkompetenz, der Sprechsituation sowie vom textinternen und textexternen Kontext determiniert ist. Als konstitutive Bedeutungskomponente repräsentiert sie die sprachliche Mitbedeutung in der Psyche des Sprachbenutzers (Brunzel 2002:117). Kompatibel erscheinen die präsentierten Auffassungen mit Wojtasiewicz' (2005:28) Postulat, als Bewertungskriterium einer Übersetzung die Übereinstimmung zwischen den von AT und ZT losgelösten Assoziationen anzunehmen. Im Entscheidungsraum des Übersetzers liegen somit tiefgehende, die sprachliche Ebene überschreitende, mentale Prozesse, welche sich nicht die Wort-, sondern die Konzeptvermittlung zum Ziel setzen.

Der Translator übernimmt die Rolle des Konzeptualisierers. Nachdem er das Ausgangssprachliche Wort in seinem mentalen System verarbeitet hat, stellt er in der nächsten Phase, noch auf der präverbalen konzeptuellen Ebene, alle „Informationen“ zusammen, die für die Verbalisierung in der Produktionsphase relevant sind, um anschließend dem ZT-Rezipienten den intendierten Sachverhalt mittels eines ZS-Wortes vermitteln zu können. In dieser Phase kommen Assoziations- und Konnotationsprozesse verstärkt zum Tragen. Die mentale Verarbeitung der Wörter und Konzepte in Relation zueinander kann eine aphoristische Verwendung des Zitats aus dem Johannesevangelium veranschaulichen: *Na początku było Słowo – na końcu Frazes*. So der polnische Aphoristiker Stanisław Jerzy Lec. In der deutschen Übersetzung von Karl Dedecius lautet sein Aphorismus wie folgt: *Im Anfang war das Wort – am Ende die Phrase*. Das biblische Zitat im ersten Teil des Aphorismus aktiviert das Konzept des theologischen *Logos*. Die durch die Wortgruppe *na końcu* angekündigte Fortsetzung des biblischen Gedankens erfährt jedoch nicht die erwartete Vollziehung. Die im pointierenden Teil enthaltene Opposition zum Lexem *Słowo* remotiviert seine biblische Bedeutung. Der Sinn des Aphorismus ergibt sich somit erst aus dem Wechselspiel zwischen der bekannten theologischen und der literalen Bedeutung der lexikalischen Einheit. Die Aktivierung von adäquaten Konzeptstrukturen mittels entsprechender verbaler Mittel ist die Voraussetzung für das Erreichen der aphoristischen Erkenntnis. So wie sich der Rezipient beim Interpretieren des angeführten Aphorismus zwischen Sprachlichkeit und Konzeptualität bewegt, so wechselt der Übersetzer ständig zwischen Wort und Konzept sowie zwischen Konzept und Wort.

Literatur

- BERGER K. / NORD CH., 1999, Zur Anordnung, Übersetzung und Kommentierung. Historischer, religionsgeschichtlicher, theologischer und übersetzungswissenschaftlicher Überblick, in: Das Neue Testament und frühchristliche Schriften. Übersetzt und kommentiert von Klaus Berger und Christiane Nord, Frankfurt am Main/Leipzig, S. 9-32.
- BRUNZEL P., 2002, Kulturbezogenes Lernen und Interkulturalität: zur Entwicklung kultureller Konnotationen im Französischunterricht der Sekundarstufe I, Tübingen.
- BUSSMANN H., ²1990, Lexikon der Sprachwissenschaft, Stuttgart.
- LUTHER M., 1530/1963, Sendbrief vom Dolmetschen, in: Störig, H.J. (Hg.), Das Problem des Übersetzens, Stuttgart, S. 14-32.
- PAWŁOWSKI G., 2010, Heißt konnotativ peripher? Ein Beitrag zur anthropozentrischen Sprachtheorie dargestellt an einer kontrastiven Studie zu den idiolektalen Konnotationen der Lexeme *Kirche* und *Kościół*, in: Studia Translatorica 1, S. 212-226.
- WOJTASIEWICZ O., 2005, Wstęp do teorii tłumaczenia, Warszawa.
- ZIEM A., 2008, Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz, Berlin.

Quellen

Polnisch- und deutschsprachige Bibeln:

- Das Neue Testament und frühchristliche Schriften. Übersetzt und kommentiert von Klaus Berger und Christiane Nord, 1999, Frankfurt am Main/Leipzig.
- Die Bibel. Nach der Übersetzung Martin Luthers. Mit Apokryphen, 1999, Stuttgart. Evangelie i Dzieje Apostolskie. Wstęp, nowy przekład z Wulgaty, komentarz – przez ks. Eugeniusza Dąbrowskiego, 1946, Poznań/Warszawa/Lublin.
- Pismo Święte Starego i Nowego Testamentu. W przekładzie z języków oryginalnych [Biblia Tysiąclecia], 2008, Poznań.

Sonstige Quellen

- GOETHE J. W., 1980, Faust. Eine Tragödie. Erster Teil, Leipzig.
- LEC S.J., 1996, Myśli nieuczesane odczytane z notesów i serwetek po trzydziestu latach, Warszawa.
- LEC S.J., 1998, Sämtliche unfrisierte Gedanken: dazu Prosa und Gedichte (Dt. von Karl Deceius), München.

Das Wort, Ursprung oder Ergebnis? Zum Profil einer sprachlichen Größe

Den verschiedenen Schwingungen der mit „Wort“ bezeichneten sprachlichen Größe nachzuspüren, ist ein Unterfangen, das von verschiedenen Seiten her angegangen werden kann. Dem Wort als Bezeichnung eines sprachlichen Bausteins ist synekdochisch ein allgemeinerer Wortbegriff im Sinne von „Sprache, Rede, Ausspruch, Äußerung, Bonmot, Zitat, Kommentar“ übergeordnet. Den beiden Facetten entsprechen die Plurale „Wörter“ bzw. „Worte“. Demgemäß soll hier gleichsam von außen nach innen, von den *Worten* zu den *Wörtern*, von allgemein-kulturellen zu sprachinternen Kriterien, vorgegangen werden. Dennoch begegnen auf allen Ebenen beide Bedeutungsstufen. Sie bedingen einander, insofern Einzelwörter sich zu größeren Einheiten zusammenfügen und diese sich mit einem Zweck, einer Sprecherintention, verbinden.

1. Kulturell-semantische Annäherung: Das WORT als Basis menschlichen Seins, Handelns und Denkens

1.1. Das WORT: Werkzeug und Sinnvermittler in der Gesellschaft

Ein globales Programm also, das sich in Einzelfunktionen auflösen lässt: Das Wort ...

- (A) ... als religiöse Grundannahme und Identifikation;
- (B) ... als philosophische Motivation;
- (C) ... als akustisch-biologische Abgrenzung zum Tierlaut (letztlich zum Tierreich);
- (D) ... als sprachliche Fassung von Weltausschnitten;
- (E) ... als Mittel der Argumentation und Waffe des Angriffs und der Verteidigung¹.

1.1.1. (zu A:)

Die großen Weltreligionen basieren auf der **Autorität des Wortes** (im Sinne von „Rede“, ins Französische übersetzt durch „Verbe“ oder „Parole“, was etwa „Ausspruch“ bedeu-

¹ Lakoff/Johnson (1980) vergleichen Argumentation mit Krieg und belegen es mit dem metaphorischen Vokabular.

tet) gegenüber Naturreligionen und Animismus, die materialisierte, personalisierte Gottheiten brauchen.

Die Bibel, speziell das Neue Testament, als fundamentaler Text des **Christentums**, geht im Prolog des Johannes-Evangeliums soweit, zunächst die Gottheit mit dem Wort gleichzusetzen (...und Gott war das Wort / und das Wort war Gott), und erreicht dadurch dreierlei: einen maximalen Autoritätseffekt des geschriebenen Gotteswortes, die Entmaterialisierung der Gottheit und die Ableitung des Weltursprungs aus dem Wort als magischem Schöpfungsakt (siehe Vers 3). In einem zweiten Schritt (Vers 14) wird dann das Wort auf Christus gemünzt und durch die Fleischwerdung des Wortes in Christus die Entmaterialisierung zumindest teilweise wieder aufgehoben, was einerseits der Legitimierung der Einheit Christi mit Gott dienen mag, zum anderen aber auch eine Konzession an ein naiveres, konkreteres Religionsverständnis sein könnte².

Luther-Text	Moderne Übersetzung ³
1. <i>Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.</i>	1. <i>Im Anfang war das Wort (λόγος) und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott.</i>
2. <i>Dasselbige war im Anfang bei Gott.</i>	2. <i>Im Anfang war es bei Gott.</i>
3. <i>Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist.</i>	3. <i>Alles ist durch das Wort geworden und ohne das Wort wurde nichts, was geworden ist.</i>
[...] [Vers 14:] <i>Und das Wort ward Fleisch, und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit [...]</i>	[...] [Vers 14:] <i>Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt und wir haben seine Herrlichkeit gesehen [...]</i>

Im **Islam** ist der Koran für Muslime die verbindliche Autorität. Auch hier spricht Gott zu den Menschen durch die Vermittlung des Propheten und des Erzengels Gabriel. Dem Glauben nach ist der Koran eine Kopie der bei Gott selbst existierenden Urschrift. Er enthält eine große Anzahl göttlicher Offenbarungen, die meist eine Antwort auf ein Lebensproblem enthalten. Moscheen sind mit Koranversen verziert, die einen hohen Symbolwert besitzen und das Verbot bildlicher Darstellung kompensieren. Andersgläubige dürfen das heilige Buch eigentlich nicht berühren. So wird das Wort zur Integrationsinstanz der Gemeinschaft.

Für die **Jüdische Religion** sind die Tora mit dem Pentateuch (= die ersten fünf Bücher Moses) und weitere Schriften wie der Talmud die Identität stiftende Grundlage. Sie enthalten eine große Anzahl Regeln und Gesetze als konkrete Lebensvorschriften individuell und für die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. Die Tora erfährt als Träger des Gotteswortes eine große Verehrung: Sie darf nicht mit bloßen Händen berührt werden,

² Hier können wir nicht weiter vordringen, da das Johannes-Evangelium gegenüber den drei synoptischen Evangelien einige Unklarheiten enthält, deren Auflösung unter Theologen umstritten ist.

³ Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, ©1980 Katholische Bibelanstalt, Stuttgart.

wird von eigens ausgebildeten Schreibern kopiert, die Ausführung jedes Buchstaben ist genau festgelegt, sie darf nicht den geringsten Fehler enthalten, ausgediente oder schadhafte Exemplare werden auf dem Friedhof beerdigt. Jedes Wort hat eine symbolträchtige Bedeutung und ist reich verziert. Die Vergöttlichung des Wortes ist hier noch konsequenter als im Christentum.

Andererseits ist ein Kennzeichen des Gotteswortes aber auch seine Rätselhaftigkeit und Undurchsichtigkeit, weshalb es der Auslegung und Veranschaulichung durch Priester bedarf. Dies insbesondere auf Entwicklungsstufen der Gesellschaft, die durch Analphabetismus, Unwissenheit und Aberglauben gekennzeichnet sind.

1.1.2. (zu B:)

In der Philosophie sind Worte Ausdruck von Ideen und Vorstellungen – sowohl als Einzelworte, also vornehmlich Begriffe, wie auch in Wortgruppen, Sätzen, Sentenzen, originellen Formulierungen. Der Philosoph wird getrieben von der Suche nach Präzision durch kritische Wortwahl und die Beziehung der Vielfalt auf wenige Grundprinzipien. Siehe Kants „kategorischer Imperativ“, Hegels „Dialektik“, „Logik“ und das Vokabular der Lehre vom Sein und vom Begriff, Descartes' „Cogito, ergo sum“ oder Bergsons „élan vital“. Überhaupt ist die „Vernunft“ ein zentraler Begriff der Philosophie. Sie kann sich aber nur äußern durch das Wort und geht mit ihm seit der griechischen Philosophie eine enge begriffliche und semantische Verbindung ein: „Logos“. Heraklit sah im „Logos“ das Prinzip der Welt, dessen Wesen der „Streit“ („pólemos“) ist. So erwächst aus dem Logos die Dialektik, die bis in die Gegenwart alles in Frage stellen darf, von überkommenen Ideen bis zu Gesellschaftssystemen. Poppers „Gesetz vom Widerspruch“ zeigt, dass die Mehrung des Wissens auch über den Wettkampf der Worte führt. Für einen Russell oder Wittgenstein wird Philosophie konsequent zur Sprachphilosophie, die Worte und Wortverbindungen auf ihren Aussagewert hin ausleuchtet. Das Extrembeispiel Heidegger treibt die Suche nach Differenzierung auf die Spitze durch Neubildungen, die aber Zeichen bleiben in einem geschlossenen System. Solcherlei Ausblühungen führen aber auch zum Misstrauen gegenüber dem Wort, seiner Mehrdeutigkeit und mangelnden Präzision – oder Überpräzision und Spitzfindigkeit. Zweifel an der Fähigkeit des Wortes, Gedanken und Ideen adäquat ausdrücken zu können, die schwer fassbar sind. Misstrauen auch gegenüber Mystifizierung durch das Wort, gegenüber leeren Worthülsen und ihren Benutzern, eine in unserer Zeit durchaus häufige aber keineswegs neue Erscheinung, wie z.B. Nietzsches Gedicht „Das Wort“ von 1882 zeigt (siehe Anhang). Schließlich wird Rede auch im Bereich der Denkschule zum Identifikationsakt. Nur wer seine Gedanken äußert, besitzt Individualität, und nur ein in Sprache gefasster Gedanke hat die Chance, nachvollziehbar zu sein. So wird die Wahl der Worte zum Persönlichkeitsbild ihres Benutzers, es greifen Kategorien wie „Stil“ und „Sprecherhaltung“, die Grenze zur psychologischen Betrachtungsweise wird überschritten, eine Konsequenz, der sich niemand entziehen kann. Auch nicht derjenige, der sein Ego verschleiert, denn genau das entlarvt ihn.

1.1.3. (zu C:)

Macht es Sinn, zum Beweis der Einzigartigkeit des menschlichen Sprachvermögens die verschiedenen, weniger differenzierten Kommunikationsformen der Tiere heranzuziehen? Manche Rufe sind vielleicht einer Art Wort vergleichbar, insofern sie in kompakter Form Sinn transportieren. In diesem Zusammenhang soll auf die Forschungen des Amerikaners Roger Fouts hingewiesen werden, der Schimpansen die Gestensprache der Gehörlosen beigebracht und darüber in seinem Buch „Unsere nächsten Verwandten“ berichtet hat. Es entsteht dort eine Art soziale Gemeinschaft mit den Primaten, die sehr viel aussagt über die Rolle der Sprache als Mittel und notwendige Bedingung der Sozialisierung. Gleichzeitig gibt Fouts' Experiment Anlass zu Überlegungen, inwieweit Begriffe wie „Wort“ und „Satz“ auf andere als akustische Zeichensysteme ausgedehnt werden können.

1.2. Das Wort als Bedeutungsträger (semantische Aspekte) und kommunikatives Werkzeug (zu D und E:)

Wörter sind somit Sinn- und Bedeutungsträger, schon als Einzelwörter und weiter im Verband einer Äußerungseinheit. Sie sind es als Autosemantika dank ihres lexematischen Kerns innerhalb einer referenziellen Semantik, die auf Weltausschnitte jeder denkbaren Form verweist. Eine solche globalistische Formulierung ist angebracht, wenn man den Blick nicht auf wenige oder nur eine Sprache einengen will. Urteilt man nach der Vielfalt der Strukturen und ihrer Verteilung, Dominanz und Isotopie in voneinander sehr verschiedenen Sprachen und fasst man diese als eine Art Filter der Wahrnehmung von Welt auf, so ist eher zweifelhaft, ob die Wahrnehmungsformen als universell gelten können. Es weist durchaus auf einen Unterschied in der Wahrnehmungslogik – um ein Beispiel zu nennen –, ob ein Besitzverhältnis so ausgedrückt wird, als „gehöre“ das Objekt oder die Eigenschaft dem Possessor, wie etwa im Ungarischen⁴, oder als habe der Possessor das Objekt in seiner Gewalt (*be-sitzen*). Die semantische Bestimmung und Klassifizierung von Wörtern gerät schnell an ihre Grenzen, wenn man bedenkt, dass Sprache grundsätzlich und notgedrungen vereinfachen und schematisieren muss, um als Kommunikationsmittel brauchbar zu sein. Hierfür ist der Begriff „Unterspezifikation“ geläufig. Sprache arbeitet mit prototypischen und generischen Einheiten, um die Vielfalt fassen zu können. Denkt man das Phänomen „Eigename“ zu Ende, so wird schnell klar, wohin es führen würde, wenn man jede neue Erscheinung nicht als zu einer Klasse gehörig erkennen, sondern als Individualität auffassen und mit einem neuen Wort belegen würde.

Um Autosemantika bzw. lexemhaltige Wörter von Synsemantika wie Relatoren, Konnektoren, Präpositionen usw. klar trennen zu können, bietet es sich an, das im Wort

⁴ Oder auch in Teilen des süddeutschen Sprachgebiets die Wendung: *das Fahrrad ist dem Paul*, aus der die andere, ebenfalls mündliche Redeweise hervorgegangen sein mag: *das ist dem Paul sein Fahrrad*.

enthaltene Lexem (genauer: den lexematischen Kern, also etwa GREIF in *be-greif-en* oder LEHR in *Lehr-er*, *Lehr-e* oder *lehr-en*) als Träger eines **Bildes** („ikonische Bedeutung“) im weitesten Sinne aufzufassen, eines Bildes, das man zeichnen oder beschreiben könnte. Auch für Abstrakta trifft dies zu, nur dass man hier für dasselbe Prinzip die Benennung „**Begriff**“ (= abstraktes Bild) einsetzen könnte. In beiden Fällen erfolgt die Referenz vom sprachlichen Ausdruck auf den Weltausschnitt durch Vermittlung geistiger Repräsentationen. Synsemantika sind dann durch Fehlen der Bildhaftigkeit zu erklären, ihr Signifikat („funktionale Bedeutung“) ist „nur“ rein logisch, mathematisch, schematisch zu fassen; sie sind „nur“ als ordnende Faktoren an der Erstellung geistiger Bilder beteiligt. Positiv ausgedrückt: Sie sind materialisierte Relationen bzw. Elemente, die auf Relationen verweisen. So hat etwa in der Sequenz *im Haus* der Bestandteil *Haus* ikonische Bedeutung, die isoliert bildlich dargestellt werden kann, während die funktionale Bedeutung von *in* (aus *im = in dem*) nur durch eine Formel wiedergegeben werden kann und in einer bildlichen Darstellung nur sekundär aus der Anordnung der Bildelemente erhellt. Bleibt die sophistische Frage, ob Synsemantika vollwertige Wörter sind. Die soeben vollzogene Differenzierung rechtfertigt jedenfalls keinen Ausschluss aus der Wortgemeinschaft, und jede weitere Entscheidung hängt von den Kriterien ab, die man für eine Wortdefinition fordert.

Die Verbindung von Unterspezifikation und Bildhaftigkeit führt nun dazu, dass die lexematische Bedeutung von Wörtern – wobei das Prinzip ausdehnbar ist auf Sätze und Textsequenzen – Verschiedenes leistet, das sich in „Funktionen und Charakteristika des Bildes oder Begriffs“ fassen lässt; dazu gehören:

- (a) Das Einfangen eines Weltausschnitts durch Verweis auf ihn (Zeichencharakter, Referenz), und zwar auf der Basis einer Stereotypie: Erfassung einer Klasse von analogen Weltausschnitten durch denselben sprachlichen Item.
- (b) Mehr oder weniger komplexe Bedeutung eines Wortes bis zur Mehrfachbesetzung (Polysemie).
- (c) Metaphorische oder mehrstufig metaphorische Bedeutung: Potenzierung der Bildhaftigkeit. Das ursprüngliche, an den Lexemkern gebundene Bild (Proprium) wird ersetzt durch ein affiziertes Bild, das analoge Merkmale aufweist. Oder: das affizierte Bild ersetzt ein fehlendes Proprium (Katachrese). Oder auch: Verzicht auf das Ersatzprinzip, dafür Deutung der Metaphorik als genuine Eigenheit menschlichen Denkens, Bildanalogien zu erkennen und zu nutzen.
- (d) Abbildungstyp dynamisch-filmisch (Verben, verbale Ausdrucksform) oder statisch-fotoartig (Nomina, Adjektive, nominale Ausdrucksform). Ein Prozess, eine Erscheinung, ein Sachverhalt usw. kann in verschiedener Perspektive und Dynamik vorgeführt werden: in einem Ablauf (verbal) oder als katalogisiertes Objekt (nominal): *es regnet* vs. (*der*) *Regen*. Der Unterschied wird deutlich bei Derivation und Wechsel der Wortart (z.B. *ung*-Ableitung).
- (e) Öffnung zum Kontext, Einsetzung in einen Textzusammenhang: Disambiguierung bei Polysemie. Bestimmte Seme der komplexen Bedeutung werden durch

den Kontexteinfluss aktiviert. Dies ist die eine Art der Öffnung des Wortes zur Syntax. Eine andere Art ist durch die Wortstruktur selbst vorgegeben (siehe 2.3).

Kontextbezüge sind auch wichtig für die Erstellung einer Wort-**Typologie**, die nicht nur auf sprachinternen Kriterien beruht, z.B.: epochentypische, sozialgruppentypische Wörter (z.B. Jugendsprache), Schlüsselbegriffe; Reizwörter, Modewörter... bis zum „Unwort des Jahres“. Auf dieser Basis können sehr viele Aspekte zur Sprache kommen, wie z. B. die Invasion der Anglizismen, speziell im Gefolge des Computer-Jargons (*Cyber-...*, *Browser*) oder aus dem Mode- oder Werbebereich (*Fashion*, *Piercing*, *Servicepoint*), die Kurzlebigkeit vieler Modewörter (wer benutzt heute noch *relevant*, Kultwort der 1968er Studentenszene?), die Aufnahme von Jugendsprache in das allgemeinsprachliche Lexikon, siehe *cool*, politisch bedingte Gegensätze wie *Arbeiter* vs. *Werkstätiger*, die Alibi-Funktion von Universalbegriffen wie *Globalisierung*, die Enttabuisierung ehemals moralisch suspekter Wörter wie *geil*, *schwul*, oder die ständig wachsende Zahl der Neologismen, eine unerschöpfliche Quelle von Staunen und Heiterkeit: *simsen*, *gutenbergen*, *Gutmensch*, *Modezar*. Im Zuge der chats, dates und meetings erfahren die kleinen Wörter und Einwortäußerungen, die als Argumentationshebel fungieren, eine Aufwertung, z.B.: *Ja. Nein. Richtig! Genau! Niemals! Echt?* Hin und wieder gibt es Neuzugänge, wie das modische *Korrekt!* Und leider kann die Diskussion auf ein Niveau abgleiten, wo unschöne Wörter nicht „zur“ sondern „statt“ Argumentation benutzt werden, vom Familienzwist bis zur Parlamentsdebatte.

2. Linguistische Annäherung. Das WORT als sprachliche Einheit – ein problematischer Fall

2.1. Das WORT: ein mehrschichtiger Begriff mit abgestuftem Bezugsfeld

Auch aus linguistischer Perspektive stellt sich die Untersuchung des Wortes und des Wortbegriffs als komplexes Programm dar. Das Wort als linguistische Größe hat schlechte Karten, die Konkurrenz von Lexem, Morphem und Phrase/Syntagma macht ihm zu schaffen: Manche Linguisten lehnen die Kategorie „Wort“ als verschwommen und unbrauchbar ab⁵, entziehen sich einer Wort-Definition⁶. Wir wollen von solchen Entscheidungen unbelastet an die Thematik herangehen und nicht voreilig eine Kategorie aufgeben, die ein wesentlicher Denk- und Bewusstseinstopos unserer Kultur ist. Die im Folgenden angeführten Beobachtungen treffen oder überkreuzen sich mit denen aus dem ersten Teil dieses Artikels. Dies allein zeigt schon, dass die beobachteten

⁵ So etwa in Syntax-Theorien Chomsky'scher Prägung oder in der französischen Linguistik bei Martinet oder Fourquet.

⁶ So verzichtet Eisenberg explizit auf eine Definition des Wortes, stellt aber schon in der Betitelung der zwei Teile seiner Grammatik das „Wort“ dem „Satz“ gegenüber.

Phänomene nicht völlig isolierbar sind und dass auch unsere Forschungsansätze nicht voll puristisch voneinander zu trennen sind, sondern sich berühren, überkreuzen, überlagern. Der komplex oder unscharf wirkende Wortbegriff lässt sich in einzelne Identitäten oder Rollen auflösen; so erscheint das Wort:

- (A) ... als sprachliche Einheit, die einen bestimmten Grad an Geschlossenheit und Abgrenzung impliziert;
- (B) ... als Teil eines Syntagmas oder einer sprachlichen Sequenz (Baustein, syntaktisches Wort, Wortform);
- (C) ... als Ergebnis einer Verdichtung, Verkürzung, Amalgamierung, Ableitung, Zusammensetzung oder einer anderen, auch diachronen, sprachlichen Entwicklung;
- (D) ... als Äußerung oder Teil einer Äußerung, bzw. der Begriff „Wort“ als Synecdoche im Sinne von Ausspruch, Statement, Rede, Sprechen, Sprichwort, Zitat, Text, ...

2.1.1. (zu A:)

Das Wort kann zunächst als **Basis** verstanden werden, isoliert und **synchron** als Lexikoneintrag, als autonomer Körper. Diesem ist ein Semantem zugeordnet, genauer: ein komplexes Semantem, denn das Wort umschließt gleich einem Rahmen ein Lexem, das der eigentliche Träger der Bildsemantik (referenziellen Semantik) ist, beinhaltet aber auch Morpheme mit eigenem funktionalsemantischem Wert (Flexion nach Kasus und Numerus, Genusmarker usw.). Indem es in seinem lexematischen Bestandteil via geistige Repräsentation und Interpretation ein – reales oder fiktionales – Weltelement bezeichnet, ist es die erste Stufe der Portionierung⁷ der Sinnvermittlung und ein der Sprachgemeinschaft zur Verfügung stehendes Versatzstück. Die Präsenz von Morphemen (Markern) zeigt aber auch, dass selbst bei isolierter Betrachtungsweise im Wort Schnittstellen zur Syntax hin angenommen werden müssen. Zu berücksichtigen ist außerdem die phonematische Struktur, die das Wort als Lautverbindung darstellt, sowie die diachrone Entwicklung: z.B. die Entstehung von Wörtern aus Naturlauten (etwa Onomatopöien) und Vorstufen, die Weiterentwicklung und Wandlung von Wörtern, Übernahme aus Fremdquellen, Fusionen, Teilungen, Bedeutungsveränderung und Wechsel der Lexemklasse als Konverse oder über Derivation. Zum Wort gehört ein **prosodisches Profil** (Prosodem), das je nach Sprache stark oder schwach markiert, fest oder variabel ist. Es ist charakterisiert durch die Parameter, die auch in der Musik eine fundamentale Rolle spielen: Intensität, also Akzent bzw. „Betonung“ (ein unglücklicher Begriff, da auf „Ton“, nicht auf „Stärke“ zielend), Tonhöhe bzw. Tonhöhenkurve, also Intonation, auch: „Tonmuster“, und Dauer, also Silbenquantität,

⁷ Dass die lineare Satzstruktur unseres Sprechens sich in abgeschlossene Wörter gliedert, zeigt, dass die Sinnvermittlung in Portionen/Quanten abläuft und kein echtes Kontinuum bildet.

Silbenlänge. Diese Parameter generieren Oppositionen und damit die Unterscheidbarkeit von Wörtern bzw. der in ihnen lagernden Lexeme (z. B. *übersetzen/übersetzen, Miete/Mitte*). All dies greift bereits auf Wort-Ebene, am deutlichsten sichtbar an den verschiedenen Arten des Wortakzentes, der ja im Deutschen fest ist und meist auf der Stammsilbe liegt. Auch die Klangfarbe, die in der Musik den materialabhängigen Instrumental- oder Stimmklang bezeichnet, hat ihr Gegenstück in der Sprache, und zwar nicht nur als der jeweilige Klang der individuellen Sprecherstimme (also auf parole-Ebene), sondern als typischer Sprachklang (auf langue-Ebene): Man denke an den näselsnden Klang des Chinesischen, den vollmundigen Klang des Amerikanischen oder den kehligen Klang des Arabischen. Dieser Parameter ist der am deutlichsten suprasegmentale, schlägt sich aber auch im Wort nieder. Es sind vor allem die deutlich bereits auf der Ebene des Wortes bestimmbaren Charakteristika, die den Wortbegriff von benachbarten Begriffen (etwa „Lexem“ oder „Morphem“) absetzen und seine Legitimität retten gegenüber dem Versuch, das Wort als etwas in der Sprache nicht wirklich Existentes abzuqualifizieren.

2.1.2. (zu B:)

Der isolierten Betrachtungsweise gegenüber steht die Auffassung des Wortes als **Baustein**, Stichwort: **Wörter zu Sequenzen**. Das Wort und sein Status erscheinen hier auf syntaktischer Ebene im Vergleich zu anderen, formal-mechanisch aber auch semantisch bestimmten Grundeinheiten der Sprache, resultierend aus verschiedenen Arten der Segmentierung, wie Atembögen, Phrasen, Konstituenten, Syntagmen, Satzteilen, Teilsätzen. Die spezielle Problematik des Wortes nährt sich nun aus drei Quellen: zum einen aus der bereits erwähnten Präsenz von Funktionsmorphemen im Wortrahmen, die die Veränderbarkeit des Wortes signalisieren, weiter aus der Tatsache, dass von grammatischen Operationen selten Worte sondern meist Wortgruppen betroffen sind und schließlich aus der Beobachtung, dass im mündlichen Bereich Verschleifungen von Wörtern zu Clustern quasi die Regel sind. Dem steht entgegen, dass größere syntaktische Einheiten trotz allem als Wortketten empfunden und die Wörter als isolierbare Einheiten mit in sich geschlossener Semantik empfunden werden, dass Pausen bei unmarkierter Sprechweise zwischen Wörtern und auch innerhalb von kohärenten Syntagmen eingelegt werden können, nicht aber im Wortinneren, weiter, dass in vielen Sprachen funktionelle Markierungen an mehreren Wörtern eines Syntagmas, und nicht etwa nur an dessen Ende, vorgenommen werden, und schließlich, dass Verschleifungen ein Sekundärphänomen der parole sind, das die zugrunde liegende Wortfolge nicht in Frage stellt (wie die Umsetzung in neutralisierende Schriftsprache zeigt). Wörter erscheinen in diesem Zusammenhang als Etappen der Portionierung der Sinnvermittlung. Zur synchronen Veränderbarkeit des Wortes durch Funktionsmorpheme lässt sich sagen, dass das Dilemma durch definitorische Vorsicht aufgehoben werden kann, etwa indem man sich darauf verständigt, zwei nur durch Funktionsmorpheme unterschiedene Einheiten, wie etwa *Garten* und *Gärten*, als zwei verschiedene Worte zu definieren, die auf

demselben Lexem beruhen. Ein weiteres Problem bildet die Frage, ob bei der Analyse von Syntagmen in Untereinheiten die bottom-up- oder die top-down-Sichtweise die angemessenere ist. Soll man eine längere mündliche oder schriftliche Sequenz, ob satzförmig oder nicht, als Fügung von Wörtern zu Sequenzen, zu Äußerungseinheiten auffassen, als Etappen auf dem Wege zu einem Sinnzusammenhang? Oder ist es realistischer, größere Einheiten immer weiter zu unterteilen, in der Weise, dass man schließlich bei Fragmenten verschiedener Natur unterhalb der Wortebene ankommt, die die Anerkennung einer Wortebene anscheinend überflüssig machen. Bei dieser Diskussion wird es selten ohne Polemik abgehen, denn die Konzentration auf eine Ebene (etwa Lexeme oder Morpheme oder Silben oder Phoneme) verstellt oft den Blick darauf, dass jeweils verschiedene gleichberechtigte Analyseebenen vorliegen.

2.1.3. (zu C:)

Versuchen wir nun kurz einen Ansatz nach dem Prinzip **Sequenzen zu Wörtern**. Wenig ergiebig ist die Lösung, das Wort auf Textebene als das zu identifizieren, was zwischen zwei Leerstellen steht. Fruchtbarer ist da schon ein Vorstoß aus der Sicht der Wortbildung: Es geht um Amalgame oder Konzentrate, diachron bzw. etymologisch als Entstehung von Wörtern aus syntaktischen Sequenzen, als deren Zusammenfassung, Kompaktierung, auch als Einheiten, die seit den Anfängen der Textlinguistik den Inhalt eines Textes als Textthema präsentieren (*Hausordnung, Biographie, Beziehungskiste*). Hierzu gehören viele Nominalisierungen auf *-ung*, auch innerhalb der Komposita Amalgamierungen wie *Taugenichts* oder *Vergissmeinnicht* bis hin zu Phrasalkomposita (*40-Stunden-Woche, Trimmichpfad*) deren Status auch aus Gründen der Rechtschreibung nicht einfach zu bestimmen ist. Teils diachron, teils synchron bestimmbar ist in unserer auf Prägnanz bedachten Epoche die große Menge an Einwortsätzen, Kontraktionswörtern wie Akronymen, Siglen, Kofferwörtern, Verkürzungen und Kunstwörtern. Auch hier ist zu sagen, dass solche Elemente trotz ihrer unorthodoxen Form lexematische Einheiten bilden, die natürlich auch flektiert und in syntaktische Kontexte eingesetzt werden können und somit eine Erfassung durch die Kategorie „Wort“ geradezu herausfordern. Aus dieser Sicht erscheint gerade die syntaktische Kontextsensibilität als ein Legitimationsgrund für die Kategorie „Wort“ gegenüber dem Lexem als vorwiegend semantisch bestimmte, oft aber nicht immer dem „Stamm“ entsprechende Grundeinheit, die allein genommen diese Sensibilität nicht hat. Extremfälle oder Grenzfälle unter dieser Thematik wären einerseits die Silbenwörter der isolierenden Sprachen, die allein und in Zusammenfügungen Blöcke mit Wort- oder Satzwert generieren, oder noch extremer die monophonematischen Wörter der romanischen (nur vokalische: *à, o, y*) und slawischen (auch konsonantische: *s, w*) Sprachen, die den Wortinhalt auf ein Funktionsmorphem reduzieren. Am anderen Ende der Skala finden wir die suffixlastigen Langwörter der agglutinierenden Sprachen und, noch extremer, die Satzwörter der Inuit-Sprachen, die beide von Lernern eher als Sätze empfunden werden⁸.

⁸ Laut Umfrage unter französischen Studierenden dieser Sprachen.

2.1.4. (zu D:)

Das Wort in seiner verallgemeinerten Bedeutung „Rede“ findet über Linguistik und Rhetorik seine Motivation. Das Deutsche ist – wie viele andere Sprachen – reich an festen Wendungen (Kollokationen, Idiomen, Phrasemen) mit dem Kern „Wort“, wie: *sie fiel ihm ins Wort, ein Wort Goethes, nach seinen Worten*; siehe dazu eine Auswahl im Anhang. Prinzipiell handelt es sich dabei um eine Synekdoche, bei der die Vokabel „Wort“ im Sinne von „Rede“, „Ausspruch“ usw. gebraucht wird, erkennbar am Plural *Worte* statt *Wörter* dort, wo ein Plural Sinn macht. Die Referenz kann sogar noch weiter gehen bis in den Bereich Metonymie oder Metapher, wie im Französischen, wo *mot* auch die geschriebene Notiz, ja sogar den Textträger, einen Zettel z.B., meinen kann, cf.: *mettez un mot dans la boîte aux lettres* („stecken Sie einen Zettel in den Briefkasten“). Eine kontrastive Untersuchung müsste auch berücksichtigen, dass andere Sprachen je nach Verwendungsbereich mehrere Vokabeln als Äquivalente für „Wort“ bereithalten. So finden sich im Französischen für den semantischen Kernbereich mindestens fünf, nämlich *mot, verbe, vocable, parole, terme*, die leicht auf mehr als zwanzig anwachsen, wenn man das Feld auf Begriffe wie „Ausspruch“, „Rede“, „Spruch“, „Sprichwort“ usw. ausdehnt. Wesentlich ist für den Lerner, die spezifischen Anwendungen auseinanderzuhalten (z.B. *verbe* als das gewichtige Wort einer Autorität, *paroles* als Worte eines Liedes usw.); dies ist nicht immer einfach, da in Lexika die Einträge aufeinander verweisen und Unterschiede verwischt werden.

2.2. Zur inneren Struktur des Wortes: Öffnung zur Syntax

Zu diesem Punkt sollen hier nur der Vollständigkeit halber ein paar Anmerkungen gemacht werden mit dem Ziel, die Legitimität des Wortbegriffs zu untermauern. Es wurde schon erwähnt, dass der Wortkörper sich aus **Lexem(en)** und/oder **Morphem(en)** zusammensetzt, die innerhalb des Wortrahmens nach bestimmten Regeln angeordnet sind. Bestimmung und Benennung der Bestandteile sind allerdings nicht immer einfach. Bei einer Analyse kommt erschwerend hinzu, dass die Terminologie je nach Theorie und Autor verschieden ist, obwohl sie Gleiches oder Ähnliches meinen kann. So hat Martinets Begriff *monème*, der nicht immer einem „Wort“, „Lexem“ oder „Morphem“ entspricht, sich nicht auf Dauer als verbindlicher Terminus in der Linguistik etablieren können. Auch sind z.B. Begriffe wie „monomorphematisches Wort“ und „polymorphematisches Wort“ durchaus kein Allgemeingut.

Wirklich interessant wird die Analyse, wenn man komplexe Wörter wie Derivata und Komposita angeht, wobei auch hier bekanntlich keine klare Abgrenzung möglich ist. Der wesentliche Punkt ist: Die innere Struktur des komplexen Wortes ist **syntaktischer Art**, allerdings verfestigt oder, um ein Missverständnis zu vermeiden: fixiert. Denn es handelt sich nicht im chronologischen Sinne um eine Verfestigung früher einmal freier Strukturen, sondern um eine hierarchische Anordnung der Bestandteile. Jean-Marie Zemb und andere Linguisten haben für diese Strukturen anschauliche Darstellungen

gefunden, die syntaktischen Strukturbildern sehr ähnlich sind. Es erscheint demnach der Schluss plausibel, dass in der (in einer?, in unserer?) Sprache eine strukturelle Isotopie vorliegt. Nachzuprüfen wäre, ob nicht für das Deutsche eine konzentrische Isotopie anzusetzen ist (siehe Verbklammer, siehe Verhalten der abtrennbaren Präfixe). Manche Punkte, sowohl bei Derivata als auch bei Komposita, geben zu denken. Ein **Derivat** besteht gewöhnlich aus **Lexem** und **Ableitungssignal** wie Präfix, Suffix oder Vokalwechsel. Wenn man bedenkt, dass bei nominalen Derivata das Suffix Angelpunkt für Flexion ist und vor allem das Genus zuweist, ist dann nicht die Frage berechtigt, ob nicht nach dem Muster des zweigliedrigen Determinativkompositums der zweite Teil, also das Suffix, die Basis darstellt – zumal ja das Suffix über einen durchaus konstanten semantischen Gehalt verfügt –, während der erste Teil die Spezifikatorrolle spielt? Hierin läge auch ein wichtiger Anhaltspunkt für eine Brücke zwischen Derivata und Komposita.

Auch für **Komposita**, speziell Nominalkomposita, lohnt sich ein Überdenken bestimmter Gewohnheiten. In einem Kompositum eine Verbindung von Wörtern zu einem Superwort zu sehen, ist wohl eine kaum haltbare Ansicht. Genau dies würde Natur und Struktur einer linguistischen Einheit „Wort“ verschleiern. Ein Wort wäre dann eine von Niveau zu Niveau iterierbare Größe. Diese Sicht ist jedoch mit der Wirklichkeit unvereinbar. Der Spezifikator trägt in der Regel keine Marker der lexikalischen Kategorie (Wortart), sondern besteht nur aus einem lexikalischen Stamm, d.h. sein Daseinszweck ist nur das Einbringen einer semantischen Einschränkung („reiner Sinn“ laut Zemb) innerhalb des Wortrahmens des Gesamtwortes (*Kaufhaus*). Keinesfalls ist daher der Spezifikator als Wort einzustufen. Allerdings können Morpheme als zusätzliche Relationsträger hinzutreten (*Ärztehaus*, *Kinderwagen*). Das Verhältnis zwischen Teilbedeutungen und globaler Bedeutung, die Relation zwischen Spezifikator und Basis, sowie die Form der Bestandteile, deren erster keine Marker der lexikalischen Kategorie trägt, verbunden eventuell durch ein Fugenzeichen⁹, rechtfertigen also folgende Beurteilung: Ein Kompositum ist ein komplexes Wort; innerhalb des Wortrahmens besteht es in einer festen hierarchischen Struktur aus (mindestens) zwei Lexemen sowie fakultativ aus Morphemen und Fugenzeichen. Dabei ist der Spezifikator entkategorisiert. Und für das prosodische Profil gilt: Die Akzentstruktur eines Kompositums folgt dem Prinzip des Satzakkzents, allerdings in verfestigter Form. Es gibt jedoch eine Reihe von Sonderkriterien¹⁰. Andere Sprachen, andere Mittel: In den slawischen Sprachen, aber auch im Französischen entspricht dem echten Kompositum eher eine Struktur aus N + Adj. (*budka telefoniczna*, *cabine téléphonique*). Auch die anderen romanischen Sprachen ziehen der Ein-Wort-Komplexität analytische oder adjektivische Lösungen vor.

⁹ Die Beurteilung der Morpheme entweder als Fugenzeichen oder als grammatische Funktionsträger kann durchaus unterschiedlich sein. So ist in *Ärztehaus* das Morphem mit *tréma* + *e* sicher ein Pluralzeichen und kein Fugenzeichen. Bei dem *-er* in *Kinderwagen* kann man durchaus geteilter Meinung sein.

¹⁰ Zur Akzentstruktur deutscher Komposita siehe Marschall (2008).

2.3. Sprengung der Wortgrenze zur Syntax

2.3.1. Präfixverben

Der Übergang vom Wort zur Syntax zeigt sich bereits deutlich im Bereich der Präfixverben. Damit zusammen hängt wiederum die Frage, was als Basis, was als Rahmen und was als spezifizierende Füllung des Rahmens zu sehen ist. Die Verben mit nicht abtrennbarem Präfix und die mit abtrennbarem Präverb stellen sich im Deutschen als ein quasi geschlossenes System der konzentrischen Kreise um einen lexikalischen Kern mit Öffnung zur Syntax dar und erinnert somit an unsere Hypothese, es existiere im Deutschen eine Isotopie der Konzentrik. Die traditionelle Auffassung, Präfixverben seien Verben, die durch ein Simplex und ein davorgeschaletes Präfix gebildet würden, erscheint uns unangemessen angesichts der Tatsache, dass die Basis dieser Formation durchaus nicht immer ein Simplexverb ist sondern jeder beliebigen Lexemklasse angehören kann. Außerdem ist zwischen dem Verhalten der Präfixverben und dem der Verben mit Präverb deutlich zu unterscheiden. Wir stellen daher der kritisierten Auffassung die unserer Ansicht nach plausible These entgegen, es erfolge bei Präfixverben der Einsatz eines semantisch reicheren Lexemkerns in ein Rahmenschema aus Präfix und Suffix, die jeweils auch eine, allerdings abstraktere, Bedeutung haben¹¹. Zur Kontrolle dient die Prosodie: Der Hauptton liegt auf dem Lexemkern als oberstem Spezifikans. Dabei spielt es keine Rolle, aus welcher Wortart der Lexemkern stammt: Verben, Nomina, Adjektive, sogar veraltete oder nicht mehr definierbare Einheiten können hier stehen.



Etwas anders lautet die Diagnose für den zweiten, linken Teil des Gesamtschemas, der die Verben mit Präverben betrifft. Hier scheint die traditionelle Auffassung schon eher gerechtfertigt, jedoch trifft sie auch hier weder die Gesamtheit der Fälle noch den Kern der Realität. Verben mit Präverb sind gekennzeichnet durch die Abtrennbarkeit des Präverbs vom Wortkörper in V2-Sätzen und die Einschubstellung des *zu*. Dies ist gleichbedeutend mit einer Öffnung des Wortrahmens zur Syntax¹². Auch hier wieder Kontrolle durch die Prosodie: Akzentuierung und Isolierung des Präfixes ist ein Zeichen der Eigenständigkeit. Natürlich können beim selben Verb Präverb und Präfix zusammen auftreten; sie verhalten sich dann völlig systemlogisch¹³.

¹¹ Dass Präfixe eine abstrakt-schematische Bedeutung haben, lässt sich an Serien von Verben leicht nachweisen. So denotiert *ver-* globale Veränderung, *zer-* Zerstörung, *be-* Transitivity, Erfassung, *er-* Aneignung usw.

¹² Donalies (2002) geht sogar so weit, hier nicht mehr von Wörtern sondern von Präverb-fügungen zu sprechen und dagegen dem Präverb einen eigenen Wortcharakter zuzusprechen.

¹³ Am Schema lässt sich auch ablesen, weshalb bei Präfixverben das Morphem *ge-* am Partizip II nicht auftritt: Wie Verben mit Präfix *ge-* zeigen (*gefallen*, *gehörchen*) gehört dieses

Wir kommen damit zu folgendem zweistufigen Gesamtschema¹⁴, hier mit wenigen ausgewählten Beispielen.

← Syntax ←	Wortrandzone		innerer Wortkörper			
	Präverb (betont)	zu	Präfix (unbetont)	L E X	Infix	Flexiv Suffix
	<i>vor-</i>	<i>-zu-</i>	<i>ent-</i>	<i>halt-</i>		<i>-en</i>
	<i>unter-</i>		<i>be-</i>	<i>licht-</i>		<i>-en</i>
				<i>elektr-i-fiz</i> ¹⁴	<i>-ier-</i>	<i>-en</i>
	<i>ab-</i>		<i>ge-</i>	<i>sonder-</i>		<i>-t</i>
			<i>ge-</i>	<i>horch-</i>		<i>-en</i>
			<i>ver-</i>	<i>beamt-</i>		<i>-en</i>

2.3.2. Phraseologismen

Vordergründiger scheint die Öffnung zur Syntax bei Idiomen und Phraseologismen verschiedener Art. Ihre Zwitternatur ist aber kein Widerspruch in sich, sondern lässt sich eher als Brücke zwischen Lexik und Syntax fassen. Oft lässt sich auch eine etymologische Entwicklung rekonstruieren, die jedoch nur selten einen deutlichen Wendepunkt von der freien syntaktischen Fügung zur festen Wendung erkennen lässt. *Jemandem ins Wort fallen, jedes Wort auf die Goldwaage legen*: Ähnlich wie bei der Metapher gibt es eine partikuläre eigentliche und eine globale uneigentliche Bedeutung, die paradoxerweise zur eigentlichen wird. Vielleicht ist dafür auch der Wortbegriff traditioneller Art ungeeignet?

- Formal und via **kompositionelle Bedeutung** liegt eine syntaktische Sequenz vor, eine Folge von syntaktisch eingebundenen und motivierten „Wörtern“, die als Einzelteile noch grammatischen und verblassten oder verblassenden semantischen Eigenwert haben. Dafür mag ein Terminus wie „verfestigte Wortfolge“ angemessen sein.

- Qua **Fixiertheit** und **unitäre/globale Bedeutung** haben wir es mit einer lexikalischen Einheit zu tun, die allerdings im Innern nach Wörtern gegliedert ist. Dafür ist u.a. der Terminus „Lexie“ gebräuchlich. Eine Lösung wie „diskontinuierliches Wort“ wäre wohl zu weit gegangen, sie könnte aber auf Bindestrich-Komposita angewandt werden.

3. Wörter: Export / Import

Wörter sind Reisende. Der sehr häufige Fall der Entlehnung betrifft vornehmlich Einzelwörter, Begriffe, Einheiten aus verschiedenen Stilebenen der Sprache... oder handelt es sich dabei um Lexeme? Es gilt, ein letztes Missverständnis auszuräumen. Wenn das

Morphem zur selben paradigmatischen Säule wie die Präfixe, kann also nicht mit einem weiteren Element desselben Paradigmas an derselben Stelle auftreten.

¹⁴ Zu dieser Thematik siehe Marschall (2007).

¹⁵ Aus *elektr-* und lat. *facere* = ‚elektrisch machen‘.

Wort mit dem Lexem deckungsgleich ist oder zu sein scheint, muss nach einem Kriterium gesucht werden, die Verzahnung zu entflechten. Dies ist bei Verben leichter als bei Substantiven oder Adjektiven. Bei einem Verb gehört die Infinitiv-Endung bekanntlich nicht zum Lexem. Importiert wird aber die von realen Sprechern gebrauchte Vollform. Dies zeigt, dass das Wort gegenüber dem Lexem, einem theoretischen Konstrukt, eine pragmatische Komponente hat: Es ist eine Einheit realen Diskurses und realer Texte. Somit können wir vom Verb auf Nomina und Adjektive schließen. Entlehnt wird das real zu gebrauchende Wort, das zerlegbar ist in Lexem(e) und Morphem(e), da es sie umschließt. Damit ist der Weg frei für eine genauere Betrachtung, die allerdings als letztes Kapitel hier nur skizziert werden kann. Die Frage soll dabei nicht das Warum der Entlehnung sein (fehlendes einheimisches Wort, Modetrends, Geltungsbedürfnis ...), sondern das Wie.

Es geht im Zeichen der Schaffung von Vertrautheit um Integration von sprachfremden Wörtern (nicht nur Anglizismen) in das zielsprachliche Netzwerk von Bedingungen mit unterschiedlichem Grad der Anpassung, Übernahme also etwa so:

- (a) in der **Originalgestalt**, dann meist fehlerhaft-integrativ ausgesprochen: Typ *Bulette* – von frz. *boulette*, imitierende Aussprache, Beibehaltung der Bedeutung; oder Typ *Bumerang* – ein Wort der australischen Aboriginessprache mit schwer erschließbarer Urbedeutung („etwas, das zurückkommt“), durch Englisch gefilterte Aussprache;
- (b) in einer **1:1 Übertragung** mit paralleler Binnenstruktur, insofern diese zu einem akzeptablen Ergebnis führt, zumindest jedoch **Lehnübersetzung**, bei der abweichende Binnenstruktur möglich ist: Typ *Bullauge* – von engl. *bull eye*, metaphorisch für runde gewölbte Schiffsfenster; oder Typ *Löwenzahn* – aus frz. *dent de lion*;
- (c) durch **lautliche Assimilation**, manchmal gestützt durch zielsprachliche Orthografie: Typ *Keks* aus engl. *cakes*;
- (d) durch **Neuschaffung einer Wortkopie** mit allen typisch zielsprachlichen Merkmalen: z.B. im Polnischen – Lehnwörter deutschen und anderen Ursprungs (vgl. Lipczuk 2001). Hier liegt eine besondere sprachintegrative Leistung vor: Der staunende, des Polnischen nicht mächtige Beobachter steht vor dem Phänomen der **Vollintegration** mit typischer Lautlichkeit, d.h. phonetischer Stabilisierung des Wortes und seiner Silben durch zusätzliche, flankierende Konsonanten, besonders Frikative u. Affrikaten.

4. Wort-Definition

Statt einer conclusio soll nun eingedenk der aus dem Vortext erhellenden Kriterien eine sinnvolle, linguistisch akzeptable Wort-Definition versucht werden. Sie soll zeigen, dass der Wortbegriff gegenüber der Ablehnung oder Umgehung durch Teile der

linguistischen Gemeinschaft durchaus seine Berechtigung hat und einzuordnen ist. Es erscheint sinnvoll, **das WORT als RAHMEN** zu definieren, der verschiedene Füllungsmöglichkeiten mit hierarchisch geordneten Lexemen und Morphemen zulässt. Es steht damit für semantische und formale Geschlossenheit und bildet die Portionierung der Sinnvermittlung im Sprachfluss ab. Es ist fassbar als konstitutives Text- und Diskurs-element (pragmatische Komponente). Das „Wort als Rahmen“ impliziert bestimmte Fähigkeiten, die seine Existenz als der Sprachgemeinschaft verfügbares Versatzstück legitimieren; dazu gehören:

- (a) die Möglichkeit der Verkürzung, Erweiterung, Fusionierung, Amalgamierung;
- (b) über den lexematischen Bestandteil die Möglichkeit der Bedeutungsveränderung und der kontextbezogenen Polysemie;
- (c) auf der Ebene der parole die Möglichkeit der Verschleifung;
- (d) eine Öffnung zur Syntax, zum Kotext;
- (e) über inkorporierte Flexive die Markierung grammatischer Funktionen;
- (f) über inkorporierte Morpheme und Relationsanker die Integration in syntaktische Zusammenhänge;
- (g) konditionierte Übertragbarkeit in andere Sprachen.

In letzter Konsequenz erscheint die Wortebene als das Forum, auf dem die Verbindung von Lexemen zu Sätzen organisiert wird.

Literatur

- BURGER H., 1998 (³2007), *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*, Berlin.
- DONALIES E., 2002, *Die Wortbildung des Deutschen. Ein Überblick*, Tübingen.
- EISENBERG P., 1986 (³1994), *Grundriß der deutschen Grammatik*, Stuttgart.
- FOUTS R. / MILLS S.T., 1998, *Unsere nächsten Verwandten. Von Schimpansen lernen, was es heißt, ein Mensch zu sein* (übersetzt von B. Schaden), München.
- LAKOFF G. / JOHNSON M., 1980, *Metaphors We Live By*, Chicago.
- LIPCZUK R., 2001, *Deutsche Entlehnungen im Polnischen – Geschichte, Sachbereiche, Reaktionen*, in: http://www.linguistik-online.de/1_01/Lipczuk.html.
- MARSCHALL G., 2007, *Echte und falsche Präfixe im Zweistufensystem*, in: Kauffer M./Métrich R. (Hg.), *Verbale Wortbildung im Spannungsfeld zwischen Wortsemantik, Syntax und Rechtschreibung*, Tübingen, S. 169-180.
- MARSCHALL G., 2008, *Prosodik und syntaktisch-semantische Struktur deutscher Komposita*, in: <http://www2.rz.hu-berlin.de/linguistik/institut/syntax/krakau2006/beitraege/marschall.pdf>.
- ZEMB J.-M., 1978 und 1984, *Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch. Teil 1: Comparaison de deux systèmes, Teil 2: L'économie de la langue et le jeu de la parole*, Mannheim.

Anhang

zu 1.1.2. (B):	zu 2.1.4. (D):
<p>Friedrich Nietzsche und die Sprachphilosophie Das Wort (1882)</p> <p>Lebendgem Worte bin ich gut: Das springt heran so wohlgemut, Das grüßt mit artigem Genick, Ist lieblich selbst im Ungeschick, Hat Blut in sich, kann herzhaft schnaufen, Kriecht dann zum Ohre selbst dem Tauben, Und ringelt sich und flattert jetzt, Und was es tut – das Wort ergetzt. Doch bleibt das Wort ein zartes Wesen, Bald krank und aber bald genesen. Willst ihm sein kleines Leben lassen, Mußt du es leicht und zierlich fassen, Nicht plump betasten und bedrücken, Es stirbt oft schon an bösen Blicken – Und liegt dann da, so ungestalt, So seelenlos, so arm und kalt, Sein kleiner Leichnam arg verwandelt, Von Tod und sterben mißgehandelt. Ein totes Wort – ein häßlich Ding, Ein klapperdürres KlingKlingKling. Pfui allen häßlichen Gewerben, An denen Wort und Wörtchen sterben.</p>	<p>Feste Wendungen zur Basis WORT (Auswahl)</p> <p>auf ein Wort das Wort zum Sonntag das geflügelte Wort das große Wort führen fließend in Wort und Schrift Ein Bild sagt mehr als tausend Worte. zu seinem Wort stehen Ich gebe dir mein Wort darauf Ein Mann, ein Wort! Wort halten / sein Wort brechen (nicht) jedes Wort auf die Goldwaage legen jm Worte in den Mund legen, Hat man Worte! ein ernstes Wort mit jm reden ein Machtwort sprechen das Wort in die Tat umsetzen das letzte Wort (haben) Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. letzte Worte nicht für Geld und gute Worte Schöne Worte kann man nicht essen. So eine Wortklauberei! jm ins Wort fallen, Sie können sich Ihre Worte sparen! Jetzt sind Sie mir eine AntWORT schuldig!</p>

Die Beschwerdestrategien und ihre Versprachlichung im politischen Diskurs. Eine Analyse am Beispiel der Debatte um das Zentrum gegen Vertreibungen

1. Zielsetzung

Der Gegenstand des Beitrags ist der Sprechakt „Beschwerde“ im politischen Diskurs (mehr zu Sprechakten Austin 1962 und Searle 1969). Der Beitrag setzt sich zum Ziel, die Beschwerdestrategien festzulegen und die Redemittel zur Verbalisierung der Beschwerde zu beschreiben. Da der Beschwerde im Deutschen bisher wenig Aufmerksamkeit vom linguistischen Gesichtspunkt aus gewidmet wurde, wird hier der Versuch unternommen, sie zu identifizieren und einer linguistischen Analyse zu unterziehen.

2. Begriffsbestimmung der Beschwerde

Um über die Beschwerde als Sprechakt und über die Beschwerdestrategien sprechen zu können, muss zunächst erläutert werden, was eine Beschwerde ist und worauf sie beruht. „Beschwerde“ als Sprechakt wird von Olshtain/Weinbach definiert, wie folgt: „In the speech act of complaining, the speaker (S) expresses displeasure or annoyance – censure – as a reaction to a past or ongoing action, the consequences of which are perceived by S as affecting her unfavourably. This complaint is usually addressed to the hearer (H) whom the S holds, at least partially, responsible for the offensive action” (1993:108). Die Beschwerde ist daher eine Sprechhandlung, an der zwei Sprechpartner beteiligt sind, von denen der Sprecher dem Hörer gegenüber seine Unzufriedenheit äußert, die sich auf vergangene oder gegenwärtige Geschehnisse bezieht, indem er den Hörer verantwortlich für die entstandene Situation macht. Im vorliegenden Artikel möchten wir uns jedoch auf die Begriffsbestimmung der indirekten Beschwerde konzentrieren, die einen Ausgangspunkt für die nachstehende Analyse bildet. Die indirekte Beschwerde ist „the expression of dissatisfaction to an interlocutor about one self or someone/something that is not present“ (Boxer 1996:219). Die Beschwerde ist also ein Ausdruck der Unzufriedenheit dem Sprechteilnehmer gegenüber, die den Sprecher

selbst betrifft, oder jemanden anderen, oder etwas, wen/was im Moment der Beschwerde nicht da ist. Nach dieser Definition können folgende Parameter festgelegt werden: (1) der Sprecher, (2) der Sprecheteilnehmer, (3) der Gegenstand der Beschwerde (Grund der Unzufriedenheit), d.h. (3a) Beschwerde über etwas oder jdn., die den Sprecher selbst betrifft oder (3b) Beschwerde über etwas oder jdn., die jemanden anderen betrifft.

Man muss hier hervorheben, dass wir es in der folgenden Untersuchung mit einer Sonderart der Beschwerde zu tun haben. Die analysierten Beispiele sind den schriftlichen Texten entnommen worden, was heißt, dass es sich um die Kommunikation auf der intertextuellen Ebene handelt. So kann der Sprecher in derartigen Erörterung nicht mehr als Sprecher bezeichnet werden, sondern er soll hier weiter Sender genannt werden. Indem sich der Sender mit der Gesellschaftsgruppe identifiziert, nimmt die Rolle des Vertreters der Gruppe an, was zur Folge hat, dass die von ihm ausgedrückte Unzufriedenheit sowohl die anderen als auch ihn selbst (indirekt) betrifft. Ähnlicherweise darf der Sprecheteilnehmer nicht als Sprecheteilnehmer bezeichnet werden. Es wird ihm die Bezeichnung des Empfängers zugeschrieben. Als Empfänger kommen in diesem Fall einerseits die Autoren der Texte zum Thema des Zentrums gegen Vertreibungen, die gleichzeitig auch Sender sind, andererseits ist das die Öffentlichkeit, die an der Debatte nur passiv teilnimmt. Der Schwerpunkt in der untersuchten Beschwerde liegt auf dem Problem des Tabuthemas, des Unrechts und des Unglücks, die zum Gegenstand der Beschwerde werden. Zu diesem Zweck wird die Lexik aus diesen Wortfeldern gebraucht, die dazu dienen, das Problem – den Gegenstand der Beschwerde ausdrücklich zu thematisieren, z.B.: Tabubruch, Tabuzone, deutsches Leiden, (an deutscher Zivilbevölkerung begangenes) Unrecht, Vertreibung(en), trauernde Kollektiverinnerung, Verbrechen, traumatisierte Mütter, Traumata.

3. Die Beschwerdestrategien

Die Beschwerde in der Debatte um das Zentrum gegen Vertreibungen wird mit Hilfe der bestimmten Beschwerdestrategien realisiert und nimmt somit verschiedene sprachliche Formen an. Die Beschwerden werden durch zusätzliche illokutionäre Sprechakte, wie Aufforderung, Vorwurf, Versprechen und Wunschbekundung sowie durch rhetorische Frage zum Ausdruck gebracht.

3.1. Die Beschwerde durch Aufforderung

Die Beschwerde durch Aufforderung ist an folgenden Beispielen zu beobachten:

(a) *Berlin oder Breslau? [...] Berlin, das hieße sicherlich, die deutsche Geschichte in den Vordergrund zu stellen, obwohl das Konzept für Berlin keinen Zweifel aufkommen lässt: Die Vertreibung der Deutschen soll auch hier in die Chronologie der Vertreibungen des 20. Jahrhunderts gestellt werden. Und auch hier wird unmissverständlich her-*

ausgestrichen, dass die Vertreibungen der Deutschen erst die Folge der vorhergehenden Vertreibungen von Polen und Tschechen waren (Hirsch Helga, Das eigene Leid annehmen, Die Welt, 5.04.2002).

(b) Was in den vergangenen Wochen bereits der TV-Geschichtslehrer der Nation, Guido Knopp, vorexerziert hat, darf der Literaturnobelpreisträger nun endgültig konfirmieren: dass es während des Zweiten Weltkrieges an deutscher Zivilbevölkerung begangenes Unrecht gab, dass wir über dieses Unrecht sprechen dürfen und dass solch ein Diskurs – wenn er denn geführt wird – mit der Relativierung eigener Kriegsschuld und eigener Verbrechen nicht das Geringste zu tun hat (Medicus Thomas, Seismograph – Günther Grass' neues Buch, Frankfurter Rundschau, 5.02.2002).

Die Beschwerde durch Aufforderung wird bei (a) mit Hilfe von Modalverb *sollen* + Passivkonstruktion – im ersten Satz und mit Hilfe von Passivkonstruktion im zweiten Satz (ohne Angabe des Agens, was auf unpersönliche Aufforderung hinweist) realisiert, während sie bei (b) mit Hilfe von Modalverb *dürfen* + Infinitiv I ausgedrückt wird.

3.2. Die Beschwerde durch Vorwurf

Die Beschwerde durch Vorwurf ist am folgenden Beispiel zu sehen:

(c) Es war Unrecht, alle Deutschen kollektiv zu vertreiben. Das auszusprechen war zwischen den Jahren 1968 und 1995 fast unmöglich. Man stempelte sich damit zum Rechten (Gespräch mit Peter Glotz: Vertreibung ist ein Verbrechen, Welt am Sonntag, 31.03.2002).

Die Beschwerde durch Vorwurf wird mit Hilfe von infiniten Konstruktionen: *Es war Unrecht, ... zu vertreiben* und *Das auszusprechen war... unmöglich* sowie mit Hilfe von lexikalischen Mitteln, wie *Unrecht, kollektiv, vertreiben* realisiert.

3.3. Die Beschwerde durch Versprechen

(d) Nun hat Grass sowohl als Repräsentationsfigur der deutschen Gegenwartsliteratur wie als repräsentative Gewissensinstanz der westdeutschen Linken ausgerechnet diesen Diskurs erweitert: über Vertreibung zu sprechen wird von nun an – dank Grass' „Krebsgang“ – für niemanden mehr, auch nicht für politische Linke, ein Tabubruch sein (Medicus Thomas, s.o.).

Wir haben es hier mit der Bekundung der Bedürfniserklärung zu tun, indem der Sender den künftigen Wandel (als Besserung der früheren schlechten Situation) bekannt gibt. Das Versprechen (hier: des Wandels) kommt mit Hilfe von Futur I zum Ausdruck, wie das der Fall beim explizit performativ ausgedrückten Versprechen ist, z.B.: *Ab Montag werde ich dich täglich besuchen* (vgl. Zifonun et al. 1997:146).

3.4. Die Beschwerde durch Wunschbekundung

An den folgenden Beispielen ist es zu sehen, wie die Beschwerde durch den Wunsch ausgedrückt werden kann. Hier wird der Wunsch mit der impliziten Hoffnung auf bessere Zeiten ausgedrückt. Der Wunsch wird mit *würde*-Form + Infinitiv I versprachlicht.

(e) *Endlich **würden** die Kinder und Enkel nicht mehr die manisch wiederholten Geschichten **abwehren**, mit denen etwa Tulla Pokriefke in Günter Grass' „Krebsgang“ ihren Sohn überhäuft* (Hirsch Helga, s.o.).

(f) *Sie **würden sich auch nicht mehr** vor dem Schweigen **fürchten**, mit dem völlig traumatisierte Mütter und Großmütter ihre damals erlittene Ohnmacht zuschütteten* (Hirsch Helga, s.o.).

(g) *Endlich **würden sie sich** selbst mit der Frage **konfrontieren**, welche Folgen die Traumata in ihnen hinterlassen haben: ein heilsamer Prozess, in dem integriert würde, was abgespalten war* (Hirsch Helga, s.o.).

3.5. Die Beschwerde durch rhetorische Frage

Das Beispiel zeigt, dass man sich auch in Form von einer rhetorischen Frage beschweren kann. Die nachstehende Frage ist zugleich ein Beweis für eine Determiniertheit des Verfassers dieser Frage, mit der die Beschwerde über das langjährige Schweigen über Vertriebene gemeint ist:

(h) ***Sollte es nicht tatsächlich an der Zeit sein, an jene 15 Millionen Deutsche zu erinnern, die bei Kriegsende vertrieben wurden? Die mit Verlust der ostpreußischen, pommerschen, schlesischen oder böhmischen Heimat oft einen höheren Preis für die Nazi-Verbrechen zahlten als ihre Landsleute in Niedersachsen oder Baden-Württemberg, ohne mehr Schuld auf sich geladen zu haben?*** (Hirsch Helga, s.o.).

4. Sprachliche und stilistische Mittel zur Hervorhebung des Gegenstandes der Beschwerde

Zur Hervorhebung des Gegenstandes der Beschwerde in analysierten Aussagen werden folgende Mittel verwendet: Adverbien, Demonstrativpronomina, Ellipse, Ausklammerung, Wiederholung, Bezug auf die Autoritäten.

4.1. Adverbien

Zur Hervorhebung der Sachverhalte werden folgende Adverbien gebraucht:

a. *Die Vertreibung der Deutschen soll **auch hier** in die Chronologie der Vertreibungen des 20. Jahrhunderts gestellt werden* (Hirsch Helga, s.o.).

b. Und *auch hier* wird **unmissverständlich** herausgestrichen, dass die Vertreibungen der Deutschen erst die Folge der vorhergehenden Vertreibungen von Polen und Tschechen waren (Hirsch Helga, s.o.).

Unter a. und b. wird ein referenzielles Adverb verwendet, wie: ein auf den bestimmten Ort (hier: Berlin) verweisendes nachdrückliches *auch hier* im ersten und zweiten Satz und das kommunikativ relevante Adverb *unmissverständlich* im zweiten Satz, das die Eindeutigkeit des Ausdrucks hervorhebt.

4.2. Demonstrativpronomen

Die Aufmerksamkeit verdient auch der Gebrauch des Demonstrativpronomens zu Zwecken der Hervorhebung. Der Ausdruck *begangenes Unrecht* wird im nachstehenden Nebensatz – statt referenzielles *darüber* – mit dem Demonstrativpronomen *dieses* und dem wiederholten Nomen *Unrecht* unterstrichen:

c. dass es während des Zweiten Weltkrieges an deutscher Zivilbevölkerung **begangenes Unrecht** gab, dass wir über **dieses Unrecht** sprechen dürfen und [...] (Medicus Thomas, s.o.).

Ein anderes Beispiel zeigt, wie es auf das Problem der deutschen Vergangenheitsbewältigung hingewiesen wird und welche Bedeutung man dem Problem zuschreibt:

d. Vermutlich konnte es gar kein anderer als der notorische Geschichtsoptimist Grass sein, der die geschichtspolitische Gunst der Stunde genutzt und klar erkannt hat, dass jetzt – erst jetzt – die Zeit reif ist für **diese** Art deutscher Vergangenheitsbewältigung [...] (Medicus Thomas, s.o.).

Diese Art deutscher Vergangenheitsbewältigung verweist auf die Erzählung von Günter Grass „Im Krebsgang“. Man will damit die Richtigkeit dieses Unternehmens deutlich zur Sprache bringen.

4.3. Ellipse

Der Hervorhebung der Sachverhalte dienen auch Ellipsen, was an den folgenden Beispielsätzen zu beobachten ist:

e. Sollte es nicht tatsächlich an der Zeit sein, an jene 15 Millionen Deutsche zu erinnern, die bei Kriegsende vertrieben wurden? **Die mit Verlust der ostpreußischen, pommerschen, schlesischen oder böhmischen Heimat oft einen höheren Preis für die Nazi-Verbrechen zahlten als ihre Landsleute in Niedersachsen oder Baden-Württemberg, ohne mehr Schuld auf sich geladen zu haben?** (Hirsch Helga, s.o.).

f. Wir hören endlich auf, Gespenster zu sein. Wir benehmen uns fast wie eine normale Nation. Deutschland – das neue, junge – wendet sich um und wird gewahrt, dass es so jung nun auch nicht mehr ist, dass es schon eine Geschichte hat. **Eine eigene, notabene.**

Nicht immer und einzig und allein die blutige Bösenachtgeschichte, aus der es am 8. Mai 1945 kroch (Bücher Wolfgang, Wir wollen unsere ganze Geschichte, Die Welt, 16.02.02).

4.4. Ausklammerung

Die wichtigsten Sachverhalte werden ausgeklammert, wie folgt:

g. *Vermutlich konnte es gar kein anderer als der notorische Geschichtsoptimist Grass sein, der die geschichtspolitische Gunst der Stunde genutzt und klar erkannt hat, dass jetzt – erst jetzt – die Zeit reif ist für diese Art deutscher Vergangenheitsbewältigung: für die trauernde Kollektiverinnerung des Volkes der Täter an seine eigenen Toten* (Medicus Thomas, s.o.).

4.5. Wiederholung

Wir haben es hier mit einer Vielfalt von Wiederholungen zu tun. Diese sind sowohl auf der morphologischen Ebene innerhalb der Sätze (vgl. h.) als auch auf der syntaktischen Ebene – zwischen den Sätzen (vgl. i. – k.) zu bemerken, unter denen sich auch die Konjunkturen (vgl. j.) befinden. Alle bereits genannten dienen der Fortsetzung und der Hervorhebung des Sachverhalts:

h. *Vermutlich konnte es gar kein anderer als der notorische Geschichtsoptimist Grass sein, der die geschichtspolitische Gunst der Stunde genutzt und klar erkannt hat, dass **jetzt – erst jetzt** – die Zeit reif ist für diese Art deutscher Vergangenheitsbewältigung: für die trauernde Kollektiverinnerung des Volkes der Täter an seine eigenen Toten* (Medicus Thomas, s.o.).

i. *Die Vertreibung der Deutschen soll **auch hier** in die Chronologie der Vertreibungen des 20. Jahrhunderts gestellt werden. Und **auch hier** wird unmissverständlich herausgestrichen, dass die Vertreibungen der Deutschen erst die Folge der vorhergehenden Vertreibungen von Polen und Tschechen waren* (Hirsch Helga, s.o.).

j. *[...] **dass** es während des Zweiten Weltkrieges an deutscher Zivilbevölkerung begangenes Unrecht gab, **dass** wir über dieses Unrecht sprechen dürfen und **dass** solch ein Diskurs – wenn er denn geführt wird – mit der Relativierung eigener Kriegsschuld und eigener Verbrechen nicht das Geringste zu tun hat* (Medicus Thomas, s.o.).

k. ***Endlich würden** die Kinder und Enkel nicht mehr die manisch wiederholten Geschichten **abwehren**, mit denen etwa Tulla Pokriefke in Günter Grass' „Krebstanz“ ihren Sohn überhäuft [...]. **Endlich würden sie sich selbst** mit der Frage **konfrontieren**, welche Folgen die Traumata in ihnen hinterlassen haben: ein heilsamer Prozess, in dem integriert würde, was abgespalten war* (Hirsch Helga, s.o.).

4.6. Bezug auf die Autoritäten

Wie die Analyse zeigt, ist in vielen Texten betreffs der Auseinandersetzung um das Zentrum gegen Vertreibungen eine hohe Frequenz der Bezüge auf die Autoritäten zu bemerken, was die folgenden Beispiele darstellen:

l. *Was in den vergangenen Wochen bereits der TV-Geschichtslehrer der Nation, Guido Knopp, vorexerziert hat, darf der Literaturnobelpreisträger nun endgültig bestätigen [...] (Medicus Thomas, s.o.).*

m. *Dank Grass wird es möglich [...] (Hirsch Helga, s.o.).*

n. *Vermutlich konnte es gar kein anderer als der notorische Geschichtsoptimist Grass sein, der die geschichtspolitische Gunst der Stunde genutzt und klar erkannt hat [...] (Medicus Thomas, s.o.).*

o. *Er [Grass] hat noch mehr getan [...] (Medicus Thomas, s.o.).*

p. *Nun hat Grass sowohl als Repräsentationsfigur der deutschen Gegenwartsliteratur wie als repräsentative Gewissensinstanz der westdeutschen Linken ausgerechnet diesen Diskurs erweitert [...] (Medicus Thomas, s.o.).*

5. Fazit

Die Schlussfolgerungen aus der durchgeführten Analyse lassen sich in den folgenden Punkten zusammenstellen:

A. Die Beschwerden in der Debatte um das Zentrum gegen Vertreibungen werden tief in der Historizität verankert.

B. Die Beschwerdestrategien in der politischen Debatte auf der intertextuellen Ebene nehmen die Formen der assertiven Diskursarten an, da der Absender die Beschwerde ausdrückt, ohne die (sofortige) Antwort oder Reaktion vom Empfänger zu erwarten.

C. Die Beschwerde bezieht sich auf vergangene Geschehnisse.

D. Die Beschwerde ist eine indirekte und kollektive Beschwerde, die im Namen einer bestimmten Gemeinschaft (hier: der Vertriebenen) geäußert wird.

E. Die Beschwerdestrategien werden auf die folgende Art und Weise versprachlicht.

Beschwerdestrategien	Sprachliche Realisierung
Die Beschwerde durch Aufforderung	Modalverb <i>sollen</i> + Passivkonstruktion, Modalverb <i>dürfen</i> + Infinitiv, Passivkonstruktion
Die Beschwerde durch Vorwurf	Substantivische Konstruktion + Infinitivkonstruktion; adjektivische Konstruktion + Infinitivkonstruktion

Beschwerdestrategien	Sprachliche Realisierung
Die Beschwerde durch Versprechen	Futur I
Die Beschwerde durch Wunschbekundung	<i>würde</i> + Infinitiv I
Die Beschwerde durch rhetorische Frage	direkte Fragesätze

F. Die Hervorhebung der Beschwerde ist eng mit hohem Intensitätsgrad der Emotionen verbunden, die von positiven Gefühlen, wie Lob bis zu fast aggressiven Gefühlen, wie Ärger und Wut zunehmen, worauf hier im Beitrag nicht direkt eingegangen ist, was aber den Ausblick auf die weitere Untersuchung bildet.

Literatur

- AUSTIN J.L., 1962, How to do things with Words, Oxford.
- BOXER D., 1996, Complaints and troubles-telling: Perspectives from ethnographic interviews, in: Neu J./Gass S. (Hg.), Speech Acts Across Cultures, The Hague, S. 217-239.
- OLSHTAIN E. / WEINBACH L., 1993, Interlanguage features of the speech act of complaining, in: Kasper G./Blum-Kulka S. (Hg.), Interlanguage pragmatics, New York, S. 108-122.
- SEARLE J.R., 1969, Speech Acts, Cambridge.
- ZIFONUN G. / HOFFMANN L. / STRECKER B. u.a., 1997, Grammatik der deutschen Sprache, Berlin/New York.

Bedeutungskonstitution:
Zu epistemischen Formanten der idiolektalen Bedeutung

1. Fragestellung

„Unsere Geschichte hat vor sehr vielen anderen [Geschichten] den Vorteil, daß sie mit dem Anfang beginnen kann“ – heißt es in der allerersten Zeile des ersten Kapitels eines hochinteressanten Buches „Die Suche nach der vollkommenden Sprache“ (it. ‘La ricerca della lingua perfetta’) von Umberto Eco (1995:21). Die „Geschichte“ der Semantik hat ja letztendlich auch das Privileg, schon wieder mit einem „neuen“ Anfang beginnen zu müssen, diesmal mit dem Anfang, der epistemologisch geprägt ist. Diesen „neuen“ Anfang (mit)beginnen zu können, will ich meine Überlegungen zum Sachverhalt „Bedeutungskonstitution“ mit den für die angewandte linguistische Forschung grundlegenden, ja wohl fast fadenscheinigen Fragen auf den Punkt bringen: Was macht die Bedeutung aus? Und: Was macht es möglich, dass Bedeutung als Bedeutung konstituiert wird? Beschränken werde ich mich logischerweise auf die wissenschaftliche Reflexion zur **idiolektalen** Bedeutung aus der Perspektive der anthropozentrischen Linguistik und der noch zu fundierten epistemologischen Semantik. Im Einzelnen gehe ich auf 1) die Konstitution der idiolektalen Bedeutung, 2) die Wissensformanten der idiolektalen Bedeutung und abschließend 3) auf den epistemischen Wissensrahmen der idiolektalen Bedeutung, und ergänzend, auf die Kontextualisierung von idiolektalen Bedeutungsformanten und Bedeutungselementen ein.

2. Subjekt der Bedeutungskonstitution

Um der Frage nachzugehen, was die idiolektale Bedeutung konstituiert, wäre es zunächst einmal nicht ganz unsinnig danach zu fragen, wer sich an der Bedeutungskonstitution eigentlich beteiligt? Wer ist das eigentliche Agens? Ist das die Referenz? Ist das das Designat? Sind es die sog. „sprachlichen Zeichen“, wobei man eigentlich sagen sollte, die sprachlichen Signale? Sind es konkrete Texte, ggf. die in der Linguistik zurzeit modernen Diskurse? Oder sind es vielleicht die dazu berufenen Gremien von Fachleuten, Sprachwissenschaftlern, Sprachhistorikern, die den Volksmund lexikografisch normie-

ren? Wer sich diese Fragen einmal gestellt hat und bemüht war, den Sachverhalt auf die ontische Wirklichkeit mit logischen Argumenten zu prüfen, dem wurde ohne Weiteres das Grundsätzliche klar: Das eigentliche **wer** der Bedeutungskonstitution ist vor allem der primäre, will heißen: der wirkliche Gegenstand der semantischen Forschung – der konkrete Mensch (näher dazu vgl. Pawłowski 2012).¹ Dieser wird in manchen Kreisen, darunter beispielsweise in der gebrauchtorientierten Linguistik, enthumanisiert (vgl. u.a. Loppe 2010:u.a. 18, 228) oder, in der diskursprofilierten Linguistik relativiert (Gardt 2007:38). Dies hat zur Folge, dass die gegenüber dem Menschen externen Referenten, Texte oder Diskurse definitiv zum **eigentlichen** Forschungsgegenstand gemacht werden. Um die Fragen diesmal rhetorisch zu formulieren: Sind konkrete Referenten, Designate, Texte, Diskurse oder lexikografische Einträge in der Lage sich selbst zu konstituieren? Da ich mich dazu ausführlich an anderer Stelle geäußert habe, knüpfe ich hier nur an das Wesentliche an (kritisch zum Gegenstand der linguistischen Semantik vgl. Pawłowski 2012). Mit Absicht habe ich den lexikografischen Aspekt ins Abseits der Bedeutungskonstitution geschoben! Zum einen, weil es sich hier um eine metasemantische Reflexion handelt und es geht zum anderen bei einer lexikografischen Beschreibung um ein – zweifellos berechtigtes, wissenschaftliches Konstrukt, d.h. die rigoros selektierte polylektale Bedeutung, die ontologisch jedoch im Vakuum fischt. Mit anderen Worten: Die Konstitution der polylektalen Bedeutung erfolgt auf dem Wege der Verbegrifflichung, der Eliminierung von sog. „peripheren“ zugunsten der sog. „eigentlichen“, „wesentlichen“ Sememe. Dieser Aspekt wird an dieser Stelle jedoch erörtert. Bei der Auseinandersetzung mit dem Problem „(idiolektale) Bedeutungs-

¹ In einer gesprächslinguistisch profilierten Monografie äußert sich dazu Arnulf Deppermann, der die Bedeutungskonstitution zu Recht auf den Menschen zurückführt. „Ich nehme hier [...] die Position eines methodologischen und semantischen (da konzeptlogisch notwendigen) Mentalismus ein, nicht die eines materialen. [...] Es wird also nicht, wie in der systemtheoretischen Version der Konversationsanalyse, davon ausgegangen, dass die Interaktion ein sich selbst interpretierendes Geschehen ist, in dem Aktivitäten einander interpretieren [...]. Eine Aktivität als solche kann ebenso wenig wie ein Straßenschild oder ein Text etwas interpretieren: Sie kann keine Fragen zum Vorgängerbeitrag beantworten, keine Inferenzen aus ihm ziehen, keine interdiskursiven Bezüge zu anderen Texten herstellen. Es sind InteraktionsteilnehmerInnen, die mit ihren Handlungen verdeutlichen, wie sie die Bedeutung der Handlungen ihrer PartnerInnen verstehen, und ihre Aufzeigehandlungen sind nicht selbstexplikativ, sondern müssen selbst interpretiert werden. Dies betrifft genauso mentale Zuschreibungen: Es muss gezeigt werden, auf welche Details des interaktiven Geschehens sie sich beziehen, wie sie durch dieses zu rechtfertigen sind und was ihr Ertrag für die Rekonstruktion lokaler Interpretationen ist. Da hier also ein empirisch fundierter und restringierter, methodologischer Mentalismus vertreten wird, ist diesseits der epistemologischen und ontologischen Auseinandersetzung um die Existenz und die Berechtigung der Zuschreibung von Mentalität das entscheidende Kriterium für ihre Berechtigung ihre analytische Fruchtbarkeit – ob sie sich darin bewährt, interaktionale Systematiken kenntlich zu machen, schlüssig zu rekonstruieren und ob sie dabei dem Vergleich einer nicht-mentalistischen Erklärung überlegen ist“ (2007:225f.).

konstitution“ rücke ich vor allem den konkreten Menschen in den Vordergrund der semantischen Forschung, und zwar 1) seine Eigenschaft, Ausdrücke, Texte, Diskurse etc., genauer gesagt, das Wissen über die Ausdrucks-, Text-, und/oder Diskursform, mit diversen Wissens-elementen in eine Korrelation zu bringen, 2) die Eigenschaft des Menschen, die für ihn verstehensrelevante Wissensformanten und Wissens-elemente zu kontextualisieren, 3) die Eigenschaft des Menschen, den verstehensrelevanten Wissens-elementen konkrete kognitive, und den einmaligen Ausdrücken, Texten oder diskursiven Äußerungen etc. konkrete kommunikative Funktionen zu verleihen.

3. Wissensformanten der idiolektalen Bedeutung

Das eigentliche **wer** der Bedeutungskonstitution positioniert zu haben, soll nun auf das eigentliche **was** und abschließend das **wie** eingegangen werden. Auszugehen ist vom anthropozentrisch geprägten Axiom, das lautet: Idiolektale Bedeutung ist Wissen. Das Wissen ist das Attribut der mentalen Sphäre eines konkreten Menschen, der dieses Wissen, und dies wird mich vor allem in meinem nächsten, applikativ konzipierten, Beitrag am meisten beschäftigen², erfahrungsgemäß in konkreten Alltagssituationen erwirbt, prägt und unmittelbar durch konkrete Alltagssituationen determinieren lässt (vgl. dazu empirische Studien von Lehr 2002)³. Erfahrung und Alltagssituation sind für die epistemologische Semantik zentral und stellen die eigentlichen Determinanten bei der Konstitution der idiolektalen Bedeutung dar. Was interessiert einen Semantiker, wenn er im Begriff ist, die idiolektale Bedeutung ins Visier zu fassen? Externe Kontexte, Referenten, Ausdrücke, Texte, etc. In der Tat tut er das, jedoch nicht bloß um die Eigenschaften oder die Extension diverser Eigenschaften **an sich** zu erfragen, sondern um herauszufinden, womit und wie diese das **wer**, das eigentliche Subjekt der Bedeutungskonstitution beeinflussen. Die Erfahrung von externen Alltagssituationen, die Erfahrung von externen Kontexten, Referenten, Ausdrücken etc. erfolgt auf dem epistemischen Wege durch Wahrnehmungs- und Lernprozesse (vgl. Linz 2002:154-176). Faktoren, die diese Erfahrung beeinflussen, bezeichne ich nach Bonacchi (2011a:72) als Determinanten. Das sind unter anderem solche Determinanten wie: (regionale) Sitten und Bräuche, (regionale) historische Ereignisse, soziale Gruppe/Hierarchie, religiöser Kontext, Textumgebung u.a. Gleich zu klären ist an dieser Stelle die Tatsache,

² Es geht um den Text: ‚Eh, ich sing’ ja nicht, um gehört zu werden. Ein Beitrag zur Bedeutungskonstitution idiolektaler Ausdrücke am Beispiel gesungener Texte aus dem polnischen West-Roztocze“. Im Druck in: Żebrowska Ż./Steinhoff D./Jaworska M. (Hg.), Materialität und Medialität der Sprache, Frankfurt am Main.

³ „Auf welche Weise erwerben die Menschen der Alltagswelt alltagsweltliches Wissen? Offensichtlich beruht das Alltagswissen nur zu geringen Teilen auf eigenen, unmittelbaren Erfahrungen, und selbst individuelle Erfahrungen, die Menschen im privaten Rahmen machen, sind in intersubjektive und somit gesellschaftlich determinierte, vorinterpretierte Zusammenhänge eingebettet“ (Lehr 2002:20f.).

dass es hier keineswegs – wie beispielsweise Andrea Lehr implizite behauptet – um „Wissensbausteine/-vorräte“ geht, die idiolektale Bedeutungen buchstäblich konstituierten (Lehr 2002:18-19). Die „Wissensbausteine“ und die dem Individuum externe Determinanten sind zwei ontisch unterschiedlich fundierte Entitäten(mengen), bei denen direkte Einflussnahme ausgeschlossen ist. Die epistemische Erfahrung der Determinanten wird geprägt – dies selbstverständlich 1) durch die menschliche Veranlagung, 2) durch die mehr oder minder raffinierten, mentalen Denk-, Begriffs- und/oder Ausdrucksstrukturen und 3) durch die sog. Schemata bzw. Frames. Die Letzteren schaffen einen „epistemischen Raum“, nach dem die Determinanten angemessen geformt werden (vgl. Busse 2012:272).⁴ Die Erfahrung eines Menschen wird zwar durch die externen Determinanten epistemisch geprägt, jedoch final durch die internen, bereits erworbenen Wissens Elemente – um mit Daniel J. Siegel (2006:24f.) zu sprechen – abgespeicherten und reaktivierten Engramms (d.h. Gedächtnisspuren, vgl. Welzer/Markowitsch 2007), **tatsächlich geformt**. Diese Wissens Elemente mit reduktionistischen „Analyse“-Paradigmen (vgl. hierzu Busse 2012:535), d.h. mehr oder weniger privilegiert, zu traktieren, wäre gerade bei dem Problem „Bedeutungskonstitution“ meines Erachtens ein großes Missverständnis. Was sind das für Wissens Elemente? Welche Wissens Elemente machen die idiolektale Bedeutung aus? Sind es die konstitutiven, könnte man vielleicht fragen. Diese Frage will ich bedingt mit Ja beantworten, und zwar unter der Voraussetzung, dass die Forschung idiozentrisch profiliert ist. Werden dafür polyzentrische Forschungsziele angestrebt, so geht es dabei ohne Weiteres um die verstehensrelevanten Wissens- und präziser Bedeutungselemente (vgl. Busse 2012:u.a. 108).⁵ Wie lassen sich nun die idiolektalen Bedeutungselemente erheben, auswerten, nach Bedarf klassifizieren, prototypisieren und/oder typologisieren? Mit welchen methodologischen Instrumenten ist das alles möglich? Was den theoretischen Grundstein und die formale Analyse angeht, überzeugen mich Annahmen und Methodologie der modernen Frame-Semantik am meisten (vgl. v.a. Busse 2007, 2008a/b/c, 2012; Ziem 2005, 2008; Fraas 2011). Ich vermisse hier allerdings konzeptuelle Grundsätze, die unmittelbar aus der anthropozentrischen Reflexion zu den menschlichen/wirklichen Sprachen und wirklichen Kulturen resultieren (vgl. v.a. F. Grucza u.a. 1983, 2010, 2012; S. Grucza 2009a/b, 2010; Bonacchi 2009, 2010, 2011a/b; Olpińska-Szkielko 2012;

⁴ „Erfahrungen von und mit Frames (und natürlich von und mit Wörtern, die diese Frames aktivieren und perspektivieren) bilden sozusagen den ‚den epistemischen Raum‘, in dem sprachliche Zeichen (und grammatische Formen und Strukturen) allererst ihre ‚Bedeutung‘ bekommen. ‚Frames‘ bzw. ‚Schemata‘ sind [...] das ‚Format‘ der Erfahrungen“ (Busse 2012:74).

⁵ „Mit der erstmaligen Bezugnahme der Frame-Idee auf die Diskursebene vertritt sie [Claudia Fraas] indirekt das Verständnis einer erweiterten ‚epistemologischen‘ Semantik, die sich zum Ziel setzt, das gesamte verstehensrelevante Wissen in Bezug auf ein Einzelzeichen oder seine Einbettung in einen Satz- oder Textzusammenhang zu erschließen – auch weit über die Grenzen dessen hinaus, was in reduktionistischen klassischen Modellen noch als ‚zur Bedeutung gehörig‘ gerecht wird“ (Busse 2012:512).

Pawłowski 2010a/b, 2011). Aus dem anthropozentrischen Blickwinkel her betrachtet, erfolgt die Bedeutungskonstitution in konkreten mentalen Bereichen, in denen Bedeutungselemente unmittelbar geformt werden. Die Bedeutungselemente an sich unterliegen **kognitiven/neurobiologischen** Prozessen, sie werden jedoch mittelbar durch die Lebenserfahrung, und genauer, durch diverse (äußere) Determinanten **epistemisch** geprägt. Dem oben angesprochenen epistemischen Raum, „in dem“ Bedeutungen determiniert werden, will ich nun bestimmte mentale Bedeutungs-Formanten-Typen gegenüberstellen, um zu zeigen, dass die dank der epistemischen Erfahrung erworbenen Wissensselemente in unterschiedlichen mentalen Bereichen identifiziert, profiliert und verarbeitet werden. Zu nennen sind drei (idiolektale) Formanten-Typen, durch welche Wissens- und final Bedeutungselemente entsprechend geformt werden: 1) Der anthropologische, 2) der kulturelle und 3) der axiologische Formanten-Typ der mentalen Sphäre eines konkreten Menschen (vgl. auch Pawłowski 2012).⁶

4. Epistemischer Wissensrahmen der idiolektalen Bedeutung

Idiolektale Formanten-Typen genannt zu haben, knüpfe ich nun an das *wie*, und zwar an die Kontextualisierung der Bedeutungselemente, an ihre kognitiven Funktionen und den internen Wissensrahmen, der sie ja in effectu konstituiert (die Kontextualisierung der Bedeutung ist bereits durch empirische Studien nachgewiesen, vgl. Christmann/Schreier 2003).⁷ Bevor ich auf die Formanten-Typen im Einzelnen eingehe, bediene ich mich an dieser Stelle zunächst einer Gemälde-Metapher, um aufzuzeigen, wie die Sache eigentlich zu beleuchten ist. Man stelle sich ein ca. zwei Meter breites und anderthalb Meter hohes impressionistisches Gemälde vor. Was sieht man? Hier und da ein paar verschwommene Flecken, zum Beispiel Umriss einer Brücke, Umriss von Bäumen, vom Grün usw. Geht man idiozentrisch vor, so sind alle Elemente relevant, alle haben ihre eigene Funktion und alle sind durch einen zwei Meter breiten und

⁶ Da es an sich anschaulich ist, dass es sich bei den anthropologischen, kulturellen und axiologischen Formanten-Typen um idiolektale, d.i. um individuelle kognitive Eigenschaften **eines** Individuums handelt, halte ich es für überflüssig von idioanthropologischen, idiokulturellen und idioaxiologischen Formanten-Typen zu sprechen.

⁷ „Die Befunde scheinen sich hier also auf den ersten Blick zu widersprechen. Differenzierte Analysen haben allerdings deutlich gemacht, dass dieser Widerspruch auflösbar ist. Ob eine oder beide Bedeutungen aktiviert werden, hängt nämlich sowohl von der Stärke und Art des Kontextes als auch von der Häufigkeit der jeweiligen Wortbedeutungen ab. Wenn der Kontext und die Häufigkeit der Wortverarbeitung genügend Unterstützung für eine Interpretation geben, dann wird nur eine Bedeutung aktiviert; lassen die beiden Faktoren unterschiedliche Interpretationen zu, dann werden beide Bedeutungen aktiviert. Die Befunde verdeutlichen, dass bereits auf der basalen Ebene der Worterkennung die Bedeutungskonstitution ein aktiver, durch vielfältige Quellen gespeister Prozess ist, der darüber hinaus offensichtlich sehr viel flexibler ist, als es von den einzelnen Modellen gesehen wird“ (Christmann/Schreier 2003:249).

anderthalb Meter hohen Rahmen umgeben. Lassen sich die einzelnen Elemente, ihre Form, Größe, Farbenabtönung, Farbenintensität u.a. isoliert deuten, ohne dass ihre kommunikative(n) Funktion(en) missverstanden werden? Lassen sich ihre kognitiven Funktionen erheben, konstruieren und ggf. wissenschaftlich adäquat erfassen? Lassen sie sich auf die sog. eigentlichen und/oder peripheren Elemente reduzieren, könnte man auch rhetorisch fragen. Diese Metapher soll deutlich machen, wie wichtig es ist, gerade bei dem Problem (idiolektale) Bedeutungskonstitution, möglichst alle Bedeutungsformanten zu berücksichtigen, die ja an sich Bedeutungselemente tatsächlich prägen, und sich von den reduktionistischen, u.a. referenziellen, taxonomischen oder komponentensemantischen Klassifikationen allein nicht täuschen zu lassen.⁸ An dieser Stelle sei vor allem auf Dietrich Busse verwiesen, der die Bedeutungserfassung ohne den dazugehörigen internen Wissensrahmen definitiv ausschließt.⁹ Der interne Wissensrahmen ermöglicht einem Semantiker nicht nur über die Bedeutungsformanten auf (angemessener) Textvorlage wirklichkeitsadäquat zu urteilen und sie – was oben vorgeschlagen wurde, bestimmten Formanten-Typen zuzuschreiben, sondern vor allem diese – und das macht gerade die Frame-Semantik möglich –, in gegenseitigen, darunter hierarchischen, funktionalen Relationen und diversen Kontexten-Typen zu deuten. Kurz: Der Wissensrahmen stellt für das methodologische Inventar der epistemologischen Semantik das erstrangige Instrument dar (vgl. Busse 2007:94).¹⁰ Diesem Gedanken folgend möchte ich mich nun auf die angesprochenen Formanten-Typen

⁸ Hier ist eine Integration von methodologischen Paradigmen nötig. Eine Integration von komponenten-, prototypen-, feld-, und rahmensemantischen Analysemodellen (vgl. Busse 2007:96).

⁹ „Letztendlich verweist jedes Wort auf einen ganzen Bereich von relevanten Wissensrahmen, für die es einzelne Elemente repräsentiert. Umgekehrt entfaltet sich die Wortbedeutung nur in einem Wissensrahmen, für dessen Ausschlussstellen es eine adäquate Begleitung darstellt. Wortsemantik ohne Bezug auf Wissensrahmen ist daher gar nicht denkbar; doch weitet die rahmensemantische Perspektive die linguistische Analyse deutlich über die eng gefasste traditionelle Verständnisweise lexikalischer Bedeutungen hin aus. Eine Typologie rahmensemantischer Wissensstrukturierungen steht noch aus, wäre aber möglicherweise von nicht unerheblichen methodischem Nutzen“ (Busse 2007:99).

¹⁰ „Der Wissensrahmen ist innerhalb der epistemologisch orientierten Semantik ein Fundierungsbegriff erster Ordnung; als solcher ist er ein totalisierender Begriff, der sich auf nahezu alles beziehen lässt, was sich im Zusammenhang mit dem semantisch relevanten (verstehensrelevanten) Wissen spezifizieren lässt. Anders ausgedrückt: Jede Art der Strukturierung (und Horizontbildung) von Wissen stellt in der jeweiligen Betrachtung einen „Wissensrahmen“ dar. Wissensrahmen sind gestaffelt in Hierarchien, geordnet in Parallel- und Alternativstrukturen, so dass man diesen Terminus von den umfassendsten bis zu den kleinsten Wissensgliederungen in immer wieder anderer Weise in Ansatz bringen kann“ (Busse 2007:94). Diese Argumentation überzeugt und eröffnet evident praxisorientierte Einsatzmöglichkeiten, deshalb übernehme ich den Terminus „Wissensrahmen“, so wie er bei Busse (2012:532ff.) erfasst wurde und ergänze um (metalinguistische) Aspekte, die ich zur Deutung des Gegenstandes der linguistischen Semantik formuliert habe (Pawłowski 2012:183).

konzentrieren und dadurch explizite zum Ausdruck bringen, dass sowohl die Konstitution und die Kontextualisierung von idiolektalen Bedeutungselementen als auch ihre adäquate Deutung aufgrund einer Textvorlage, getrennt, d.h. ohne Bezugnahme auf die idiolektalen Formanten-Typen, gar nicht zu denken ist.¹¹

(1) Mit dem anthropologischen Formanten-Typ verbinde ich die ganze menschliche angeborene Beschaffenheit, d.h. die genetische Veranlagung, die Geartetheit von Sinnesorganen, bis hin zur mentalen Eigenart und zu den körperlichen Missbildungen. Unter diesen Formanten-Typ fallen, unter anderem die auditiv, visuell, olfaktorisch, gustatorisch, haptisch, motorisch-kinetisch, vestibulär, emotiv und sogar kinästhetisch und proxemisch geprägten Wissensformanten (vgl. u.a. Bonacchi 2011a:54-59).

(2) Der kulturelle Formanten-Typ erfasst dagegen das (selbst) erworbene Wissen und die Fähigkeiten, dieses Wissen zu verarbeiten und ggf. zu kommunizieren. Darunter fallen alle möglichen ontogenetischen, d.h. die kulturellen wie etwa die kommunikativen, pragmatisch-sozialen, performativen, artefaktiven (vgl. Bonacchi 2011a:63-64) und die lektalen, u.a. regio-, dia- oder technolektalen Eigenschaften, die sich ein Mensch im Laufe des Lebens, sei es durch die Interaktion mit sich selbst, sei es durch die Kommunikation mit der unmittelbaren Umgebung, angeeignet hat.

(3) Der axiologische Formanten-Typ stellt sozusagen eine parallele Formanten-Kategorie dar, dank der sämtliche Wissensselemente je nach Bedarf und internen Kontext positiv, negativ oder neutral bewertet werden können (zur Axiologie in der Semantik vgl. Krzeszowski 2007, zu den axiologisch geformten Konnotationen vgl. Pawłowski 2009). Damit hängt übrigens ein durchaus schwer zu lösendes Problem zusammen, das man auf folgende Frage zurückführen kann: Hat das menschliche Werten eine phylogenetische und/oder ontogenetische Grundlage oder wird vielleicht mit einem Werturteil eine andere Kategorie aktiviert? Von der Perspektive der anthropozentrischen Linguistik aus gesehen, genügt es soweit, das Werten als komplementäre (kognitive) Wissensstrukturen/Wissenselemente des zentralen Nervensystems aufzufassen, die es möglich machen – insofern „spielen die Wissensselemente die Rolle“ eines Formanten-Typs –, mit Rücksicht auf den (internen) Wissensrahmen idiolektale Bedeutungen zu konstituieren und nach Bedarf ein kommunikatives ggf. sprachliches Wertverhalten auszuführen.

Die genannten Formanten-Typen sind das kognitive Formanten-Menü jeder idiolektalen Bedeutung einer kognitiven Ausdruck-, Satz- oder Textform schlechthin. Es ist dabei ganz und gar offensichtlich, dass alle singulären Wissensformanten miteinander neurobiologisch „zu eng“ gekoppelt sind, damit es beim heutigen Wissensstand möglich wäre,

¹¹ Idiolektale Formanten-Typen, darunter die anthropologischen, kulturellen und axiologischen, konstituieren und kontextualisierten idiolektale Wissensselemente und somit die idiolektale Bedeutung und die damit korrelierte mentale Ausdrucks-, Phrasen-Text- und/oder Diskursform.

ihre kognitiven Funktionen exakt zu differenzieren. Dies ist beispielsweise bei Amygdala und orbitofrontalem Kortex der Fall, wo Emotionsverarbeitung und -wertung **und** Verarbeitung vom Sozialverhalten stattfinden (vgl. Brodal 2010:461-472). Diese Tatsache sollte die Semantiker jedoch nicht bedrücken. Im Gegenteil lässt das modulare Gehirn Argumente dafür liefern (vgl. Sadownik 2010:191-252), dass sowohl Wissens Elemente der idiolektalen Bedeutungsstruktur (final Bedeutungselemente) als auch Wissens Elemente der idiolektalen Ausdrucksstruktur (final Ausdruckselemente) in einem ganz konkreten (internen) Kontext aktiviert werden. Die Frage, wie **genau** sie dann miteinander korreliert und ggf. kommuniziert werden, gehört zu den primären Aufgaben der epistemologischen Semantik.¹² Solange die Neurowissenschaftler diese Frage nicht geklärt haben, bleibt dem Semantiker nichts anders übrig als einmalige sprachliche Hervorbringungen idio- oder polyzentrisch zu analysieren. Es ist dabei notwendig, Folgendes festzuhalten: Den eigentlichen und hinreichenden Gegenstand der epistemologischen Semantik machen keineswegs die Wissensformanten schlechthin aus, sondern a) die Art und Weise **wie** sie die epistemische Erfahrung eines Individuums beeinflussen, b) die Proportionen, nach denen sie bei der Konstitution und c) der (internen) Kontextualisierung einer jeden idiolektalen Bedeutung, aber freilich besonders fein, dosiert werden.

5. Zum Ausblick

Die Architektur der idiolektalen Bedeutungsstruktur stellt an die Semantiker besonders große Anforderungen. Um sie adäquat deuten zu können, heißt es für die Semantik vor allem, ihre vollendeten Modelle und reduktionistischen methodologischen Paradigmen zu verlassen. Die anthropozentrischen Grundsätze zur epistemologischen Semantik zusammen mit den Grundlagen und formalen Analysemethoden der modernen Frame-Semantik bieten hier meines Erachtens plausible Lösungsmaßnahmen.¹³ Abschließend will ich das Problem „Erfassung der Bedeutungskonstitution“

¹⁴ Dietrich Busse schlägt die Kategorie „Wort“ als **die** linguistisch elementare Kontextualisierungsebene vor: „a) Die Kontextualisierung von Wörtern im Satz (evtl. erweitert auf Text), b) Die Kontextualisierung von Wörtern im Wortfeld (lexikalisch-semanticem Feld), c) Die Kontextualisierung von Wörtern im Prädikationsrahmen, d) Die Kontextualisierung von Wörtern in textweltbezogenen Wissensrahmen“ (vgl. 2007:88).

¹³ Nicht zuletzt ist auch eine gezielte Aufgabenstellung zur Semantik den Vertretern der gesprächsanalytischen Forschung, unter anderem, Deppermann zu entnehmen, der in einigen wenigen Schlagzeilen die Forschungsperspektiven zur Erfassung der Bedeutungskonstitution skizziert. „Bedeutung ist nicht vorgegeben, etwa durch strukturelle Relation eines sprachlichen Systems oder durch den direkten Bezug von sprachlichen Ausdrücken auf Sachverhalte in der Welt, sondern Bedeutung wird durch SprecherInnen hergestellt; Bedeutung wird nicht einfach aus einem mentalen Lexikon abgerufen, sondern sie wird in Bezug auf den aktuellen sprachlichen und außersprachlichen Kontext hergestellt; Bedeutungskonstitution ist ein Prozess; daher interessieren die Prozeduren und Ressourcen, aufgrund derer Bedeutungen zustande kommen. [...] Untersuchungen der Bedeutungs-

mit folgenden Forschungsfragen resümieren: 1) Welche Wissensformanten prägen die Konstitution der idiolektalen Bedeutung? 2) Welche Wissens Elemente machen die idiolektale Bedeutung aus? 3) Wie lassen sich die idiolektalen Bedeutungsformanten und Bedeutungselemente identifizieren, erheben, auswerten und ggf. klassifizieren? 4) Mit welchen methodologischen Instrumenten ist das möglich?

Literatur

- BONACCHI S., 2009, Zur Vieldeutigkeit des Ausdrucks Kultur und zur anthropozentrischen Kulturtheorie, in: *Kwartalnik Neofilologiczny* 1, S. 25-45.
- BONACCHI S., 2010, Zum Gegenstand der anthropozentrischen Kulturwissenschaft, in: *Lingwistyka Stosowana* 2, S. 69-81.
- BONACCHI S., 2011a, Höflichkeitsausdrücke und anthropozentrische Linguistik, Warszawa.
- BONACCHI S., 2011b, Anthropozentrische Kulturologie: Einige Überlegungen zu Grundannahmen und Forschungspraxis anhand der Analyse von Komplimenten, in: Grucza F./Pawłowski G./Zimniak P. (Hg.), *Die deutsche Sprache, Literatur und Kultur in polnisch-deutscher Interaktion*, Warszawa, S. 33-52.
- BRODAL P., 2010, *The Central Nervous System. Structure and Function*, Oxford.
- BUSSE D., 2007, Diskurslinguistik als Kontextualisierung – Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens, in: Warnke I. (Hg.), *Diskurslinguistik nach Foucault*, Berlin, S. 81-105.
- BUSSE D., 2008a, Diskurslinguistik als Epistemologie. Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand linguistischer Forschung, in: Warnke I. / Spitzmüller J. (Hg.), *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*, Berlin, S. 57-88.
- BUSSE D., 2008b, Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Linguistische Epistemologie. Bemerkungen zu den theoretischen und methodischen Grundlagen einer Historischen Semantik in philosophischem Interesse anlässlich einer Philosophie der Person, in: Haardt A./Plotnikov N. (Hg.), *Diskurse der Personalität: Die Begriffsgeschichte der „Person“ aus deutscher und russischer Perspektive*, München, S. 115-142.
- BUSSE D., 2008c, Linguistische Epistemologie. Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik, in: Kämper H./Eichinger L. (Hg.), *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*, Berlin/New York, S. 73-114.
- BUSSE D., 2012, *Frame-Semantik. Ein Kompendium*, Berlin/Boston.
- CHRISTMANN U. / SCHREIER M., 2003, Kognitionspsychologie der Textverarbeitung und Konsequenzen für die Bedeutungskonstitution literarischer Texte, in: Jannidis F./Lauer G./Martinez M./Winko S. (Hg.), *Regeln der Bedeutung: Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte*, Berlin, S. 246-284.

konstitution müssen beschreiben und erklären, wie Ausdrücke in der Kommunikationspraxis von den an ihr Beteiligten interpretiert werden – denn jenseits der Interpretation durch Subjekte ist die Rede von Sinn und Bedeutung sprachlicher Zeichen hinfällig. Eine Theorie der Bedeutungskonstitution muss mit ontogenetischen und sprachgeschichtlichen Tatsachen kompatibel und fruchtbar für deren Erforschung sein – denn Bedeutung muss so konzeptualisiert werden, dass sie von sich in Interaktionsprozessen entwickelnden Subjekten erworben werden und sich historisch verändern kann“ (2007:212).

- DEPPERMAN A., 2007, Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht, Berlin.
- ECO U., 1995, Die Suche nach der vollkommenden Sprache, München.
- FRAAS C., 2011, Frames – ein qualitativer Zugang zur Analyse von Sinnstrukturen in der Online-Kommunikation, in: Job B./Mehler A./Sutter T. (Hg.), Die Dynamik sozialer und sprachlicher Netzwerke, Wiesbaden.
- GARDT A., 2007, Diskursanalyse – Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten, in: Warnke I.H. (Hg.), Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände, Berlin, S. 27-52.
- GRUCZA F., 1983, Zagadnienia metalingwistyki. Lingwistyka – jej przedmiot, lingwistyka stosowana, Warszawa.
- GRUCZA F., 2010, Zum ontologischen Status menschlicher Sprachen, zu ihren Funktionen, den Aufgaben der Sprachwissenschaft und des Sprachunterrichts, in: Kwartalnik Neofilologiczny 3, S. 257-274.
- GRUCZA F., 2012, Kulturologia antropocentryczna a kulturoznawstwo, in: Grzywka K./Filipowicz M./Godlewicz-Adamiec J./Jagłowska A. et al. (Hg.), Kultura – Literatura – Język 1, Warszawa, S. 79-101.
- GRUCZA S., 2009a, Idiolekt specjalistyczny – idiokultura specjalistyczna – interkulturowość specjalistyczna, in: Języki specjalistyczne 6. Teksty specjalistyczne w kontekstach międzykulturowych i tłumaczeniowych, Warszawa, S. 30-49.
- GRUCZA S., 2009b, Kategoryzacja języków (specjalistycznych) w świetle antropocentrycznej teorii języków ludzkich, in: Komunikacja specjalistyczna 2, S. 15-30.
- GRUCZA S., 2010, Główne tezy antropocentrycznej teorii języków, in: Lingwistyka Stosowana 2, S. 41-68.
- KRZESZOWSKI T.P., 1997, Angels and Devils in Hell. Elements of Axiology in Semantics, Warszawa.
- LEHR A., 2002, Sprachbezogenes Wissen in der Lebenswelt des Alltags, Tübingen.
- LINZ E., 2002, Indiskrete Semantik. Kognitive Linguistik und neurowissenschaftliche Theoriebildung, München.
- LOPPE T., 2010, Bedeutungswissen und Wortgebrauch. Entwurf einer Semantik im Anschluss an Wittgenstein und Putnam, Tübingen.
- OLPIŃSKA-SZKIEŁKO M., 2012, Glottodidaktische Implikationen der anthropozentrischen Sprachentheorie, in: Olpińska-Szkiełko M./Grucza S./Berdychowska Z./Żmudzki J. (Hg.), Der Mensch und seine Sprachen. Festschrift für Franciszek Grucza, Frankfurt am Main.
- PAWŁOWSKI G., 2009, Z badań kontrastywnych nad konotacją idiolektalną polsko- i niemieckojęzycznych mówców-słuchaczy, in: Waszczuk-Zin A. (Hg.), W kręgu problematyki technolektalnej, Warszawa, S. 268-284.
- PAWŁOWSKI G., 2010a, Heißt *konnotativ* peripher? Ein Beitrag zur anthropozentrischen Sprachentheorie dargestellt an einer kontrastiven Studie zu den idiolektalen Konnotationen der Lexeme *Kirche* und *kościół*, in: Małgorzewicz A. (Hg.), Translation: Theorie – Praxis – Didaktik, Wrocław/Dresden, S. 213-226.
- PAWŁOWSKI G., 2010b, Scharf oder Unschärfe? Zu Problemen der Lexemdefinition aus der Sicht der anthropozentrischen Sprachentheorie, in: Kwartalnik Neofilologiczny 3, S. 319-333.
- PAWŁOWSKI G., 2011, Bedeutungstransfer – möglich oder unmöglich. Eine linguistische Analyse wissenschaftlicher Texte, in: Grucza F./Pawłowski G./Zimniak Z. (Hg.), Die deutsche Sprache, Kultur und Literatur in polnisch-deutscher Interaktion, Warszawa, S. 53-67.
- PAWŁOWSKI G., 2012, Zum Gegenstand der linguistischen Semantik, in: Olpińska-Szkiełko M./Pawłowski G./Bonacchi S. (Hg.), Mensch – Sprachen – Kulturen, Warszawa, S. 181-192.

- SIEGEL D.J., 2006. Entwicklungspsychologie, interpersonale und neurobiologische Dimensionen des Gedächtnisses in: Welzer H./Markowitsch H.J. (Hg.), Warum sich Menschen erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Stuttgart, 19-49.
- SADOWNIK B., 2010, Modulare Architektur der menschlichen Sprachfähigkeit. Kognitive und neurobiologische Dimensionen, Lublin.
- WELZER H. / MARKOWITSCH H.J. (Hg.), 2006, Warum sich Menschen erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Stuttgart.
- ZIEM A., 2005, Begriffswissen. Ein linguistischer Beitrag zur sprachlichen Bedeutungskonstruktion in literarischen Texten, in: Roussel M./Wirtz M./Wunderlich A. (Hg.), Eingrenzen und Überschreiten. Verfahren in der Moderneforschung, Würzburg, S. 272-285.
- ZIEM A., 2008, Frame und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz, Berlin/New York.

Wertende Adjektive in der Jugendsprache

1. Einleitung

Wertende Adjektive wie *cool, geil, krass, fett* sind charakteristisch für die Jugendsprache (s. z.B. Neuland 2007:12). Diese Adjektive veralten sehr schnell und werden ständig durch neue Ausdrücke ersetzt. Sie drücken entweder negative oder positive Wertungen aus oder sind hinsichtlich der Wertung neutral. In diesem Aufsatz werden Wertadjektive untersucht, die durch Konversion aus Substantiven entstanden sind. Dazu gehören

- (1) a. *mist, schrott, müll, scheiße, kacke, panne, flop* (wertnegative Adjektive); b. *hammer, hölle* (wertneutrale Wertadjektive); c. *kult, sahne, spitze* (wertpositive Adjektive).

Es wird untersucht, welche Faktoren die Konversion begünstigen, welche adjektivischen Eigenschaften die Wörter aufweisen und aus welchen semantischen Feldern die Nomina stammen, die zu Wertadjektiven umkategorisiert werden können. Die Basis der Untersuchung bildet vor allem die Sprache in Internetforen.

2. Konversion vom Nomen zum Adjektiv

Durch Konversion vom Nomen zum Adjektiv ist eine Reihe von Adjektiven entstanden, u.a. auch aus dem Wortfeld der Farbbezeichnungen:

- (2) a. *ernst, schmuck, klasse, schade, angst, feind, schuld, not, dunkel, elend, barock, revolutionär*; b. *bordeaux, orange, zimt, ananas, mango*.

Trotzdem hat dieser Konversionsvorgang nicht viel Beachtung gefunden und spielt in Arbeiten zur Konversion allenfalls eine marginale Rolle (z.B. Olsen 1990, Eschenlohr 1999). Man könnte vermuten, dass dieser Prozess nicht mehr produktiv ist, jedoch zeigen Beispiele aus der Jugendsprache, dass dem nicht so ist. Androutsopoulos (1998:187) spricht von einem „substandardsprachlich produktiven Modell“, bei dem eine „allmähliche Regularisierung“ stattfindet. Die Frage ist nun, wie es zu dieser Umkategorisierung kommen kann und welche Faktoren diesen Prozess begünstigen.

In Folgenden wird gezeigt, dass die Prädikativposition sich begünstigend auswirkt, da zum einen prädikative Nomina bereits adjektivische Eigenschaften aufweisen und zum anderen die syntaktischen Kategorie prädikativer Elemente durch ihre Umgebung nicht festgelegt ist, wodurch Umkategorisierungen begünstigt werden.

3. Adjektivische Eigenschaften prädikativer Nomina

In diesem Abschnitt soll gezeigt werden, dass prädikative Nomina schon gewisse adjektivische Eigenschaften aufweisen. Auf den adjektivischen Charakter artikelloser Prädikatsnomina weist ihre Koordinierbarkeit mit Adjektiven und die Graduierbarkeit hin:

- (3) *Vielleicht traut sich ja die nächste, die ins Rennen geht, **sehr schlau und ganz Frau zu sein*** (Cathrin Kahlweit, SZ, 24./25.9.2005).
- (4) a. *Hat er Zweifel, oder ist er so **sehr Arzt**, dass er selbst jetzt keine eigene Meinung hat?*; b. *Aber wir glauben, dass letzten Endes erst in der Beziehung zu Gott der **Mensch ganz Mensch**, der Mann **ganz Mann** ist...*; c. *Im Herzen sind wir doch alle auch **ein bisschen Kind** geblieben.*

Jugendsprachlich sind nicht nur artikellose Nomina, sondern auch artikelhaltige prädikative Nominalphrasen graduierbar, vgl. die folgenden Beispiele bei Androutsopoulos (1998:352ff.):

- (5) a. *is voll der chaotentreff find ich*; b. *Oberlippenbärte sind ja voll die Härte*; c. *Für den Megabyte-Addict voll das richtige.*

Die Stellung vor dem Artikel ist auch mit dem relativ neuen Intensifikator *end* möglich:

- (6) *fettes brot is end der hammer* (vgl. Pittner/Berman 2006).

Die artikellose Verwendung von Stoffbezeichnungen und Abstrakta ist nicht weiter bemerkenswert, da sie nicht auf die Prädikativposition beschränkt ist. Bei Nomina wie *Panne* und *Hölle*, die sonst nur mit Artikel auftreten können, zeigt die Artikellosigkeit dagegen schon den Kategorienwechsel an:

- (7) a. *Das ist hammer*; b. *Das war echt panne.*

Auch in semantischer Hinsicht weisen prädikative Nominalphrasen adjektivtypische Eigenschaften auf. Prädikative Nominalphrasen sind im Gegensatz zu Nominalphrasen in anderen syntaktischen Funktionen nicht referentiell. Dies gilt allerdings nicht für Gleichsetzungssätze, in denen die Identität von zwei Referenten ausgedrückt wird:

- (8) a. *Der Fernsehturm ist der Olympiaturm*; b. *Der Abendstern ist die Venus*; c. *Der Morgenstern ist die Venus.*
- (9) *Der Morgenstern ist ein sehr heller Stern.*

Während in den Sätzen in (8) die Identität von zwei Referenten ausgedrückt wird, werden in (9) dem Referenten der NP *der Morgenstern* bestimmte Eigenschaften zugeordnet. Die Zuschreibung von Eigenschaften ist eher die typisch für Adjektive als für Nomina. Wie Autenrieth (1998) zeigt, sind daher Sätze wie in (10) nicht wirklich als Tautologien aufzufassen.

- (10) a. *Krieg ist Krieg*; b. *Ein Kind ist ein Kind*.

In diesen scheinbaren Tautologien werden der Subjekt-NP jeweils bestimmte Eigenschaften zugeschrieben bzw. abgesprochen, weswegen in den Sätzen in (11) auch kein Widerspruch entsteht, da sie ausdrücken, dass dem Subjektsreferenten für seine Klasse typische Eigenschaften fehlen.

- (11) a. *Dieser Mann ist kein Mann*; b. *Der Chef ist kein Chef*.

Aufgrund ihrer fehlenden Referentialität übernehmen prädikative Nomina nicht die übliche „Hauptaufgabe“ von Substantiven, Personen, Dinge, Ereignisse zu benennen, sondern sie bezeichnen Eigenschaften und übernehmen damit eine adjektivtypische Funktion.

4. Die Umkategorisierung begünstigende Faktoren

Allgemein lässt sich beobachten, dass die Prädikativposition auch aufgrund ihrer kategorialen Offenheit eine für Umkategorisierungen aller Art sehr günstige Umgebung darstellt. Die Kopula legt dem Prädikativ keine kategorialen Restriktionen auf, so dass das Prädikativ in so gut wie allen kategorialen Realisierungen auftreten kann (NP, PP, AdjP, AdvP, Satz). Ein weiterer, die Umkategorisierung vom Nomen zum Adjektiv begünstigender Faktor kann in der unflektierten Form des prädikativen Adjektivs gesehen werden. Auf diese Weise kann ein prädikatives Substantiv im Nominativ Singular, das ja ohne Flexionsendung auftritt, problemlos als Adjektivstamm reanalysiert werden, z.B. [_{N/ADJ} schrott]. Auch bestimmte strukturelle Ambiguitäten spielen eine Rolle. Bei Wörtern wie z.B. *echt* kann nicht immer ganz klar zwischen einer Intensivierung eines Elements und einer Bekräftigung einer Aussage durch ein Satzadverb (Modalwort) unterschieden werden, wie auch Androutopoulos (1998:343) bemerkt: „Der ‚Zusammenfall‘ von Intensivierung und Aussagebekräftigung scheint sich also in der Jugendsprache dahingehend zu entwickeln, dass Intensivierer Positionen besetzen, die bisher auf Modalwörter eingeschränkt waren. Eine treibende Rolle spielt dabei die Funktionsambiguität von *echt* und *wirklich*.“ Androutopoulos bietet hier eine Erklärung für die Entstehung von Intensivierern vor dem Artikel an. Diese Ambiguität spielt möglicherweise auch eine entscheidende Rolle bei der Umkategorisierung von Nomina zu Adjektiven, indem sie eine Reanalyse von Satzadverb und Prädikatsnomen (12a) zu einer Adjektivphrase mit Intensivierer (12b) ermöglicht.

- (12) (*das ist*) *echt Spitze*: a. [_{SADV} echt] [_{NP} Spitze] b. [_{INT} echt] [_{ADJP} spitze]

5. Einzelanalysen

Im Folgenden werden die adjektivischen Eigenschaften am Beispiel von *hammer*, *hölle* und *schrott* aufgezeigt.¹ Zu diesen Eigenschaften gehört neben der Artikellosigkeit und der Koordinierbarkeit mit Adjektiven das Auftreten in adjektivtypischen Funktionen, die für Nomina nicht möglich sind. Solche adjektivtypischen Funktionen sind: adverbiale Funktion (*er sieht hammer aus*), attributive Funktion (*ein total schrotttes BIOS*), Auftreten als Intensivpartikel (*das ist hölle anstrengend*), Auftreten als Resultativprädikat (*er hat sich schrott gelacht*), Auftreten als Objektsprädikativ zu Verben, die keine artikellosen Nomina an dieser Stelle zulassen (*sie haben sie schrott gemacht*). Nicht zuletzt lassen sich zu einer Reihe dieser Elemente auch Komparativ- und Superlativformen finden, was eindeutig ihren Adjektivstatus belegt.

Hammer – wurde lange in der Jugendsprache als wertendes Prädikatsnomen verwendet, und zwar sehr lange Zeit mit Artikel (*das ist der Hammer*). Die Verwendung ohne Artikel ist neueren Datums:

- (13) a. *Das ist hammer*; b. *ich finde es total hammer das wir uns wieder zusammengefunden haben und freundschaft geschlossen haben.*

Hammer kann zudem als Intensivpartikel oder als Teil einer Steigerungsbildung auftreten:²

- (14) a. *Das ist hammer geil, das ist hammergeil*; b. *du bist echt hammer mega doll hübsch ...*; c. *Hammerpreise. Das ist der Preishammer* (Werbeprospekt für Büroartikel).

Auch adverbiale Verwendungen lassen sich finden:

- (15) a. *Du siehst echt hammer aus*; b. *bist n hammer typ!*

Besonders deutlich wird der Adjektivstatus bei *hammer* dadurch, dass sogar Komparativ- und Superlativformen belegt sind:

- (16) a. *Einer aus meiner Klasse heisst Hieronymus (schon der Hammer), und seine Schwester heisst Bernadette (noch hammerer)*; b. *Basti mein aller größter, liebster, süßester, geilster und einfach hammerster Schatz auf der Welt!*

Weiterhin lässt sich die Substantivierung des Adjektivs *hammer* belegen:

- (17) *Maradona sowas hammeres hab ich noch nicht gesehen.*

Hölle – tritt zunächst in religiösen Kontexten auf und wird dann übertragen auf Situationen, die einen stark belasten:

¹ Dies geschieht vorwiegend anhand von Google-Belegen aus Jugendforen, die unverändert übernommen wurden.

² Zum Wortbildungstyp „Steigerungsbildung“ vgl. Pittner R.J. (1991).

- (18) a. *Jemand sagte mal, Hölle sei die Abwesenheit Gottes. für immer von ihm Weg sein, ohne Chance, zurückzukehren – das ist Hölle*; b. *Aber zum Thema Depressionen - wenn man grade eine arge manische Phase hatte und dann in eine depressive kommt, das ist Hölle...*; c. *Dabei bekämpfe ich jedoch nur noch die hartnäckigsten Fettpösterchen an der Seite der Hüfte. Das ist HÖLLE!*

Hölle tritt schließlich auch als positiv wertendes Adjektiv sowie als Intensifikator auf:

- (19) a. *Die Partygeier – das ist Mallorca Partysound, das ist Wahnsinn, das ist Hölle*; b. *Das ist Hölle... das ist geil!*
- (20) *Hast du das schonmal gemacht? Ich hab das mal vor, aber habe gehört das ist hölle anstrengend.*

Schrott – auch hier finden sich die adjektiv-typischen Steigerungen mit *echt* und *total*:

- (21) a. *video ist echt schrott aber single ist hammer!!*; b. *Echt Schrott Dein Text, ich würde sogar sagen, ziemlich echter Schrott , ich weiß nicht was mein Bruder dazu sagen würde, der steht nicht auf Schrott ...*; c. *also ich finde die karre total schrott*; d. *Paris ist scheiße, London ist wie immer mal zu teuer, Berlin ist total Schrott gerade, die drehen total durch auf Exctasy.*

Zudem kann *Schrott* gut mit anderen Adjektiven koordiniert werden:

- (22) a. *Die Unterschiede im Alter können gewaltig sein, zwischen total Schrott und total fit.* b. *oah, die sind voll die..., ey, krass, hammer, ey, oah, die sind voll die Seuche, ey! Voll verrottet und total schrott, da sieht meine oma besser aus!*

Schrott kann auch in der für Adjektive typischen Funktion eines Resultativprädikats auftreten:

- (23) a. *Ich fand den Film lustig, hat irgendwas witziges an sich, hab mich stellenweise echt schrott gelacht*; b. *das war voll lustig. hab mich total schrott gelacht!*

Auch in adverbialer Verwendung tritt es auf:

- (24) *Das passt einfach nicht und sieht schrott aus.*

Wie beim Lexem *hammer* lassen sich auch bei *schrott* Komparativ- und Superlativformen finden:

- (25) a. *und die Beschreibung da oben Ist ja noch Schrotter, ihr merkt wohl nicht wie ihr immer mehr verblödet durch den ganzen AGGRO Mist*; b. *und da IIS sowieso auch SCHROTT ist ist die abgespeckte version noch schrotter*; c. *Dieses Spiel ist das schrottteste was ich jeh gesehen habe.*

6. Konversion – Suffigierung

Zu einer Reihe von den neu als Adjektiv verwendeten Nomina gibt es parallele Adjektive mit etwa der gleichen Bedeutung, die durch ein Suffix eindeutig als Adjektive identifizierbar sind, wie etwa *sahne* – *sahnig*, *spitze* – *spitzenmäßig*, *hammer* – *hammerhart*, *müll* – *müllig*, *schrott* – *schrottig*, *panne* – *pannig*, *kacke* – *kackig*, *scheiße* – *scheißig*, *kult* – *kultig*, *flop* – *floppig*. Die durch Konversion entstandenen Adjektive bleiben meist unflektierbar, was ein Grund dafür sein kann, dass zusätzlich noch formal eindeutig als Adjektive erkennbare und damit attributiv verwendbare Ableitungen gebildet werden.

7. Ergebnisse

Nomina aus bestimmten semantischen Feldern eignen sich besonders gut als Ausgangsbasis für Wertausdrücke. Dies sind zum einen die Bezeichnungen für Abfall und Ausscheidungen (*Müll*, *Schrott*, *Mist*, *Scheiße*, *Kacke*) und für negative Ereignisse und Erfahrungen (*Hölle*, *Panne*, *Flop*), die als Basis für negative Wertungen dienen. Von Bezeichnungen für Instrumente, die eine starke physische Wirkung haben (*Hammer*, *Bombe*, *Knaller*) können sich wertneutrale oder positive Adjektive herleiten. Für positive Wertungen eignen sich Substantive für Dinge, die einen verwöhnen (*Sahne*, *Luxus*) oder anbetungswürdig sind (*Kult*). Auch Androutsopoulos (1998) stellt fest, dass die desubstantivische Konversion ihre Ausgangsbasis in der Prädikativfunktion hat. Die folgende Tabelle gibt die Ergebnisse einer von ihm durchgeführten Untersuchung auf der Basis eines Korpus von Musik-Fanzines wieder:

	POS/NEG	PRÄDIK.	ERST- GLIED	ATTRIB.	ADVERB	INT.PART.
<i>klasse</i>	p	x	x	x	x	x
<i>scheiße</i>	n	x	x	x	x	x
<i>panne</i>	n	x	x	x	x	-
<i>kacke</i>	n	x	x	()	x	-
<i>kult</i>	p	x	x	x	-	-
<i>sahne</i>	p	x	x	x	-	-
<i>müll</i>	n	x	()	x	-	-
<i>spitze</i>	p	x	x	-	-	-
<i>schrott</i>	n	x	x	-	-	-
<i>Gott</i>	p	x	-	-	-	-
<i>toto</i>	p	x	-	-	-	-
<i>mist</i>	n	x	-	-	-	-

Erläuterungen: POS/NEG = wertpositive oder -negative Bedeutung; x=Korpusbeleg; ()=Verwendung plausibel, aber nicht belegt;

Abb. 1. Die Entfaltung der desubstantivischen Konversion (Androutsopoulos 1998:192)

Ausgehend von der Prädikativfunktion können sich sukzessive Verwendungen als Erstglied in Komposita, Attribut, Adverbial und als Intensivpartikel herausbilden. Diese Reihenfolge wurde durch die Untersuchung von Pittner/Berman (2006) im Wesentlichen bestätigt. Im Vergleich zu den Ergebnissen von Androutsopoulos (1998) fanden sich adjektivische Eigenschaften einiger Elemente, die in der Studie von Androutsopoulos gar nicht oder nicht in dieser Verwendung aufgetreten sind (in der folgenden Tabelle mit Fettdruck unterlegt).

	PRÄD.	ERSTGLIED	ATTRIB.	ADVERB	INT.PART.
<i>klasse</i>	+	+	+	+	+
<i>scheiße</i>	+	+	+	+	+
<i>panne</i>	+	+	+	+	
<i>kacke</i>	+	+	+	+	+
<i>hölle</i>	+	+	+	+	+
<i>hammer</i>	+	+	+	+	+
<i>kult</i>	+	+	+		
<i>sahne</i>	+	+	+	+	
<i>müll</i>	+		+	+	
<i>schrott</i>	+	+	+	+	
<i>mist</i>	+	+	+	+	
<i>spitze</i>	+	+	+	+	+

Abb. 2. Nach Pittner/Berman 2006

Inzwischen sind weitere durch Konversion von Substantiven entstandene Wertadjektive hinzugekommen.³ Das „Neue Wörterbuch der Szenesprachen“ (2009) listet *killer* und *porno* auf, die schon lange als Substantive verwendet werden, jedoch als evaluative Adjektive relativ neu sind. Eine Follow-up-Studie würde sich also anbieten.

8. Zusammenfassung

Es konnte gezeigt werden, dass die Konversion vom Nomen zum Adjektiv in der Jugendsprache im Deutschen ein produktiver Prozess ist. Dabei wurde die These vertreten, dass die de-substantivische Konversion von der Prädikativposition ihren Ausgang nimmt. Die Gründe dafür, dass die desubstantivische Konversion an die prädikative Position geknüpft ist, erwiesen sich als vielfältig. Zum einen weisen prädikative Nomina bereits adjektivischen Charakter auf, da sie nicht referentiell sind und dem Subjektreferenten Eigenschaften zuschreiben. In morphologisch-syntaktischer Hinsicht begünstigt die kategoriale Offenheit der prädikativen Position und auch die Unflektiertheit des prädikativen Adjektivs die Konversion. Hat sich die adjektivische Verwendung in der prädikativen Position etabliert, kann sie sich auch auf andere ad-

³ Für seine Unterstützung bei der Recherche nach neueren einschlägigen Wertadjektiven danke ich Alina und Daniel Pottmann.

jektivtypische Verwendungen ausdehnen. Komparativ- und Superlativformen belegen zudem eindeutig den Adjektivstatus dieser Lexeme. Die desubstantivische Konversion kann somit als ein produktives und sich weiter konsolidierendes Muster für die Bildung von Wertadjektiven gelten.

Literatur

- ANDROUTSOPOULOS J.K., 1998, Jugendsprache. Linguistische und soziolinguistische Perspektive, Frankfurt am Main.
- AUTENRIETH T., 1998, Tautologien sind Tautologien, in: Rolf E. (Hg.), Pragmatik. Implikaturen und Sprechakte. Sonderheft Linguistische Berichte 8, S.12-32.
- Duden. Das neue Wörterbuch der Szenesprachen, 2009, Mannheim.
- ESCHENLOHR ST., 1999, Vom Nomen zum Verb: Konversion, Präfigierung und Rückbildung im Deutschen, Hildesheim/New York/Zürich.
- MEIBAUER J. et al., 2002, Einführung in die germanistische Linguistik, Stuttgart.
- NEULAND E., 2007, Mehrsprachig – kontrastiv – interkulturell. Zur Heterogenität und Typizität von Jugendsprachen, in: Neuland E. (Hg.), Jugendsprachen: mehrsprachig – kontrastiv – interkulturell, Frankfurt am Main, S. 11-30.
- OLSEN S., 1990, Konversion als ein kombinatorischer Wortbildungsprozeß, in: Linguistische Berichte 127, S. 185-216.
- PITTNER K. / BERMAN J., 2006, Video ist echt schrott aber single ist hammer. Jugendsprachliche Nomen-Adjektiv-Konversion in der Prädikativposition, in: Deutsche Sprache 33, S. 233-350.
- PITTNER R.J., 1991, Der Wortbildungstyp Steigerungsbildung im Deutschen, in: Klein E./ Puradier Duteil F./Wagner K.H. (Hg.), Betriebslinguistik und Linguistikbetrieb (Akten des 24. Linguistischen Kolloquiums, Universität Bremen, 4.-6. September 1989). Bd. 1, Tübingen, S. 225-231.

Deutsche euphemistische Phraseologismen und ihre polnischen Äquivalente¹

Im Deutschen gibt es – vermutlich wie in allen anderen Sprachen – bestimmte Tabuwörter, anders Sprachtabus genannt, die aus sexuellen, religiösen oder politischen Gründen gemieden werden. Diese Dysphemismen gelten als anstößig und in der Kommunikation werden sie in der Regel durch Euphemismen ersetzt (vgl. Bußmann 2002:677, Fleischer 2001:97). Demzufolge sind Dysphemismen also als primär und Euphemismen als sekundär zu betrachten. Der Deutlichkeit halber sei hier darauf hinzuweisen, dass wir im Weiteren ähnliche Kategorien wie Schimpfwörter, Flüche und Blasphemien nicht berücksichtigen werden. Damit beschäftigt sich die sogenannte Malediktologie, die erst vor kurzem gegründet worden ist. Eine kurze aber treffende Definition des Euphemismus bietet Hadumond Bußmann in ihrem „Lexikon der Sprachwissenschaft“: „beschönigender Ersatz für ein anstößiges Wort (Tabuwort) mit pejorativer Konnotation, z.B. *ein schlafen*, *heimgehen* für ‚sterben‘, *hinter Gittern*, *Gottseibeius*, oft mit persuativer Absicht im politischen Sprachgebrauch: *Nullwachstum*, *Entsorgung*, *Befriedung*“ (2002:205-206). Sie hebt in ihrer Definition noch eine charakteristische Eigenschaft der Euphemismen hervor: „Wie die Hyperbel verliert der Euphemismus durch häufigen Gebrauch seine Funktion, sodass ein neuer Euphemismus an seine Stelle tritt, z.B. *Abort*, *Klosett*, *WC*, *Toilette* [...]“ (Bußmann 2002:206). Paweł Bąk (2012:61) bezeichnet diese Erscheinung Inflationierung von Euphemismen und erläutert sie mit folgenden Beispielen: *Krüppel* → *Invalide* → *Behinderter* → *Mobilitätseingeschränkter*; *Hure* → *Prostituierte* → *Callgirl*.

Im vorliegenden Beitrag, der korpusbasiert und konfrontativ angelegt ist, werden zwei Ziele verfolgt: 1) zuerst behandeln wir diese Phraseologismen des Deutschen (fortan: dt.), die als Euphemismen dienen; 2) danach präsentieren wir polnische (fortan: pl.) Entsprechungen der dt. Phraseologismen, die als Euphemismen dienen. Hier gilt es darauf hinzuweisen, dass dieses Problem von der bisherigen Forschung noch nicht

¹ Hiermit danke ich Herrn Dr. Péter Zala (Budapest) recht herzlich für die Beschaffung eines Exemplars der Monographie „Tabus und Euphemismen in der deutschen Gegenwartssprache“ von Roberta Rada.

untersucht worden ist. Die dt. Gegenwartssprache verfügt bereits über vier theoretische Monographien über Euphemismen, die in den letzten vierzig Jahren erscheinen sind: Leinfellner 1971, Luchtenberg 1985, Rada 2001 und Bąk 2012. Bis jetzt ist im Dt. aber noch kein einsprachiges Euphemismenwörterbuch in Buchform vorhanden. Aus diesem Grunde haben wir als Basis für unseren Beitrag vom anonymen on-line Wörterbuch <http://Euphemismen.de> Gebrauch gemacht. Es umfasst 3192 Wörterbuchartikel, die – im Gegensatz zu Hauptgrundsätzen der modernen Lexikographie – nach ihrem ersten Wort alphabetisch angeordnet sind, was seinen Gebrauch ganz erheblich erschwert. Außerdem ist seine Mikrostruktur sehr arm. Jeder Wörterbuchartikel besteht lediglich aus zwei Teilen. Er hat also nur das jeweilige Lemma, d.h. den Euphemismus, und den ihm entsprechenden Dysphemismus, aber enthält keine Belege zur Erläuterung dieses Euphemismus, z.B. *für immer Abschied nehmen* – ‚sterben‘. Bei der Suche nach pl. Äquivalenten dt. Euphemismen stand uns das zeitgenössische Euphemismenwörterbuch „Słownik eufemizmów polskich“ von Anna Dąbrowska (1998), das erste Lexikon dieser Art im Polnischen, zur Verfügung. Dieses Lexikon ist thematisch angeordnet. Es besteht aus 16 thematischen Gruppen und weist insgesamt 2596 Euphemismen auf. Seine Mikrostruktur ist als benutzerfreundlich zu bezeichnen. Jeder Wörterbuchartikel enthält nämlich nach dem Stichwort, d.h. nach dem jeweiligen Euphemismus, dessen kurze Erläuterung sowie einen oder mehrere Belege zu dessen Verdeutlichung, z.B. (Dąbrowska 1998:249):

MNIEJSZE ZŁO – oficjalne określenie stanu wojennego w Polsce w 1981 roku, pojawiające się wówczas w wystąpieniach polityków i w prasie; np. „Prawda jest jednak taka, że przejściowe ciężary, rygory i ograniczenia są zdecydowanie mniejszym złem niż bratobójczy konflikt, który jeszcze niedawno stał przed naszym progiem” (Monitor Dolnośląski 1981) [*Das kleinere Übel* – die offizielle Bezeichnung des Ausnahmezustands in Polen im Jahre 1981, die damals in Reden von Politikern und in der Presse erschien; z.B. Die Wahrheit ist aber so, dass vorübergehende Lasten, Zwangsmaßnahmen und Beschränkungen ein entschieden kleineres Übel sind als der brudermörderische Konflikt, der noch unlängst vor unserer Tür stand’].

Mit diesem Euphemismus hat General Wojciech Jaruzelski versucht, die Einführung des Ausnahmezustands in Polen zu begründen. Charakteristisch für die Makrostruktur dieses Euphemismenwörterbuches ist außerdem das Merkmal, dass auch bestimmte Vulgarismen als Stichwörter aufgenommen worden sind. Besonders auffallend ist die Tatsache, dass die meisten im on-line Wörterbuch Euphemismen.de aufgenommenen dt. Euphemismen Sex und benachbarte Gebiete (primäre Geschlechtsmerkmale von Männern und Frauen, Geschlechtsakt, Masturbation, Prostitution, Homosexualität, Fruchtbarkeit, Menstruation, Prokreation, Schwangerschaft, Geburt usw.) betreffen. An der zweiten Stelle rangiert der Bereich des Todes und Sterbens. Außerdem gibt es dort auch zahlreiche Euphemismen in solchen Bereichen wie Süchte, schwachbegabte

Menschen, alte Menschen, Armut, Strafe und Bestrafte, gewisse Berufsbezeichnungen, die Nazi-Zeit u.a. Als charakteristisch für dieses Wörterbuch können vor allem zwei Merkmale genannt werden: 1) Darin wird konsequent vermieden, Vulgarismen wie z.B. *Pimmel, Fotze, ficken, furzen, scheißen, Hure*, als Stichwörter aufzunehmen. Zu wenigen nicht euphemisierten Dysphemismen gehören: *sterben, sich töten, tot sein*. 2) In den meisten Fällen dienen also verblasste Euphemismen als Stichwörter, z.B. *Penis, Vagina, koitieren, urinieren, Prostituierte*.

Zur Illustration werden im Weiteren einige dt. Euphemismen aus den Bereichen a) Sex und b) Tod, die, wie oben bemerkt, besonders euphemismenreich sind.

a) *jmdm. beiwohnen* – ‚mit jemandem geschlechtlich verkehren‘, *über die Eichel stülpen* – ‚koitieren‘, *eine aufs Kreuz legen* – ‚geschlechtlich mit einer Frau verkehren‘, *es mit jmdm. treiben* – ‚geschlechtlich verkehren‘, *mit jmdm. Liebe machen* – ‚koitieren‘, *ein Mädchen zur Frau machen* – ‚entjungfern‘, *einen Mann bedienen* – ‚mit einem Mann geschlechtlich verkehren‘, *die Orgel vor der Messe spielen* – ‚vohelich geschlechtlich verkehren‘, *am Riemen reißen* – ‚masturbieren‘, *auf den Strich gehen* – ‚die Prostitution ausüben‘;

b) ‚sterben‘ – *in Abrahams Schoß eingehen, die Augen schließen, die Erde verlassen, in die Ewigkeit abberufen werden, in den ewigen Frieden eingehen, den letzten Kampf kämpfen, den Löffel abgeben, zu seinen Vätern versammelt werden, den Weg alles Irdischen gehen, das Zeitliche segnen und Hand an sich legen* – ‚sich töten‘.

Hinsichtlich der Form von dt. Euphemismen werden von Luchtenberg (1985:131-137) folgende acht Kategorien unterschieden: 1) verallgemeinernde Ausdrücke – *ein Ding drehen, es war etwas zwischen ihnen, es machen*; 2) Leerformeln – in der politischen Rede (ohne angegebene Beispiele); 3) Mehrsinnigkeit (Polysemie) – *einschlafen* ‚sterben‘; 4) Zahlen – *00* ‚Toilette‘, *175ger* ‚Homosexueller‘, *§ 16* (Schwangerschaftsabbruch); 5) Fremdwörter – *Hämorrhoiden, Menstruation, Tumor, transpirieren*; 6) Auslassungen – *ein bisschen zu viel haben, einen weg haben, sich einen genehmigen, du kannst mich mal, einen streichen lassen*; 7) Abkürzungen – *WC, H-Bombe, ABC-Waffen*; 8) lautliche Differenzierungen – *Uhr mit H* ‚Hure‘, *Fliegen ohne F* ‚Lügen‘. Außerdem hebt Luchtenberg (1985:143-144) hier die Tatsache hervor, dass in gewissen Fällen auch bestimmte Phraseologismen als Euphemismen verwendet werden, z.B. *jemanden unter den Tisch trinken, einer Flasche den Hals brechen, einen guten Zug haben, einen zu sich nehmen, in gehobener Stimmung sein, blau wie ein Veilchen sein, einen im Krönchen haben*, wobei es sich in allen Fällen – mit Ausnahme von *blau wie ein Veilchen* – um okkasionelle Euphemismen handelt. Mit diesem Problem befassen wir uns im vorliegenden Beitrag.

In der weiteren Analyse der dt. Euphemismen, die Phraseologismen sind, gehen wir von Beobachtungen von Rada (2001:116) aus, die dt. Phraseologismen betreffen. Dabei macht sie einen Unterschied zwischen metaphorischen, metonymischen und synekdochischen Euphemismen. Es gilt aber zu bemerken, dass diese Dreiteilung sich nicht in allen Fällen exakt durchführen lässt. Sie schlägt folgende Definition metaphorischer

Euphemismen vor: „Unter metaphorischen Euphemismen verstehe ich in Anlehnung an Baldauf [...] Euphemismen, bei denen wir es mit der Projektion eines ICM [Idealized Cognitive Model] eines Erfahrungsbereichs auf einen anderen zu tun haben. [...] Das sprachliche Zeichen *Banane* versprachlicht z.B. in seiner nichteuphemistischen Bedeutung ein Konzept, das Teil des OBST-ICM ist. In seiner euphemistischen Verwendung meint es den männlichen Geschlechtsteil“ (Rada 2001:116). Über metaphorische euphemistische Phraseologismen führt Rada aus: „Viele [...] euphemistische Phraseologismen sind auch metaphorisch motiviert. Bei dem euphemistischen Phraseologismus *jmds. Hände versilbern* statt 'korrumpieren' geht es auch um eine metaphorische Übertragung. [...] Viele euphemistische Phraseologismen im Zusammenhang mit dem Tod und Sterben sind ebenfalls metaphorisch motiviert. Insbesondere denke ich hier an Beispiele wie *Gott hat ihn abberufen, den letzten Kampf kämpfen, den letzten Weg gehen, das letzte Vaterunser beten* oder *in die ewigen Jagdgründe zurückkehren*, die Konzepte verbalisieren, die vor dem Hintergrund ENDE/ABSCHLUSS-ICM charakterisiert werden können. Auch hier wird eine wichtige Eigenschaft der ICM ersichtlich, nämlich, dass sie kulturell bedingt sind“ (2001:117).

Zu den bekannten metaphorischen euphemistischen Phraseologismen im on-line Wörterbuch Euphemismen.de gehören u.a. *in Abrahams Schoß eingehen* – ‚sterben‘, *jemandem eine Abfuhr erteilen* – ‚jemanden tadeln‘, *für immer Abschied nehmen* – ‚sterben‘, *einen Affen haben* – ‚betrunken sein‘, *zur großen Armee abgehen* – ‚sterben‘, *auf die schiefe Bahn geraten* – ‚kriminell werden‘, *ein Bäuerchen machen* – ‚aufstoßen‘, *jemandem um die Ecke bringen* – ‚ermorden‘, *einen Eiertanz veranstalten* – ‚auf Männersuche gehen‘, *in die Ewigkeit abberufen werden* – ‚sterben‘, *lange Finger machen* – ‚stehlen‘, *ins Gras beißen* – ‚sterben‘, *nicht ganz bei Groschen sein* – ‚verrückt sein‘, *jemandem die Hände versilbern* – ‚jemanden bestechen‘, *in die ewigen Jagdgründe eingehen* – ‚sterben‘, *über den Jordan gehen* – ‚sterben‘, *einen Kaktus pflanzen* – ‚Kot ausscheiden‘, *jemandem einen Korb geben* – ‚einen Heiratsantrag ablehnen‘, *das Kränzchen verlieren* – ‚entjungfert werden‘, *eine lange Leitung haben* – ‚schwer von Begriff sein‘, *die Leitung aufdrehen* – ‚weinen‘, *den Löffel abgeben* – ‚sterben‘, *gesiebte Luft atmen* – ‚in Arrest sein‘, *die Orgel vor der Messe spielen* – ‚vorehelich geschlechtlich verkehren‘, *seine Notdurft verrichten* – ‚Stuhlgang haben‘, *die Radieschen wachsen sehen* – ‚tot sein‘, *am Riemen reißen* – ‚masturbieren‘, *ein Rohr verlegen* – ‚geschlechtlich mit einer Frau verkehren‘, *bei ihm ist eine Schraube locker* – ‚er ist verrückt‘, *Seemannsgarn spinnen* – ‚Lügenhaftes aus dem Seemannsleben erzählen‘, *eine Stange Wasser wegstellen* – ‚urinieren‘, *auf der Straße stehen* – ‚arbeitslos sein‘, *nicht alle Tassen im Schrank haben* – ‚verrückt sein‘, *das letzte Vaterunser beten* – ‚sterben‘, *einen Vogel haben* – ‚verrückt sein‘, *einen Webfehler haben* – ‚verrückt sein‘, *den Weg alles Irdischen gehen* – ‚sterben‘, *das Zeitliche segnen* – ‚sterben‘.

Luchtenberg (1985:128) stellt fest, dass ein großer Teil der Euphemismen in der dt. Sprache Metaphern sind. Über metonymische euphemistische Phraseologismen gibt es bei Rada u.a. folgende Definition: „Die metonymischen Euphemismen heben also in ihrer aktuel-

len euphemistischen Bedeutung jeweils einen Teil, einen Aspekt desselben ICM hervor. Dadurch fokussieren sie einen Aspekt über Gebühr. Es muss immer ein Aspekt sein, zu dem Anstößigkeit, Gefahr oder Peinlichkeit nicht assoziiert werden. So benennen die Euphemismen für den Geschlechtsverkehr jeweils Handlungen, die vor (*ins Bett gehen, beiliegen*) oder nach dem Koitus (*beischlafen, mit jmdm. schlafen*) erfolgen, fokussieren also Aspekte, die im Hörer neutrale Assoziationen hervorrufen“ (2001:119). Zu den metonymischen euphemistischen Phraseologismen können im analysierten Korpus u.a. folgende gerechnet werden: *die Augen schließen* – ‚sterben‘, *den Arsch zukneifen* – ‚sterben‘, *jemandem beiwohnen* – ‚mit jemandem geschlechtlich verkehren‘, *über kalte Füße bekommen* – ‚Angst bekommen‘, *zu tief ins Glas schauen* – ‚zu viel Alkohol trinken‘, *den Hintern zukneifen* – ‚sterben‘, *Hand an sich legen* – ‚sich töten‘, *über den Jordan gehen* – ‚sterben‘, *einen Kopfkürzer machen* – ‚enthaupen‘, *eine aufs Kreuz legen* – ‚geschlechtlich mit einer Frau verkehren‘, *die Nase begießen* – ‚sich betrinken‘, *übers Ohr hauen* – ‚betrügen‘, *unter dem Pantoffel stehen* – ‚unterdrückt sein (von Ehemännern gesagt)‘, *schief geladen haben* – ‚betrunken sein‘, *sitzen bleiben* – ‚ein Schuljahr wiederholen‘, *mit jemandem Schlitten fahren* – ‚jemanden tadeln‘, *zum Schweigen bringen* – ‚ermorden‘, *auf den Strich gehen* – ‚die Prostitution ausüben‘, *nicht bei Trost sein* – ‚verrückt sein‘, *zu den Waffen greifen* – ‚am Kriegsbeginn teilnehmen‘, *an die Wand stellen* – ‚erschießen‘, *nahe am Wasser gebaut haben* – ‚oft weinend‘, *sich in die Wolle kriegen* – ‚sich zanken‘.

Hinsichtlich synekdochischer Euphemismen sind bei Rada folgende Bemerkungen vorhanden: „Synekdochische Euphemismen, die durch die Beziehung zu Konzeptionen der übergeordneten Ebene beschrieben werden können. In einer Reihe von [...] Euphemismen kommen sog. verallgemeinernde Ausdrücke, wie z.B. *Ding, etwas machen, es tun, es war etwas zwischen ihnen* vor. Sie verfügen über eine außerordentlich große Bedeutungsextension, versprachlichen daher ein sehr unbestimmtes, ungenaues Konzept, das vor dem Hintergrund vieler ICMs charakterisiert werden kann. Deshalb können sie im entsprechenden Kontext, der die ICMs evoziert, zur euphemistischen Umschreibung der verschiedensten Dinge und Ereignisse dienen“ (2001:120). Zu den synekdochischen euphemistischen Phraseologismen können u.a. folgende gerechnet werden: *ein bisschen zu viel haben* – ‚betrunken sein‘, *jemandem eine schmieren* – ‚jemanden ins Gesicht schlagen‘, *einen fahren lassen* – ‚eine Blähung abgehen lassen‘, *einen fliegen lassen* – ‚eine Blähung abgehen lassen‘, *einen im Tee haben* – ‚betrunken sein‘, *einen streichen lassen* – ‚eine Blähung abgehen lassen‘, *einen sitzen haben* – ‚betrunken sein‘, *einen zur Brust nehmen* – ‚Alkoholisches trinken‘, *einen zwitschern* – ‚Alkohol trinken‘, *es hat ihn erwischt* – ‚er ist verwundet‘, *es ist etwas zwischen ihnen* – ‚sie verkehren geschlechtlich miteinander‘, *es tun* – ‚geschlechtlich miteinander verkehren‘, *jemandem ein Ding verpassen* – ‚jemanden schlagen‘, *sich einen genehmigen* – ‚Alkoholisches trinken‘, *auf etwas sitzen bleiben* – ‚eine Ware nicht verkaufen können‘.

Aus dieser Übersicht geht deutlich hervor, dass die Gruppe der metaphorischen euphemistischen Phraseologismen zahlenmäßig überwiegt. An der zweiten Stelle platziert sich

die Gruppe der metonymischen euphemistischen Phraseologismen. Am kleinsten ist die Gruppe der synekdochischen euphemistischen Phraseologismen. Dt. Phraseologismen, die als Euphemismen dienen, lassen sich – ebenso wie andere Phraseologismen – in vollidiomatische, teildiomatische und nicht idiomatische einteilen. Zu den vollidiomatischen Euphemismen gehören u.a.: *auf den Arm nehmen* ‚verspotten‘, *bei ihm ist eine Schraube locker* ‚er ist verrückt‘, *eine Stange Wasser wegstellen* ‚urinieren‘, *nahe am Wasser gebaut haben* ‚oft weinend‘. Zu den teildiomatischen Euphemismen können u.a. folgende gerechnet werden: *die Erde verlassen* ‚sterben‘, *mit sich Schluss machen* ‚sich töten‘, *sitzen bleiben* ‚ein Schuljahr wiederholen‘. Zur Gruppe der nicht idiomatischen Euphemismen sind u.a. folgende zu rechnen: *für immer Abschied nehmen* ‚sterben‘, *die letzte Ehre erweisen* ‚an einer Beerdigung teilnehmen‘, *die Waffen niederlegen* ‚kapitulieren‘. Die Bildsprache dt. Euphemismen, die zu Phraseologismen gehören, kann realistisch oder surrealistisch sein. Es ist auffallend, dass es dabei relativ selten um eine realistische Bildsprache geht, die ein durchschnittlicher Muttersprachler des Dt. problemlos nachvollziehen kann, z.B. *die Augen schließen* ‚sterben‘, *Darmwind entweichen lassen* ‚eine Blähung abgehen lassen‘, *in die Ewigkeit abgerufen werden* ‚sterben‘, *seine Notdurft verrichten* ‚Stuhlgang haben‘, *seine Tage beschließen* ‚sterben‘. In den meisten Fällen sind dagegen in dem von uns untersuchten Korpus solche Euphemismen anzutreffen, die eine surrealistische Bildsprache aufweisen, z.B. *auf den Arm nehmen* ‚verspotten‘, *auf die schiefe Bahn geraten* ‚kriminell werden‘, *Fersengeld geben* ‚fliehen‘, *ins Gras beißen* ‚sterben‘, *eine lange Leitung haben* ‚schwer von Begriff sein‘, *unter dem Pantoffel stehen* ‚unterdrückt sein (von Ehemännern gesagt)‘, *bei ihm ist eine Schraube locker* ‚er ist verrückt‘, *in der Tinte sitzen* ‚sich in Not befinden‘.

Der vorliegende Beitrag ist korpusbasiert orientiert. Das von uns untersuchte Korpus umfasst dt. Euphemismen, die Phraseologismen sind. Um den Rahmen des vorliegenden Beitrages nicht zu sprengen, werden im Folgenden nur verbale Phraseologismen des Dt. berücksichtigt. Außerdem habe ich nur diejenigen Phraseologismen analysiert, die im fünfbändigen „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten“ von Lutz Röhrich (2001) verzeichnet sind. Sie lassen sich nach ihren Entsprechungen im Pl. in drei Äquivalenztypen einteilen: vollständige, teilweise und umschreibende Äquivalente.

Äquivalenztyp I: Dazu werden dt. euphemistische Phraseologismen gerechnet, deren pl. Äquivalente Phraseologismen sind, die dieselbe Bedeutung sowie dieselbe Bildhaftigkeit haben. Die nachfolgende Tabelle bestehen aus drei Kolonnen, in denen dt. Tabuwörter, dt. Euphemismen sowie ihre pl. Entsprechungen aufgenommen worden sind. In Tabelle 1 sind euphemistische dt. Phraseologismen alphabetisch nach ihren Stichwörtern angeordnet.

Tabelle 1. Äquivalenztyp I

Deutsche Tabuwörter	Deutsche Euphemismen	Polnische Euphemismen
sterben	<i>in Abrahams Schoß eingehen</i>	<i>przenieść się na łono Abrahama</i>
sterben	<i>die Augen schließen</i>	<i>zamknąć oczy na zawsze</i>

Deutsche Tabuwörter	Deutsche Euphemismen	Polnische Euphemismen
geschlechtlich verkehren	<i>es mit jmdm. treiben</i>	<i>robić to z kimś</i>
fliehen	Fersengeld geben	<i>dać drapaką</i>
Der kann mich am Arsch lecken.	<i>Der kann mich mal gern haben.</i>	<i>Może mnie pocałować w de.</i>
sterben	<i>in die ewigen Jagdgründe eingehen</i>	<i>odejść/przenieść się do krainy wiecznych łowów</i>
Toilette	<i>wo der Kaiser zu Fuß geht</i>	<i>tam, gdzie król piechotą chodzi</i>
enthaupen	<i>jmdn. einen Kopf kürzer machen</i>	<i>skrócić kogoś o głowę</i>
einen Heiratsantrag ablehnen	<i>jmdm. einen Korb geben</i>	<i>dać komuś kosza</i>
einen Angriff planen	<i>aufs Korn nehmen</i>	<i>wziąć kogoś na muszkę</i>
entjungfert werden	<i>das Kränzchen verlieren</i>	<i>stracić wianek</i>
koitieren	<i>mit jmdm. Liebe machen</i>	<i>uprawiać z kimś miłość</i>
unterdrückt sein (von Männern gesagt)	<i>unter dem Pantoffel stehen</i>	<i>siedzieć pod czyimś pantoflem</i>
arbeitslos sein	<i>auf der Straße stehen</i>	<i>znaleźć się na bruku</i>
zanken	<i>eine Szene machen</i>	<i>zrobić scenę</i>
erschießen	<i>an die Wand stellen</i>	<i>postawić kogoś pod ścianę</i>

Äquivalenztyp II: Dazu gehören dt. euphemistische Phraseologismen, deren Entsprechungen im Pl. Phraseologismen sind, die dieselbe Bedeutung aber eine andere Bildhaftigkeit aufweisen. Über ihre alphabetische Reihenfolge in Tabelle 2 entscheiden ihre Stichwörter.

Tabelle 2. Äquivalenztyp II

Deutsche Tabuwörter	Deutsche Euphemismen	Polnische Euphemismen
einen kurz und schlagfertig ablehnen	<i>jmdn. abblitzen lassen</i>	<i>odprawić kogoś z kwitkiem</i>
betrunken sein	<i>einen Affen haben</i>	<i>mieć w czubie</i>
ledig bleiben	<i>den Anschluss verpassen</i>	<i>nie wyjść/wydać się za mąż</i>
verspotten	<i>auf den Arm nehmen</i>	<i>wystrychnąć na dudka</i>
kriminell werden	<i>auf die schiefe Bahn geraten</i>	<i>zejść na złą drogę/na manowce</i>
mit jemandem geschlechtlich verkehren	<i>jmdm. beiwohnen</i>	<i>współżyć z kimś</i>
nicht zur Arbeit erscheinen	<i>blau machen</i>	<i>± szewski poniedziałek</i>
eine Blähung abgehen lassen	<i>Darmwind entweichen lassen</i>	<i>puścić/strzelić bąka</i>
jemanden schlagen	<i>jmdm. ein Ding verpassen</i>	<i>walnąć kogoś; zbesztać kogoś</i>
ermorden	<i>jmdn. um die Ecke bringen</i>	<i>wysłać kogoś na tamten świat</i>
sterben	<i>in die Ewigkeit abberufen werden</i>	<i>przenieść się do wieczności</i>
eine Blähung abgehen lassen	<i>einen fahren lassen</i>	<i>puścić/strzelić bąka</i>

Deutsche Tabuwörter	Deutsche Euphemismen	Polnische Euphemismen
stehlen	<i>lange Finger machen</i>	<i>mieć lepkie palce</i>
sich erbrechen	<i>rückwärts frühstück</i>	<i>puścić pawia</i>
Angst bekommen	<i>kalte Füße bekommen/kriegen</i>	<i>kogoś oblatuje strach</i>
Alkoholisches trinken	<i>sich einen genehmigen</i>	<i>golnąć sobie, kropnąć sobie</i>
sterben	<i>ins Gras beißen</i>	<i>gryźć ziemię; pójść do piachu</i>
verrückt sein	<i>nicht ganz bei Groschen sein</i>	<i>mieć bzika; mieć nie po kolei w głowie</i>
sich töten	<i>Hand an sich legen</i>	<i>targnąć się na swoje życie</i>
sich ausziehen	<i>die Hüllen fallen lassen</i>	<i>rozebrać się do rosołu</i>
alt werden	<i>in die Jahre kommen</i>	<i>posunąć się w latach</i>
sterben	<i>über den Jordan gehen</i>	<i>przenieść się na łono Abrahama</i>
geschlechtlich mit einer Frau verkehren	<i>eine aufs Kreuz legen</i>	<i>przespać się z kimś</i>
sterben	<i>das Leben aushauchen</i>	<i>wyzionąć ducha</i>
jemanden ermorden	<i>jmdm. das Licht auspusten</i>	<i>wysłać kogoś na tamten świat</i>
sterben	<i>den Löffel abgeben</i>	<i>odwalić kite; wyciągnąć kopyta</i>
betrunken sein	<i>sich die Nase begießen</i>	<i>mieć w czubie</i>
koten	<i>seine Notdurft verrichten</i>	<i>załatwić potrzebę fizjologiczną</i>
betrügen	<i>übers Ohr hauen</i>	<i>wyrolować kogoś</i>
tot sein	<i>die Radieschen wachsen sehen/von unten ansehen/betrachten</i>	<i>wąchać kwiatki od spodu</i>
masturbieren	<i>am Riemen reißen</i>	<i>kręcić kapucyna</i>
nicht bei Sinnen sein	<i>einen Schatten haben</i>	<i>mieć bzika; mieć nie po kolei w głowie</i>
betrunken sein	<i>schief geladen sein</i>	<i>być pijanym jak bela</i>
jemanden tadeln	<i>mit jmdm. Schlitten fahren</i>	<i>dać komuś popalić</i>
sich töten	<i>Schluss mit sich machen</i>	<i>odebrać sobie życie; targnąć się na życie</i>
jemanden ins Gesicht schlagen	<i>jmdm. eine schmier</i>	<i>dać komuś w pysk/w mordę</i>
ermorden	<i>zum Schweigen bringen</i>	<i>zmusić kogoś do milczenia; uciszyć kogoś; zabić kogoś</i>
Er ist verrückt.	<i>Bei ihm ist eine Schraube locker.</i>	<i>Brak mu piątej kleпки.</i>
Lügenhaftes aus dem Seemannsleben erzählen	<i>Seemannsgarn spinnen</i>	<i>± opowiadać niestworzone rzeczy</i>
ein Schuljahr wiederholen	<i>sitzen bleiben</i>	<i>powtarzać klasę</i>
betrunken sein	<i>einen sitzen lassen</i>	<i>mieć w czubie</i>
urinieren	<i>eine Stange Wasser wegstellen</i>	<i>odlewać kartofle/ziemniaki</i>

Deutsche Tabuwörter	Deutsche Euphemismen	Polnische Euphemismen
arbeitslos sein	<i>stempeln gehen</i>	<i>być na zasiłku</i>
menstruieren	<i>Sie hat gerade ihre Tage bekommen.</i>	<i>Właśnie dostała okres.</i>
verrückt sein	<i>nicht alle Tassen im Schrank haben</i>	<i>mieć bzika; mieć nie po kolei w głowie</i>
betrunken sein	<i>einen im Tee haben</i>	<i>być na bani/na bańce/na cyku/na gazie; być pod gazem; mieć w czubie</i>
Er ist verrückt.	<i>Er tickt nicht richtig.</i>	<i>Ma nierówno pod sufitem.</i>
sich in Not befinden	<i>in der Tinte sitzen</i>	<i>być w tarapatach</i>
jemanden betrügen	<i>jmdn. über den Tisch ziehen</i>	<i>wystawić kogoś do wiatru; wpuścić kogoś w maliny</i>
verrückt sein	<i>nicht bei Trost sein</i>	<i>mieć bzika; mieć fioła; mieć nie po kolei w głowie; być niespełna rozumu</i>
verrückt sein	<i>einen Vogel haben</i>	<i>mieć bzika; mieć fioła; mieć nie po kolei w głowie; być niespełna rozumu</i>
verrückt sein	<i>einen Webfehler haben</i>	<i>mieć bzika; mieć fioła; mieć nie po kolei w głowie; być niespełna rozumu</i>
sich zanken	<i>sich in die Wolle kriegen</i>	<i>brać się za lby</i>

Äquivalenztyp III: Dazu rechnen wir dt. euphemistische Phraseologismen, die im Pl. durch Umschreibungen wiedergegeben worden sind. In Tabelle 3 sind sie nach ihren Stichwörtern alphabetisiert.

Tabelle 3. Äquivalenztyp III

Deutsche Tabuwörter	Deutsche Euphemismen	Umschreibungen im Polnischen
körperliche Gewalt anwenden	<i>jmdm. die Abreibung geben</i>	<i>sprać kogoś</i>
aufstoßen	<i>Er machte ein Bäuerchen.</i>	<i>Odbiło mu się.</i>
auf Männersuche gehen	<i>einen Eiertanz veranstalten</i>	<i>szukać męża</i>
beerdigen	<i>der Erde wieder geben</i>	<i>pochować kogoś</i>
jemanden bestehlen	<i>jmdn. um etwas erleichtern</i>	<i>okraść kogoś</i>
Er ist verwundet.	<i>Es hat ihn erwischt.</i>	<i>Został ranny.</i>
sich erbrechen	<i>Essen von sich geben</i>	<i>Zwracać/wymiotować</i>
sich ausziehen	<i>sich frei machen</i>	<i>rozebrać się do naga</i>
aufs Klo gehen	<i>sich frisch machen</i>	<i>odświeżyć się</i>
zu viel Alkohol trinken	<i>zu tief ins Glas geschaut/geguckt haben</i>	<i>wypić za dużo</i>
jemanden bestechen	<i>jmdm. die Hände versilbern</i>	<i>dać łapówkę/posmarować</i>

Deutsche Tabuwörter	Deutsche Euphemismen	Umschreibungen im Polnischen
Es herrscht Streit in der Familie.	Der Haussegen hängt schief.	<i>U kogoś była kłótnia domowa.</i>
leichte, ereignisarme Arbeit haben.	<i>eine ruhige Kugel schieben</i>	<i>leserować</i>
den Darm entleeren	<i>einen Kaktus pflanzen</i>	<i>wypróżnić się</i>
weinen	<i>die Leitung aufdrehen</i>	<i>plakać</i>
urinieren müssen	<i>für kleine Mädchen/Jungen müssen</i>	<i>szukać toalety</i>
vorehelich geschlechtlich verkehren	<i>die Orgel vor de Messe spielen</i>	<i>uprawiać seks przed ślubem</i>
geschlechtlich mit einer Frau verkehren	<i>ein Rohr verlegen</i>	<i>przespać się z kobietą</i>
eine Ware nicht verkaufen können	<i>auf etwas sitzen bleiben</i>	<i>nie móc sprzedać towaru</i>
töten	<i>unschädlich machen</i>	<i>unieszkodliwić</i>
Krieg führen	<i>die Waffen sprechen lassen</i>	<i>prowadzić wojnę</i>
oft weinend	<i>nahe am Wasser gebaut sein</i>	<i>plakać z byle powodu</i>
sich in der Öffentlichkeit betrinken	<i>einen Zug durch die Gemein- de machen</i>	<i>chodzić od knajpy do knajpy</i>

Der konfrontativen Analyse wurden 92 dt. euphemistische Phraseologismen sowie ihre pl. Entsprechungen unterzogen. Die dabei erzielten Ergebnisse können als überraschend bezeichnet werden. Am kleinsten ist Äquivalenztyp I. Dazu gehören nur 16 Phraseologismen, die 17,39 % des untersuchten Korpus ausmachen. Am größten ist Äquivalenztyp II. Dazu werden 53 Phraseologismen gerechnet, d.h. 57,6 % des analysierten Korpus. Diese Ergebnisse können dahingehend interpretiert werden, dass gravierende Unterschiede zwischen dt. und pl. Euphemismen bestehen, vor allem wenn es um ihre Bildhaftigkeit geht.

Zum Schluss präsentieren wir noch einige glottodidaktische Implikationen. Das Problem der Sprachtabus und Euphemismen hat nicht nur eine theoretische, sondern auch eine praktische Bedeutung, vor allem für die sprachliche Kommunikation. Beim DaF-Unterricht ist es also wichtig, dass deutschlernende Nichtmuttersprachler die häufigsten dt. Dysphemismen und ihnen entsprechende dt. Euphemismen beherrschen. Das Besondere besteht dabei aber darin, dass solche Dysphemismen – in normalen Fällen – vermieden und an ihrer Stelle Euphemismen verwendet werden sollten. In Not-situationen können sie aber, ähnlich wie Schimpfwörter und Flüche, äußerst wirksam eingesetzt werden. Wünschenswert wäre hier auch die Erstellung von entsprechenden bilateralen Euphemismenwörterbüchern.

Literatur

- BĄK P., 2012, Euphemismen des Wirtschaftsdeutschen aus Sicht der anthropozentrischen Linguistik, Frankfurt am Main etc.
- BUSSMANN H., 2001, Lexikon der Sprachwissenschaft, Frankfurt am Main.
- DĄBROWSKA A., 1993, Eufemizmy współczesnego języka polskiego, Wrocław.
- DĄBROWSKA A., 1998, Słownik eufemizmów polskich, Warszawa.
- FLEISCHER W., 1992, Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen.
- FLEISCHER W. et al., 2001, Kleine Enzyklopädie – deutsche Sprache, Frankfurt am Main.
- LEINFELLNER E., 1971, Der Euphemismus in der politischen Sprache, Berlin.
- LUCHTENBERG S., 1985, Euphemismen im heutigen Deutsch, Frankfurt am Main etc.
- RADA R., 2001, Tabus und Euphemismen in der deutschen Gegenwartssprache, Budapest.
- RÖHRICH L., 2001, Lexikon der sprichwörtlichen Redenarten, Freiburg etc.

Kollokationen im „Variantenwörterbuch des Deutschen“

Komplexe, über ein Einzelwort hinausgehende Einheiten, sind ein wichtiger Bestandteil der linguistischen Forschung. Ein besonderes Problem stellt die lexikographische Notation der Mehrworteinheiten dar, darunter die Notation von Kollokationen. Im folgenden Artikel wird das Vorkommen dieser Einheiten im „Variantenwörterbuch des Deutschen“ (Ammon et al.¹ 2004) untersucht. Das „Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol“ entstand auf der Basis der Konzeption des Deutschen als plurizentrischer Sprache und stellt einen wertvollen Beitrag zur Varietätenlinguistik dar. Infolge des Projekts, das an den Universitäten Basel, Duisburg und Innsbruck durchgeführt wurde, wurden lexikographisch die wichtigsten nationalen und regionalen standardsprachlichen Varianten des Deutschen in drei Vollzentren und vier Halbzentren erfasst (vgl. Ammon 1995:96). Ins Wörterbuch wurden die Wörter und Wendungen des Standarddeutschen aufgenommen, die nationale und areale Besonderheiten aufweisen, und – soweit vorhanden – deren gemeindeutsche Entsprechungen. Man findet im Wörterbuch spezifische und unspezifische Besonderheiten Österreichs, der Schweiz und Deutschlands und vorwiegend unspezifische Besonderheiten Liechtensteins, Luxemburgs, Ostbelgiens und Südtirols. Spezifische Besonderheiten sind in ihrer Verwendung auf eine Nation beschränkt, während unspezifische auch darüber hinaus vorkommen, aber dennoch nicht gemeindeutsch, also nicht im ganzen deutschen Sprachgebiet gebräuchlich sind (vgl. Ammon et al. 2004:XI).

Redewendungen (Phraseologismen) mit national oder regional bedingten Unterschieden in Verbreitung, Form oder Bedeutung wurden – als eine besondere Gruppe des Wortschatzes – neben den Bezeichnungen nationaler und regionaler Sachspezifika und Institutionen, den national oder regional beschränkten Abkürzungen und Kurzwörtern, sowie geographischen Namen und national typischen Vornamen in der Einleitung des Wörterbuchs hervorgehoben (vgl. Ammon et al. 2004:XI-XII). Diese Einheiten, die vor allem in den Phraseologieartikeln vorkommen, wurden in der Einleitung des

¹ Alle Mitautoren sind: Ammon U., Bickel H., Ebner J., Esterhammer R., Gasser M., Hofer L., Kellermeier-Rehbein B., Löffler H., Mangott D., Moser H., Schläpfer R., Schlossmacher M., Schmidlin R., Vallaster G.

Wörterbuchs mit folgender Erklärung differenziert: „Phraseologieartikel enthalten feste Wortverbindungen wie Redewendungen, Sprichwörter oder substantivierte Attribute. Nicht einbezogen sind Kollokationen, feste Syntagmen und auf Valenz beruhende Verbindungen“ (vgl. Ammon et al. 2004:XVI).

Die Phraseologieartikel werden mit einem Austriazismus illustriert (Ammon et al. 2004:XVI):

Seife: *auf die Seife steigen A (salopp, Grenzfall des Standards) ‚sich durch eine unbeachtete Äußerung oder Handlung in eine unangenehme Lage bringen; ins Fettnäpfchen treten‘: *Nicht wenige Artisten steigen im Varieté auf die Seife* (Wienerin 12/1993, 192) – Das Substantiv ist in allen anderen Verwendungen gemeint.

Die Tatsache, dass es die einzige Erklärung zum phraseologischen Bestand des „Variantenwörterbuchs“ ist, kritisiert Antoinette Steger, die betont, dass die Termini zur Beschreibung der Phraseologismen weder erklärt noch mit Beispielen ergänzt werden. „Dies führt dazu, dass sich weder der Sprachwissenschaftler noch der Laie darüber Kenntnisse verschaffen kann, was die Termini in diesem Nachschlagewerk exakt bedeuten“ (2006:99). Für die Linguisten ist hier nicht das Fehlen von Explikationen und Beispielen, sondern Uneinigkeit über die Bedeutung einzelner Termini in der Phraseologieforschung ausschlaggebend. Steger analysiert jeden von den aufgelisteten Termini (Redewendung, Sprichwort, substantivierte Attribute, Kollokationen, feste Syntagmen, auf Valenz beruhende Verbindungen), und charakterisiert damit verschiedene Gruppen von Phraseologismen, die entweder aufgenommen oder ausgeschlossen wurden. Die von den Wörterbuchautoren „ausgeschlossene Gruppe“ sind Kollokationen. Steger stellt mit Recht fest, dass – obwohl es nicht das Anliegen des „Variantenwörterbuchs“ sei, Kollokationen anzugeben – es solche enthalte. Man kann jedoch mit der Meinung der Forscherin nicht einverstanden sein, wenn sie behauptet, dass über die Definition des Terminus „Kollokation“ in den wesentlichen Bereichen Einigkeit zu herrschen scheint (vgl. Steger 2006:104). Auf die Vielfalt der Definitionen dieses Begriffs und die Unmöglichkeit einer eindeutigen Abgrenzung der Kollokationen von anderen Wortverbindungen machen mehrere Autoren aufmerksam. Der Begriff der Kollokation ist in vielfacher Hinsicht mehrdeutig und „auf recht unterschiedliche Sachverhalte (auf verschiedene Arten einer erwartbaren Kookkurrenz sprachlicher Einheiten) bezogen worden“ (Helbig 2005:168). Charakteristisch für diese Mehrdeutigkeit ist die Definition bei Glück, wo unterschieden wird zwischen (1) Kollokation im weiteren Sinne (als erwartbares Miteinandervorkommen von Lexemen); (2) Kollokation im engeren Sinne (nach Firth 1958) zur kontextuellen Erklärung der Bedeutung im Rahmen des britischen Kontextualismus; (3) Kollokationen in einem noch engeren Sinne – für Syntagmen, deren polyseme Glieder sich gegenseitig monosemieren (vgl. 2000:353)². Als den „Grund-Konsens“ betrachtet Steger die Definition von Harald Burger, der „den

² Zur terminologischen Vielfalt vgl. auch Gładysz 2003:41-42.

Terminus Kollokation für den ganzen Bereich der festen Wortverbindungen, die nicht oder nur schwach idiomatisch sind“ verwendet³. In diesem Zusammenhang analysiert sie den Phraseologismus *eine Offerte einholen* als eine Kollokation. Die Wendung ist analysierbar (die Gesamtbedeutung ergibt sich aus den Bedeutungen ihrer Einzelteile) und asynthetisierbar (das Verb *einholen* kann man nicht durch ein anderes Verb ersetzen: **eine Offerte holen* ist nicht korrekt) (vgl. Steger 2006:104). Dem Helvetismus *eine Offerte einholen* entspricht in Österreich und Deutschland die unspezifische Kollokation *ein Angebot einholen*:

Angebot: ***ein Angebot einholen** A D: →OFFERTE: *EINE OFFERTE EINHOLEN CH ‚eine Preisanfrage an einen Anbieter bzw. eine Anbieterin richten‘: *Wer größere Aufträge zu vergeben hat, sollte vorher ein schriftliches Angebot einholen.* – In CH selten (VW:39)⁴.

Diese Einheiten kommen grundsätzlich in den Phraseologieartikeln vor, wir treffen sie aber auch in den Primärartikeln und Differenzartikeln. Primärartikel stellen den hauptsächlichen Artikeltyp des Wörterbuchs dar und enthalten Wörter, die entweder nach ihrer gesamten Wortform oder nach ihrer Bedeutung nicht im ganzen deutschen Sprachgebiet gebräuchlich sind. Differenzartikel betreffen gemeindeutsche Wörter, die nationale oder regionale Unterschiede in Grammatik (Genus, Flexion, Rektion) oder Pragmatik zeigen⁵. In Primärartikeln finden wir z.B. den spezifischen Austriazismus *Geld beheben*⁶ oder die unspezifische (Österreich und Deutschland) Kollokation *Ansprache haben*:

beheben A st. V/hat: **1.** ‚(Geld) abheben‘: *Beim Versuch, Geld von einem Bankomaten zu beheben, wurde die Karte eingezogen* (ORF Nachlese 9/1997,4). **2.** (formell) ‚(Post, Unterlagen etc.) bei einem Amt oder einem Büro abholen‘: *Die Angebotsunterlagen inkl. Datenträger können gegen Erlag von S. 500. – beim Ingenieurbüro behoben werden.* – Die Bedeutung ‚etw. wieder in Ordnung bringen‘ ist gemeint. (VW:97).

Ansprache A D die; -, -n: ‚Gesprächsmöglichkeit, Kontakt, Unterhaltung‘ (oft in der Wendung [eine] *Ansprache haben/bekommen*): *„Man muss sich mit den Gästen beschäftigen, sie wollen eine Ansprache haben“, sagt Elke M.; Viel gibt es zu erzählen bei allein stehenden, älteren Leuten, die zu Hause keine Ansprache haben* (VW:46).

Die nationalspezifische und areale Klassifizierung der Kollokationen ist die wesentliche Leistung des „Variantenwörterbuchs“. Die Kollokationen werden nach ihren Länder-

³ Vgl. Burger 2003:51. Burger selbst betont sowohl eine breite Diskussion zu den Kollokationen und verschiedene Abgrenzungen des Bereichs in der angelsächsischen Forschung, als auch die Unterschiede im Definieren dieses Begriffs durch deutsche Forscher.

⁴ Im Weiteren wird für das „Variantenwörterbuch“ die Abkürzung VW verwendet.

⁵ Zu den Sonderformen der Artikel zählen auch Namen-, Movierungs- (zu abgeleiteten, meist femininen Formen), Wortbestandteils-, Abkürzungs- und Phraseologieartikel.

⁶ Das Beispiel *Geld abheben* wird oft in der einschlägigen Literatur über Kollokationen angegeben.

kürzeln bezeichnet, in der Reihenfolge A, CH, D, BELG, LIE, LUX, STIR. Die meisten der notierten Kollokationen sind Austriazismen und Helvetismen. Als Beispiele der Austriazismen können folgende Artikel und Kollokationen präsentiert werden:

Bestand A der; -(e)s, ...stände: **1.** ‚Dauer des Bestehens (einer Firma, eines Vereins etc.)‘: *Mit drei Veranstaltungen feierte die Sektion „Wilder Kaiser“ St. Johann in Tirol ihren 50-jährigen Bestand ...* **2.** ‚Pacht, Miete‘: *Der Bestandvertrag wird, wenn sich die in Bestand gegebene Sache ohne weitere Bearbeitung gebrauchen lässt, ein Mietvertrag; wenn er aber nur durch Fleiß und Mühe benützt werden kann, ein Pachtvertrag genannt ...; *in Bestand geben* ‚verpachten‘: *Bereits im Jahr 1952 wurde das Schloss zu ungeteilter Hand an das Land Oberösterreich und an die Stadt Linz gegen einen symbolischen Bestandzins... auf 99 Jahre in Bestand gegeben ...; *in Bestand nehmen/haben* ‚pachten‘: *Wohnungssuchende würden Wohnungsteile in Untermiete in Bestand nehmen können* (VW:107).

Verstoß: *in Verstoß geraten A (formell) ‚verloren gehen‘ (VW:838).

***etw. in Verkehr setzen** A (Wirtschaft) ‚Güter in Umlauf bringen; in Verkehr bringen‘ (VW:717).

Die helvetischen Kollokationen repräsentieren folgende Substantiv-Verb-Kollokationen:

***etw. in die Vernehmlassung geben/schicken** CH ‚ein Vernehmlassungsverfahren für etw. beginnen/einleiten‘ (VW:834).

***das Referendum ergreifen** CH ‚durch Sammlung von Unterschriften das Abstimmungsverfahren in die Wege leiten‘ (VW:619).

***eine Frist ansetzen** CH ‚einen Zeitraum bestimmen‘ (VW:265).

Die Teutonismen haben den allgemeindeutschen Charakter oder sie weisen die regionale Markierung auf:

Einfahrt: * Einfahrt haben D ‚einfahren dürfen (von Zügen)‘: *Auf Gleis 1 hat Einfahrt der S-Bahn-Zug der S4 in den Bahnhof Treptower Park* (VW:203).

Brotzeit D-südost die; -, -en: ‚für eine Zwischenmahlzeit vorgesehene Pause am Vor- oder Nachmittag‘: ... ***Brotzeit machen**: →JAUSNEN, →VESPERN D-südwest, →MARENDEN STIR ‚eine Zwischenmahlzeit annehmen‘ (VW:139).

***in die Gänge kommen** D (ohne südost) ‚aktiv werden, in Schwung kommen‘ (VW:273).

Traute: *[die] Traute haben D (ohne südost) (Grenzfall des Standards) ‚[den] Mut haben‘ (VW:799).

Seltener findet man spezifische Kollokationen dieser Struktur aus den Halbzentren, wie z.B. den Liechtensteinismus:

Behandlung: *in Behandlung ziehen LIE ‚(eine Gesetzesvorlage) im Parlament behandeln‘: *Voraussichtlich wird der Landtag dieses Gesetz noch in diesem Herbst in Behandlung ziehen* (Liechtensteiner VL 28.9. 1995,1). (VW:97).

Häufiger kommen die unspezifischen Kollokationen vor, die sowohl für die Voll- als auch für die Halbzentren charakteristisch sind:

***Forfait geben/erklären** CH LUX ‚einen offiziellen Wettkampf nicht antreten‘ ***Forfait gewinnen/verlieren:** →STRAFBEGLAUBIGEN A, →STRAFVERIFIZIEREN A ‚einen Wettkampf, der nicht stattgefunden hat oder der nachträglich, am grünen Tisch, entschieden wurde, mit einem Standardresultat gewinnen bzw. verlieren‘ (VW:257).

Die präsentierte Gruppe der Substantiv-Verb-Kollokationen bildet den frequentesten Typ der Kollokationen im „Variantewörterbuch“⁷, in dem jedoch auch andere Strukturen der Kollokationen, vor allem die Adjektiv-Substantiv-Kollokationen, vertreten sind. Man findet Beispiele spezifischer Kollokationen dieser Struktur, mit der Berücksichtigung der Halbzentren:

Effekten CH die; nur Plur. <aus frz. *effets* zu lat. *effectus* ‚erreichter Besitz‘>: ‚bewegliche Habe, Habseligkeiten‘ ... ***persönliche Effekten** ‚private Habseligkeiten der Insassen einer Institution oder Anstalt‘ (VW:198).

***wirkungsorientierte Verwaltungsführung** CH ‚Führung einer öffentlichen Verwaltung im Hinblick auf ihre Wirksamkeit‘ (VW:878).

Mark: ***die grüne Mark** A Steyermark (VW:489).

Erde: ***rote Erde** LUX ‚Minette-Region im Südwesten Luxemburgs mit roter Färbung des Bodens durch Erzgehalt‘

Grün: ***landwirtschaftliches Grün** STIR ‚landwirtschaftliche Nutzfläche, die nur in einem bestimmten Ausmaß und mit entsprechenden Auflagen bebaut werden darf‘ (VW:312).

Kenntafel STIR: ***grüne Kenntafel** ‚Aufkleber mit den Buchstaben a (verderbliche Ware) oder dem Buchstaben d (tägliche Ware), der tägliche Fahrten mit dem Lastwagen legitimiert‘ (VW:399-400).

***Grüne Nummer** STIR GRATISNUMMER CH ‚Telefonnummer, über die gebührenfrei Auskunft von öffentlichen oder privaten Diensten eingeholt werden kann‘ (VW:534).

In verschiedenen Konstellationen kommen unspezifische Kollokationen vor:

***große Ferien** CH D ‚längere schulfreie Zeit während der Sommermonate; Sommerferien‘ (VW:239).

⁷ Zur Beziehung der Substantiv-Verb-Kollokationen und der Funktionsverbgefüge vgl. Burger (2003:51), Helbig (2006).

***blaue Zone** CH LUX STIR: KURZPARKZONE A D (ohne mittelost) ‚Parkplätze, die mit blauer Farbe am Boden markiert sind und auf denen für eine bestimmte begrenzte Zeit ein Auto abgestellt werden darf‘ (VW:895-896).

Andere Strukturen bilden die Adverb-Verb-Kollokationen, z.B.:

evident: *evident halten A: →EVIDENZ: *IN EVIDENZ HALTEN A ‚für den Bedarfsfall bereithalten (von Daten, zusammengestellten Informationen)‘ (VW:225).

***leer einlegen** CH ‚den Stimmzettel unausgefüllt abgeben‘;

und Adverb-Adjektiv-Kollokationen, z.B.:

blank: *blank gescheuert D (ohne südost) (Grenzfall des Standards) ‚abgewetzt‘: *Wenig später stoppte das blank gescheuerte Zündkabel die Fahrt ...* - Das Adjektiv *blank* ist in allen anderen Verwendungen gemeint.

Kollokationen haben eine unsymmetrische Struktur – der dominierende Teil, die Basis, wird durch den anderen Teil, den Kollokator, näher beschrieben oder ergänzt. Diese Bestandteile der Kollokation stehen in einem Determinationsverhältnis (Hausmann 2004:315). Im „Variantenwörterbuch“ stellen wir das Vorkommen der Kollokationen fest, in denen nur die Basis oder nur der Kollokator areale Unterschiede aufweisen. Die gemeinsame Basis *Einspruch* (A D) hat als Austriazismus den Kollokator *erheben*, als Teutonismus – *einlegen*:

***Einspruch erheben** A / ***Einspruch einlegen** D (VW:209).

Im Vergleich mit dem Helvetismus und dem Südtirolismus stellen wir die Veränderung der Basis (und zum Teil auch des Kollokators) fest:

***Rekurs einlegen/einreichen** CH STIR.

Den Substantiv-Verb-Kollokationen entsprechen synonyme Vollverben, die sich auch nationalspezifisch voneinander unterscheiden:

***Berufung einbringen** A – **berufen** A / ***Einspruch erheben** A – **beeinspruchen** A / ***Rekurs einlegen/einreichen** CH STIR – **rekurrieren** CH.

Die gesamte Konstellation zeigt der Verweisartikel:

berufen A st.V./hat: →BEEINSPRUCHEN A, →EINBRINGEN: *BERUFUNG EINBRINGEN A, →EINSPRUCH: *EINSPRUCH ERHEBEN A; *EINSPRUCH EINLEGEN D, →APPELLIEREN CH, →REKURRIEREN CH, →REKURS: *REKURS EINLEGEN/EINREICHEN CH STIR ‚Berufung einlegen‘: *Seit 1967 können Buchhändler und Leser gegen die Entscheide der Kommission berufen ...* - Andere Bedeutungen sind gemeint. (VW:103).

Diese Kollokationen des „Variantenwörterbuchs“ lassen sich mit den Daten des „Wörterbuchs der Kollokationen im Deutschen“ von Uwe Quasthoff (2011), des ersten Kol-

lokationswörterbuchs der deutschen Sprache, vergleichen, in dem als Basen *Berufung* und *Einspruch* notiert werden. In der Kombination mit den Kollokatoren *erheben*, *einlegen* bilden sie folgende Kollokationen: *Berufung einlegen*, *Einspruch erheben*, *Einspruch einlegen*.

Berufung die (in der Bedeutung ‚Einspruch‘)

V: AKK. ankündigen·einlegen·beantragen·einräumen·zurücknehmen·zurückziehen·abweisen·zurückweisen ▪ AKK. *auf B.* verzichten ▪ *in B.* gehen (WKD:84)⁸.

Einspruch der

V: DAT. stattgeben ▪ AKK. erheben ▪ einlegen ▪ zurücknehmen·zurückziehen·ablehnen·abweisen·ignorieren zurückweisen ▪ AKK. *auf einen E.* verzichten. A: erfolgreich ▪ energisch·massiv ▪ fristgerecht ·schriftlich ▪ erneut ▪ formal·formell·offiziell ▪ gerichtlich·juristisch rechtlich (WKD:131).

Das „Wörterbuch der Kollokationen im Deutschen“ basiert auf Daten und Verfahren, die an der Abteilung Automatische Sprachverarbeitung des Instituts für Informatik der Universität Leipzig entwickelt wurden. Der korpusbasierte Ansatz und die Auswahl von Stichwörtern und Kollokationen auf der Grundlage ihrer Frequenz in realen Texten ist ein großer Vorteil dieses Wörterbuchs⁹. Da es dort keine nationalspezifische und areale Markierungen gibt, kann der Vergleich mit der Notation der Kollokationen im „Variantenwörterbuch“ zu interessanten Schlussfolgerungen führen. Das „Variantenwörterbuch“ folgt vielen Wörterbüchern, die trotz der mangelnden Darstellung der phraseologischen Theorie, ein reiches Material dieser sprachlichen Ebene darstellen.

Literatur

- AMMON U., 1995, Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten, Berlin/New York.
- AMMON U. et al., 2004, Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol, Berlin/New York.
- BURGER H., 2003, Phraseologie: eine Einführung am Beispiel des Deutschen, Berlin.
- GLÜCK H. (Hg.), 2000, Metzler Lexikon Sprache, Stuttgart/Weimar.
- GLĄDYSZ M., 2003, Lexikalische Kollokationen in deutsch-polnischer Konfrontation, Frankfurt am Main u.a.

⁸ Im Weiteren die Abkürzung für das „Wörterbuchs der Kollokationen im Deutschen“: WKD.

⁹ Mit den Daten des Projekts „Deutscher Wortschatz“ stand zu Beginn der Arbeiten an diesem Wörterbuch im Jahr 2005 ein Korpus von mehr als 50 Millionen Sätzen zur Verfügung. Als Stichwörter für dieses Wörterbuch wurde aus den häufigsten Wörtern im Korpus ausgewählt.

- HAUSMANN F.-J., 2004, Was sind eigentlich Kollokationen?, in: Steyer K. (Hg.), Wortverbindungen – mehr oder weniger fest, Berlin/New York, S. 309-334.
- HELBIG G., 2006, Funktionsverbgefüge – Kollokationen – Phraseologismen. Anmerkungen zu ihrer Abgrenzung – im Lichte der gegenwärtigen Forschung, in: Breuer U./Hyvärinen I. (Hg.), Wörter – Verbindungen. Festschrift für Jarmo Korhonen zum 60. Geburtstag, Frankfurt am Main, S.165-174.
- QUASTHOFF U., 2011, Wörterbuch der Kollokationen im Deutschen, Berlin/New York.
- SCHMIDLIN R., 2004, Nationale Varianten standarddeutscher Phraseologismen, in: Palm-Meister Ch. (Hg.), EUROPHRAS 2000, Tübingen, S. 435-446.
- STEGER A., 2006, Die Phraseologismen – Terminologie im *Variantenwörterbuch des Deutschen*, in: Dürscheid Ch./Businger M. (Hg.), Schweizer Standarddeutsch. Beiträge zur Varietätenlinguistik, Tübingen, S. 97-111.

In anaginne uuas uuort, ... thaz, uuas in anaginne.
Anaphorische Referenzmittel im Althochdeutschen

Texte sind bekanntlich keine bloßen Aneinanderreihungen von Einzelsätzen, sondern stellen kohärente Gefüge dar, in denen die jeweiligen Textsätze mannigfaltig miteinander verbunden sind (vgl. Wolf 2008:58) und dadurch eine nachvollziehbare Gedankenabfolge konstituieren. Dies geschieht zum einen durch Satzanknüpfungsmittel wie Konjunktionen und Konjunkionaladverbien, welche die semantischen Relationen zwischen den jeweiligen Sätzen signalisieren, aber auch durch unterschiedliche Formen der anaphorischen Wiederaufnahme. Dabei handelt es sich um die Referenz eines im Vorgängersatz erwähnten Diskursreferenten durch einen anderen Referenten im Nachfolgersatz. Mit anderen Worten: Auf ein im Vorsatz thematisiertes Element wird mit Hilfe eines (meist mit ihm referenzidentischen) Ausdrucks zurückverwiesen, wobei beide Entitäten im Verhältnis Substituendum – Substituens (vgl. Harweg 1979) zueinander stehen, dabei aber nicht zwingend in unmittelbar nacheinander folgenden Textsätzen, also in kontakter Stellungsposition vorkommen müssen. Wir haben es hier also mit einem transphrastischen Phänomen zu tun, das erst in einem komplexen semiotischen Aussagesystem, dem Diskurs, eingehend untersucht werden kann. Das Prinzip der referentiellen Verknüpfung von Textentitäten hat verschiedene Ausdrucksformen ausgeprägt (vgl. u.a. Wolf 1981, dort auch Textbeispiele zu den jeweiligen Wiederaufnahmetypen): Außer anaphorischer Referenz mittels komplexer koreferenter Nominalphrasen bzw. identischer Lexeme oder periphrastischer Umschreibungen gehört hierher u.a. auch die Wiederaufnahme durch Personal- oder – wie es im Beitragstitel der Fall ist – (substantivisch gebrauchte) Demonstrativpronomina¹.

Ähnlich wie im neuhochdeutschen Diskurs begegnen die Formen der Wiederaufnahme auch in älteren Sprachdenkmälern des Deutschen und sowohl hier als auch dort lässt

¹ Brinker (2005:27ff.) nimmt eine strenge Unterscheidung zwischen expliziten und impliziten Formen der Wiederaufnahme vor. Seinem Konzept zufolge besteht die implizite Wiederaufnahme in der vollständigen Referenzidentität zwischen dem wiederaufgenommenen Ausdruck (Antezedens) und der Wiederaufnahmeform, wobei beide Textentitäten in unmittelbarer Nähe zueinander stehen. Demgegenüber sind die Ausdrücke bei der impliziten Wiederaufnahme nicht referenzidentisch und stehen eher in einem Kontiguitätsverhältnis zueinander.

sich im Hinblick auf deren Gebrauch eine Varianz beobachten, die auf den ersten Blick als weitgehend unsystematisch, ja idiosynkratisch erscheint. Insbesondere trifft dies auf die Setzung von Personal- und substantivisch gebrauchten Demonstrativpronomen zu. Dabei werden oft Versuche unternommen, die Wahl der einzelnen Wiederaufnahmeformen durch diverse Theorieansätze (vgl. u.a. Brennan/Friedmann/Pollard 1987, Bosch/Katz/Umbach 2007) zu erklären². Die jüngst ausgearbeiteten Erkenntnisse diesbezüglich basieren auf dem informationsstrukturellen Ansatz (Bosch u.a. 2007, Solf 2008, Petrova/Solf 2010), der von Topikalität und Salienz als den entscheidenden Bestimmungsfaktoren für die Distribution von Personal- bzw. Demonstrativpronomen ausgeht. Dabei wird angenommen, dass die Salienz, also die Aktiviertheit eines Diskursreferenten im gemeinsamen Wissensbereich des Sprechers und des Hörers, kontradiktorisch kodiert wird: Je niedriger der Grad an Salienz (bzw. Wahrnehmbarkeit, Zugänglichkeit, Wiedererkennung) eines Diskursobjekts, umso expliziter bzw. komplexer ist die Ausdrucksform, mit der es kodiert wird. Analog gilt, dass die maximal aktualisierten Diskursreferenten mit einer impliziten Form des referierenden Ausdrucks kodiert werden (vgl. Petrova/Solf 2010:343). Die Verwendung von (pronominalen) Referenz-Strukturen ist demzufolge nicht nur stil- bzw. registergesteuert, sondern vielmehr diskurspragmatisch motiviert und lässt dabei ein reguläres Muster erkennen. Die nachfolgenden Überlegungen diesbezüglich werden an zwei althochdeutschen Texten, dem sog. althochdeutschen Tatian (um 830), einer lateinisch-althochdeutschen Bibelbilingue und dem Evangelien-Poem Otfrids von Weißenburg (um 860) verdeutlicht.

Anfangen möchte ich allerdings mit einem synchronen Beispiel, in dem eine anaphorische Wiederaufnahme durch Pro-Formen vorliegt (ähnliche Beispiele vgl. Bosch u.a. 2007:146; 48 et passim):

- (1) *Was hatte Maria vor?*
Maria_i wollte mit Elisabeth_j Skifahren gehen,
 a. *aber sie_{i/j} war erkältet.*
 b. *aber die/diese_{*i/j} war erkältet.*

Aus dem Beispiel geht hervor, dass die beiden verwendeten Pronominalreihen (Personal- und Demonstrativpronomen) sich gewissermaßen komplementär verhalten und auf jeden Fall eine mehr oder weniger klare Funktionsaufteilung hinsichtlich der Kodierung anaphorischer Beziehungen aufweisen: Während das Personalpronomen *sie* in seinem anaphorischen Bezug ambig ist und im Grunde genommen beide im Vorgängersatz angeführten Bezugsreferenten anaphorisieren kann, referiert das Demonstrativum *die* bzw. *diese* eindeutig auf das Objekt des Vorsatzes (*Elisabeth*) und somit hebt die Ambiguität der anaphorischen Beziehungen im behandelten Satz auf. Ein Asterix vor dem Referenzindex in (1b) signalisiert, dass eine Bewerbstellung der anaphorischen

² Diese werden zunächst in der synchronen Syntaxforschung herausgearbeitet und dann auf die älteren Sprachstufen übertragen.

Referenz zwischen dem Demonstrativum und dem Satzsubjekt (*Maria*) blockiert ist. Dem informationsstrukturellen Ansatz zufolge verleiten die Beobachtungen zum folgenden Schluss: Die Personalpronomen sind tendenziell für die Referenz von topikal und somit den salientesten Diskursreferenten prädestiniert; in unserem Fall ist es das Satzsubjekt *Maria*. Demgegenüber zeigen die Demonstrativpronomen eine funktionale Präferenz für die Wiederaufnahme von nicht-topikal Diskursreferenten (*Elisabeth*), welche unterschiedlich stark im Diskurs und im gemeinsamen Wissensbereich von Sprecher und Hörer aktiviert sind.

Es ist nun zu fragen, ob die Distribution von anaphorisch verwendeten Personal- und Demonstrativpronomen im Althochdeutschen vergleichbaren Restriktionen unterliegt. Die Analysen der Korpusbelege ergeben, dass die funktionale Komplementarität der beiden Pronominalreihen weitestgehend beibehalten wird. In Fällen, in denen der anaphorische Bezug ohne weiteres rekonstruiert werden kann und die Bezugsentität als Topik des Satzes figuriert, wird tendenziell das Personalpronomen verwendet. Die Tendenz zur Verwendung von einfachen Personalpronomen lässt sich insbesondere in den ahd. Übersetzungstexten, etwa der deutsch-lateinischen Tatian-Bilingue, beobachten. Übersetzungen neigen typischerweise zu einer Anlehnung an den Originaltext, deswegen sind hier vor allem diejenigen Textstellen aussagekräftig, an denen der ahd. Übersetzer die Sprachformen gegen die lateinische Vorlage verwendet oder – beim Fehlen eines klaren fremdsprachigen Musters – frei über die Setzung der genuinen Strukturen entscheidet, die ihm in seiner eigenen Sprache zur Verfügung stehen. Da das Lateinische eine Pro-drop-Sprache ist, hat der ahd. Übersetzer vielfach einen Frei- raum bei der Setzung von Pronominalformen. Und gerade dort, wo im lateinischen Originaltext eine koverte Realisierung von Pronomina vorliegt, entscheidet sich der ahd. Übersetzer in der Regel für das Personalpronomen (vgl. auch Solf 2008:191):

- (2) Tat. 25, 29-26, 3 *Fuit In diebus herodis regis/Iudeæ quidam [...] & uxor illi [...] /erant autem iusti ambo ante deum [...]*

*uuar In tagun herodes thes cuninges/Iudeno sumer **biscof**_i [...] /Inti **quena**_j,
Imo [...], /**siu**_{i+j} uuarun rehtiu beidu fora gote [...].*

„Es war zu der Herrschaftszeit von König Herodes von Judäa ein Priester [...] und dessen Frau, sie waren beide rechtschaffen vor Gott“ (Übersetzung nach Hinterhölzl/Petrova/Solf 2005:151).

- (3) Tat. 37, 23-30 *homo erat In hierusalem./cui nomen simeon, / & homo iste iustus & timoratus./expectans consolationem israhel. / & spiritus sanctus erat In eo, / & responsum acceperat a spiritu sancto./non uisurum se mortem./nisi prius uideret christum domini [...]*

*tho uuas **man**_i In hierusalem./thes namo uuas giheizan simeon, /Inti ther man uuas reht Inti gotforht. [...] Inti heilig geist uuas In **imo**_j /Inphieng tho*

antuuvr̥ti fon themo heiligen geiste./thaz her_i niarsturbi./er thanne her_i gisahi christ truhtin [...].

„Da war/lebte in Jerusalem ein Mann, der Simeon hieß; und der Mann war gerecht und gottesfürchtig [...] und der Heilige Geist war mit ihm. Da empfing [er] die Verheißung von dem Heiligen Geist, dass er nicht sterben würde, ehe er den Messias, den Herrn gesehen hat.“

In beiden Fällen referieren die anaphorisch verwendeten Personalpronomen auf den salientesten Diskursreferenten, also *bischof* ‚Bischof‘ und *quena* ‚Frau‘ (Beleg 2) und *man* ‚Ein Mann‘ (Beleg 3). Sie dienen dazu, zu signalisieren, dass die im Vortext etablierten Objekte in den Folgesätzen denselben hohen Aktiviertheitsstatus beibehalten. Dass auch die Nicht-Subjekte die topikalen Diskursentitäten bereitstellen können (vgl. Petrova/Solf 2010:347), veranschaulicht der folgende Beleg:

- (4) O. I 12, 1-3: *Tho warun thar in lante hirta_i haltente, thes fehes datum warta wider fianta. Zi in_i quam boto sconi, engil scinenti [...].*

„Es waren dort Hirten im Lande, die Wache hielten und das Vieh vor den Feinden hüteten. Zu ihnen kam ein wunderschöner Bote, ein strahlender Engel.“

Im Textinitialsatz³ dieses Belegs aus dem Evangelienbuch Otrfrids befinden sich zwei Diskursreferenten, die als potentielle Topik-Kandidaten in Frage kommen: Es sind zum einen die Hirten, zum anderen die Feinde. Da beide Diskursreferenten neu eingeführt worden sind, unterscheiden sie sich wohl kaum hinsichtlich des Grades ihrer Salienz. Dennoch befindet sich die Entität *hirta* als Satzsubjekt in einer syntaktisch prominenten Stellung gegenüber dem Diskursreferenten *fianta*, der hier als frei zugeschlagene Angabe zu interpretieren ist. Der Sprecher referiert mit dem anaphorischen Personalpronomen *in* eindeutig auf das syntaktisch favorisierte Satzsubjekt, greift dieses als Vor-Topik auf und etabliert es im Folgesatz als dessen topikale Satzkonstituente.

³ Derartige Sätze weisen informationsstrukturell gesehen den Status einer Existentialkonstruktion (existential constructions) oder eines Präsentationssatzes (presentational sentences) (vgl. Clark 1978, Lambrecht 1994) auf. Die Existentialkonstruktion bzw. Präsentationssätze dienen der Ersteinführung von Diskursreferenten und weisen keine explizite Segmentierung in Topik – Kommentar auf, so dass man annimmt, dass das gesamte overte Satzmaterial zum Neuinformationsfokus der Satzäußerung zuzurechnen ist. Nichtsdestoweniger lassen sich in derartigen Konstruktionen gewisse Vor-Topiks (z.B. Satzsubjekte) exponieren, die im Vergleich zu anderen, im Diskurs auftretenden Referenten die Präferenz dazu aufweisen, als richtige Topiks im Nachkontext zu fungieren. Ihr informationsstruktureller Status als Topik konstituiert sich dabei gerade dadurch, dass sie durch anaphorische Mittel wiederaufgenommen werden und so in den Vordergrund der Aussage rücken.

Während also die anaphorisch verwendeten Personalpronomina deutlich zu der Wiederaufnahme der topikalischen und somit der salientesten Satzentitäten tendieren, sind die Demonstrativpronomina umgekehrt zur Referenz der nicht-topikalischen und folglich der weniger salienten Satzkonstituenten prädestiniert. Sie können auch die Salienzverhältnisse in einem Diskurs ändern, indem sie ein nicht-topikales Satzelement zum Topik des Nachfolgersatzes etablieren, so auch im folgenden Beleg:

- (5) Tat. 85, 19-32: *videns autem ihesus turbas multas/ [...] Ait autem ad alterum./ sequere me., ille autem dixit./domine. permitte me primum ire/& sepelire patrem meum;*

*tho gisah **ther heilant**_i managa menigi/[...] tho quad **her**_i zi andaremo man_j/ folge mir. **ther**_j quad imo tho/herro laz mih er faran/Inti bigraban minan fater.*

„Da sah der Heiland eine große Menge [...] Da sprach er zu einem anderen Mann: Folge mir. Dieser sagte ihm aber: Herr, lass mich zuvor hingehen und meinen Vater begraben.“

Der salienteste Diskursreferent ist hier die Entität *ther heilant*. Im Nachfolgersatz wird die Entität mit dem anaphorischen Personalpronomen *her* wiederaufgenommen. Diese „Kontinuität in den Salienzverhältnissen“ (Solf 2008:191) wird jedoch im nächsten Satz deutlich unterbrochen, und zwar mittels des Demonstrativpronomens *ther*, welches nicht mehr auf das im Vorkontext etablierte Topik, sondern auf ein salient schwächeres Diskurselement zurückverweist. Anders ausgedrückt bedeutet dies, dass es nicht mehr der Heiland ist, der im Mittelpunkt der Aussage steht, sondern ein von ihm angesprochener Mann, der nun infolge der Vordergrundierung zum neuen Topik des Nachfolgetextes wird. Hinzu kommt ein Weiteres: Die Spezifik des Demonstrativums beruht nicht nur darauf, die Topik-Salienz-Verhältnisse in einem Satz umzustrukturieren, sondern zudem auch darauf, die Aufmerksamkeit des Rezipienten auf einen neuen, vom Sprecher intendierten Diskursreferenten zu verschieben oder einen neuen Aspekt des im Prätext etablierten Referenten hervorzuheben.

In deutlichem Kontrast zu den behandelten Belegen, in denen eine Affinität zwischen Salienz und anaphorischen Wiederaufnahmeform nachgewiesen werden konnte, steht nun der im Titel meines Referats zitierte Beleg, den ich hier im vollen Wortlaut anführen möchte:

- (6) Tat. 25, 16-20 *In principio erat uerbum/& uerbum erat apud deum./& deus erat uerbum,/hoc erat In principio/apud deum [...]*

*In anaginne uuas **uuort**_i/Inti thaz uuort uuas mit gote./Inti got selbo uuas thaz uuort,/thaz_j uuas In anaginne/mit gote [...].*

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott selbst war das Wort, das war im Anfang bei Gott.“

Der Beispieltext ist insofern interessant, als hier ein Zusammenspiel von verschiedenen Wiederaufnahmeformen vorliegt, die in unterschiedlichen topologischen Satzpositionen auftreten. Bei erster Erwähnung des Nomens *uuort* wird kein Determinativum gesetzt, was allgemein einer indefiniten, rhematischen Topologie entspricht. Bei zweiter Erwähnung liegt eine anaphorische Deixis mittels der definiten Nominalphrase *thaz uuort* vor, was eine merkmallöse, neutrale Satztopologie mit der Positionierung des anaphorischen Topiks am Satzanfang evoziert. Bei der dritten Erwähnung des Nomens liegt eine umgekehrte Situation vor: Das salienteste Satzelement und zugleich das Topik des Satzes wird ans Ende des Syntagmas platziert⁴. Die topologische Position in der rechten Satzperipherie ist prototypisch für rhematische, also unbestimmte Satzkonstituenten reserviert. Insofern haben wir es hier mit einer Art 'markiertem Rhema' zu tun, in dem die anaphorisch-definite Satzentität mit der topologisch indefiniten Satzposition kollidiert⁵. Trotz des hohen Salienzgrades des Topiks, der in den jeweiligen Textsätzen konstant bleibt, was zusätzlich durch die syntaktisch-grammatische Prominenz der Subjektfunktion der Entität intensiviert wird, erscheint im vierten Satz ein autonomes Demonstrativpronomen, wo eigentlich ein einfaches Personalpronomen zu erwarten wäre. Diese Inkonsequenz ist wohl primär nicht auf die informationsstrukturellen Verhältnisse im behandelten Textstück zurückzuführen, sondern lediglich auf die starken lehnsyntaktischen Einflüsse der lateinischen Originaltextvorlage. Der Vergleich mit den lateinischen Entsprechungen im behandelten Beleg – aber auch mit zahlreichen anderen Textstellen – macht deutlich, dass die lateinische Pronominalreihe *hic haec hoc* nahezu ausnahmslos mit den althochdeutschen Demonstrativpronomina wiedergegeben werden.

Eine besondere Rolle bei der Kodierung anaphorischer Relationen spielt das Adverb *thô*, das in Kombination mit dem Personalpronomen die Änderung der Salienzverhältnisse bewerkstelligt, und zwar in der Weise, dass der anaphorische Bezug (statt auf die salientesten) gerade auf die weniger zugänglichen Diskursreferenten hergestellt wird (vgl. Solf 2008:193f.), so auch im folgenden Beleg:

- (7) Tat. 307, 16-25 *herodes autem uiso ihesu/gauisus est ualde/erat enim cupiens/ex multo tempore uidere eum/eo quod audir& multa de illo/ [...] interrogabat autem illum/multis sermonibus/at ipse nihil illi respondebat [...]*

herodese, gisehanemo themo heilante /uuas thrato giuehenti/her, uuas iu geronti/fon manageru ziti inan gisehan/bithiu her, gihorta managiufon imo/ [...] frageta inan/managen uuorton/her, tho niouuiht antlingita imo [...].

„Als Herodes den Heiland erblickte, war er sehr froh; er wünschte sich schon seit einiger Zeit, ihn zu sehen, denn er hörte vieles über ihn, [er] frage ihn mit vielen Worten, er aber gab ihm keine Antwort.“

⁴ Der Satz fängt mit der Prädikativergänzung *got* zum Kopulaverb *wesan* an.

⁵ Leiss (2000) nimmt an, dass gerade in topologisch indefiniten Satzpositionen, in denen ein durch Demonstrativpronomen determiniertes Nomen steht, die Artikelfunktion des Demonstrativums entstanden ist.

Das Topik der Aussage wird bereits im ersten Diskursatz etabliert: Es ist der König Herodes, zu dem man Jesus gebracht hat. Dabei fällt auf, dass das etablierte Topik sich in den Folgesätzen als konstante Größe wiederholt, bis die Diskurspartikel *thô* in Kombination mit dem Personalpronomen (*her tho*) die Salienzverhältnisse deutlich umkehrt, in dessen Folge ein salient schwächeres Diskursobjekt (der Heiland) zum neuen Topik der Aussage wird. Ohne das Adverb wäre hier der Topikwechsel wohl kaum möglich, denn das Personalpronomen allein würde hier weiterhin auf das topikale Element *Herodes* referieren. Die Verschiebung der informationsstrukturellen Verhältnisse erfordert also in dem konkreten Beispiel die Markierung durch zusätzliche diskurspragmatische Mittel. Dabei entspricht die ahd. Diskurspartikel *thô* im Neuhochdeutschen dem satzübergreifenden Konnektor *aber*, vgl. das Satzsyntagma *er aber sagte nichts dazu*, in dem der Konnektor primär nicht adversativ zu lesen ist, sondern gerade anaphorisch verwendet wird.

Der Grad der Salienz der Diskursreferenten, der auf Grund der informationsstrukturellen Kriterien wie etwa Topikalität ermittelt werden kann, hat, wie die Analyse von exemplarischen Textbelegen veranschaulicht, einen starken Einfluss auf die Distribution von Wiederaufnahmeformen, und zwar in der Weise, dass die Referenten mit dem am intensivsten ausgeprägten Merkmal der Salienz bzw. Zugänglichkeit tendenziell einer lexikalisch implizierten bzw. reduzierten Anapher bedürfen. Die Personalpronomina als implizite Wiederaufnahmeform kodieren also die salientesten Diskursreferenten, welche ihre hohe Zugänglichkeit im Diskurs der Topikalität verdanken. Demgegenüber fungieren Demonstrativpronomen im Althochdeutschen als genuine Mittel der Wiederaufnahme von nicht-topikalen Diskursreferenten, also den Diskursreferenten, die auf der Aktiviertheitsskala eher im unteren Bereich positioniert sind. Dass diese Verhältnisse z.B. in den Übersetzungstexten manchmal schwanken, ist damit zu begründen, dass die Translate vielfach den genuinen Mustern der Ausgangsprache originalgetreu folgen, so dass man hier von einer mehr oder weniger lehnsyntaktisch motivierten Systematik in der Verwendung von sprachlichen Kodierungsformen ausgehen muss. Auch in ahd. autochthonen Text-Überlieferungen wie etwa dem Evangelienbuch von Otfrid lassen sich gewisse Abweichungen beobachten, die wohl als stilistische Schwankungen zu interpretieren sind (Petrova/Solf 2010:359ff.). Ungeachtet derartiger Fälle lässt sich im Althochdeutschen auf jeden Fall eine Reihe von zahlreichen Belegen anführen, die das vorgestellte Modell der Affinität zwischen Salienzgrad der Diskursreferenten und anaphorischen Wiederaufnahmeformen konsequent umsetzen und weitgehend bestätigen.

Literatur

- BOSCH P. / KATZ G. / UMBACH C., 2007, The Non-Subject Bias of German Demonstrative Pronouns, in: Schwarz-Friesel M./Consten M./Knees M. (Hg.), *Anaphors in Text: Cognitive, formal and applied approaches to anaphoric reference*, Amsterdam/Philadelphia, S. 145-164.

- BRENNAN S. / FRIEDMANN M. / POLLARD C., 1987, A centering approach to pronouns, in: *Proceeding of the 25th annual meeting of the Association for Computational Linguistic*. July 06-09, 1987, Stanford, S. 155-162.
- BRINKER K., 2005, *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*, Berlin.
- CLARK E., 1978, Locational: Existencial, Locatives and Possessive Constructions, in: Greenberg J./Ferguson C.A./Moravcsik E.A. (Hg.), *Universals of Human Language*. Syntax 4, Stanford, S. 85-126.
- HARWEG R., 1979, *Pronomina und Textkonstitution*, München.
- HINTERHÖLZL R. / PETROVA S. / SOLF M., 2005, Diskurspragmatische Faktoren für Topikalität und Verstellung in der ahd. Tatianübersetzung (9. Jh.), in: Ishihara S./Schmitz M./Schwarz A. (Hg.), *Interdisciplinary Studies on Information Structure*, Potsdam, S. 143-182.
- LAMBRECHT K., 1994, *Information structure and sentence form: Topic, focus and the mental representations of discourse referents*, Cambridge.
- LEISS E., 2000, *Artikel und Aspekt. Die grammatischen Muster von Definitheit*, Berlin/New York.
- PETROVA S. / SOLF M., 2010, Pronominale Wiederaufnahme im ältesten Deutsch. Personal- vs. Demonstrativpronomen im Althochdeutschen, in: Ziegler A. (Hg.), *Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven*. Bd. I, Berlin/New York.
- SOLF M., 2008, Status und Zugänglichkeit von Diskursreferenten im Althochdeutschen am Beispiel der „Tatianbilingue“ Cod. Sang. 56, in: Desportes I./Simmler F./Wich-Reif C. (Hg.), *Die Formen der Wiederaufnahme im älteren Deutsch*, Berlin, S. 177-197.
- WOLF N.R., 1981, Am Beispiel Elias Canettis Überlegungen zur Textsyntax und zur Texttypologie, in: Holzner J./Klein M./Wiesmüller W. (Hg.), *Studien zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts in Österreich*, Innsbruck, S. 205-218.
- WOLF N.R., 2008, Textsyntax und/oder Textstilistik, in: Fritz T./Koch G./Trost I. (Hg.), *Literaturstil – sprachwissenschaftlich*, Heidelberg, S. 57-69.

Quellen

- Die lateinisch-althochdeutsche Tatianbilingue Stiftsbibliothek St. Gallen Cod. 56. Hg. v. Achim Masser (= *Studien zum Althochdeutschen* 25), Göttingen 1994.
- Otfrids Evangelienbuch. Hg. v. Oskar Erdmann, 6. Auflage besorgt v. Ludwig Wolff, *Altdeutsche Textbibliothek* 49, Tübingen 1973.

Aparatczyk, konspira, esbol... Pejorativ gefärbte „sozialistische Neologismen“ in der polnischen Umgangssprache und ihre Entsprechungen im Deutschen

1. Vorbemerkungen

Sprache reflektiert das Leben und die außersprachliche Realität der jeweiligen Generationen. Wortschatz erfährt einen Wandel, Wörter spiegeln den Geist der Zeit und ein bestimmtes Zeitkolorit wider. Einzellexeme finden eine Aufnahme in diverse Nachschlagewerke, die als ein anschaulicher Beweis und zugleich eindrucksvolles Zeugnis für Gesellschaftsordnung, politische Veränderungen und Entwicklungen innerhalb eines gegebenen Zeitraums dienen können.

Der vorliegende Beitrag bezieht sich auf die dem im Jahre 2007 erschienenen „Polnisch-deutschen Wörterbuch der Neologismen“ von Worbs/Markowski/Meger (PdWNW) entnommenen lexikalischen Einheiten, die im Allgemeinen dem Wortfeld »Politik und Gesellschaft« zuzuordnen sind. Den Gegenstand der Überlegungen bilden neu geschaffene Wörter, die im Polnischen zu sozialistischen Zeiten auftauchten und geläufig waren, wegen der staatlichen Zensur in offiziell herausgegebene Wörterbücher jedoch nicht aufgenommen wurden. Sie werden im PdWNW registriert, wo – wie der Untertitel „Neuer polnischer Wortschatz nach 1989 besagt“ – Neubildungen aus den Jahren 1989–2007 verzeichnet sind. Da sie „dem Zeitkriterium entsprechend keine Neologismen sind“, werden sie von den Herausgebern „unechte Neologismen“, „sozialistische Neologismen“, „sozialistische Historismen“ (PdWNW:XI) genannt. In der Mikrostruktur werden sie mit einem Sternchen nach dem Stichwort markiert.

Im Folgenden werden die im PdWNW kodifizierten Begriffe aus dem Vokabular der Volksrepublik Polen betrachtet, die unter zwei Sachgebiete fallen: »**gesellschaftliche Bedingtheit menschlichen Lebens, Politik**« und »**rechtswidrige bzw. gesellschaftlich nicht akzeptierte Handlungen, Straftaten, Strafverfolgungsorgane und Bestrafung von Straftaten**«.¹ Die meisten der Wörter dieser Gruppe sind expressive Substantive,

¹ Die sonstigen thematischen Bereiche, denen ich die in PdWNW erfassten sozialistischen Hi-

stellen Akronyme dar und weisen eine negative, wenn nicht abwertende Bedeutung auf. Sie wurden vom polnischen Volk, darunter sicherlich auch von der Opposition gebildet, um negative Gefühle zum Ausdruck zu bringen, offizielle Organe und Institutionen zu verspotten und die nicht akzeptierte Realität im Land zu beschreiben. Sie fanden eine allgemeine Verbreitung in der Zeit der VRP, aber erst nach 1989 einen Platz in einigen herkömmlichen Wörterbüchern. Gegenwärtig sind sie aus dem aktiven Wortgebrauch verschwunden und in den passiven Wortschatz übergegangen, zumal sie Sachverhalte benennen, die nicht mehr existieren.

Es ist mein Anliegen, zu zeigen, welche von den Lexemen Eingang in aktuelle polnisch-deutsche Wörterbücher sowie jüngere Wörterbücher des Polnischen gefunden haben und wie sie da charakterisiert werden.² Die einzelnen Einträge werden aufeinander bezogen und miteinander konfrontiert.

2. Exemplarische Analyse

Verfolgen wir nun, welche von den bereits genannten Begriffen in polnisch-deutsche Wörterbücher und neuere Wörterbücher der polnischen Sprache gelangten gefunden haben.

2.1.

Die Betrachtung der analysierten Einträge wird mit drei Bezeichnungen eröffnet, die der Umgangssprache angehören. **Konspira**, **lojalka** und **aparaczyk** beziehen sich auf den Bereich »gesellschaftliche Bedingtheit menschlichen Lebens, Politik«.

Konspira ist eine Kurzform von der vollen Form des Nomens **konspiracja** (‚Konspiration‘), abgeleitet unter Einfluss von fr. *conspiration* aus dem gleichbedeutenden lateinischen *conspiratio* (vgl. DgF), benennt eine geheime, gesetzwidrige politische bzw. revolutionäre Aktivität, die gegen die kommunistische Macht gerichtet ist.³ Lediglich PdWNW verweist

storismen zugeordnet habe, lauten: »deonymische Wortbildungen (Eigennamen als Wortbildungsbasis u.a. für einen appellativen Neologismus mit meist fremden Suffixen)«, »Russizismen zur Artikulation negativer Gefühle und der pejorativen Beschreibung der Realität in der Sowjetunion und im Ostblock« und »der Mensch und andere Menschen, Nationalität, gesellschaftliche Lage«. Die Lexeme, welche der letztgenannten Gruppe angehören, wurden einer Analyse in einem separaten Beitrag unterzogen, vgl. Sieradzka M., „*Demoludy, erefenowiec, komuszek...* Sozialistische Historismen in der lexikografischen Erfassung und Beschreibung des polnischen Wortschatzes der Ära der VRP am Beispiel ausgewählter polnisch-deutscher Wörterbücher und Wörterbücher der polnischen Sprache“, in Druck..

² Der Inhalt der angeführten Einträge wird mit den Hervorhebungen im jeweiligen Original zitiert.

³ Solch eine subtraktive Derivation wird von Warchoł-Schlottmann (2009:155) als eine Verkürzung betrachtet, die „die morphologische Grenzen des Wortes respektiert“, wobei „bei femininen Substantiven [...] die Verkürzungsstelle durch den Vokal a im Wort be-

auf die oppositionelle Provenienz des umgangssprachlichen Begriffs: „konspirative Tätigkeit gegen das kommunistische Regime, besonders in den 80er Jahren, auch: Teilnehmer an dieser Tätigkeit bzw. die Organisation selbst; Untergrund, Konspiration“. In oWPpn ist alleinig die lakonische Information zu finden, dass *konspira* ein Augmentativum vom Nomen *konspiracja* ist. Die Angabe zur Bedeutung des Kurzwortes enthält ein Wörterbuch des Polnischen: laut SJP.pl ist *konspira* eine umgangssprachliche Bezeichnung für die *konspiracja* („Konspiration“). In den meisten polnisch-deutschen Wörterbüchern und den Wörterbüchern der polnischen Sprache wird dagegen das Nomen ***konspiracja*** bevorzugt. In WspnPWN werden unter diesem Lemma sogar drei Bedeutungsvarianten angeführt: „1. (spiskowanie) Konspiration; Verschwörung, 2. (ruch) Untergrundbewegung, Untergrund, 3. prz. (ukrywanie) Geheimhaltung“, wobei die erste dem Papierdeutsch angehört und die letzte eine übertragene Bedeutung präsentiert. Lskpn verzeichnet alle drei deutschen Entsprechungen ohne Differenzierung der einzelnen Bedeutungen des Lexems. In oWPpn werden dagegen die ersten zwei in WspnPWN vorhandenen Erläuterungen und Äquivalente im Deutschen registriert. In den Eintragungen in den jüngeren Wörterbüchern des Polnischen wird in den ersten Bedeutungsangaben die Tatsache hervorgehoben, dass es um eine geheime, illegale politische bzw. revolutionäre Handlung geht, die gegen die bestehende Macht gerichtet wird (vgl. 1. in WswoM und SJP.pl). Sie werden in den beiden Wörterbüchern weiter ergänzt, genauer gesagt um Folgendes: „1. [...] także: organizacja lub organizacje prowadzące taką działalność“ („auch: eine Organisation oder Organisationen, die eine derartige Tätigkeit ausüben“) (vgl. WswoM), „2. [...] spiskowanie, konspirowanie“ („Verschwören, Konspirieren“) (vgl. SJP.pl). WswoM liefert unter Bedeutungsvariante 2 eine Erläuterung, die einen allgemeineren Charakter hat: „2. ukrywane przed kimś działanie, tajemnica“ („eine vor jmdm. verborgene Handlung“, ‚Geheimnis‘). SJP.pl erklärt unter Punkt 2 „tajna organizacja, sprzysiężenie“ („Geheimbund, Verschwörung/Konspiration“).

Die aus einem Wort bestehende Bezeichnung ***lojalka***, welche sich auf das Dokument ***deklaracja lojalności wobec władzy*** („Loyalistätserklärung gegenüber der Macht“) bezieht, veranschaulicht eine unverbierete lexikalische Einheit. In der Zeit der VRP waren die Personen, welche einen leitenden Posten bekleideten und die mit einem hohen gesellschaftlichen Amt betraut wurden, verpflichtet, solch ein Dokument zu unterschreiben. Dieser Pflicht mussten auch diejenigen nachkommen, die eine Reise in westliche Länder beantragt hatten, die einer Zusammenarbeit mit dem Geheimdienst verdächtigt wurden bzw. eine allzu große Zuneigung zum Kapitalismus bekundeten. Der Begriff erfuhr im Laufe der Zeit einen Bedeutungswandel. Gegenwärtig wird er in erster Linie insbesondere von der jungen Generation mit der beruflichen Arbeit, mit dem Unterschreiben der Unterlagen über die Pflicht zur Wahrung des Dienstgeheimnisses o.Ä. assoziiert. Wie Zimny/Nowak (2009:138) hervorheben, hat das Nomen *lojalka* einen abwertenden Charakter, und zwar auch aus dem Grunde, dass es eine gewisse Ähnlichkeit mit einem anderen Neologismus, genauer gesagt ***lokajka***,

stimmt [wird – M.S.]“.

aufweist: *Lokajka*, abgeleitet aus dem Nomen *lokaj* („Lakai“), ist eine Benennung für „wierna, bezideowa służba u kogoś“ (‚treuen, ideologiefreien Dienst bei jmdm.‘)⁴. Das umgangssprachliche Lexem *lojalka* wird in PdWNW als „Loyalitätserklärung gegenüber der Regierung, einem (fremden) Staat o. Vorgesetzten“ charakterisiert und umschrieben. Als Entsprechung wird der neutrale Begriff *Loyalitätserklärung* registriert. Die Redakteure der zwei polnisch-deutschen Wörterbücher, nämlich des oWPPn und des WspnPWN, verzichten auf erklärende Informationen und beschränken sich auf den Verweis auf das Sprachregister (ugs.) und das oben angeführte deutsche Äquivalent *Loyalitätserklärung*, dem im zweitgenannten Nachschlagewerk zusätzlich das Synonym *Loyalitätseid* nachgestellt wird. In den Wörterbüchern der polnischen Sprache werden die folgenden Bedeutungserläuterungen zu *lojalka* angeführt:

- „potocznie o podpisanyh dokumencie stwierdzającym lojalność wobec władzy“ (ugs. über ein unterschriebenes Dokument, das Loyalität/Treue gegenüber der herrschenden Gewalt bestätigt) (SJP.pl);
- „pot. deklaracja lojalności wobec władz i prawa“ (ugs. Loyalitätserklärung gegenüber der herrschenden Gewalt und der Justiz) (Wswom);
- „pot. pisemna deklaracja lojalności wobec władzy“ (ugs. ‚eine schriftliche Loyalitätserklärung gegenüber der herrschenden Gewalt‘) (Smólkowa 2004);
- „deklaracja lojalności wobec władzy“ (‚Loyalitätserklärung gegenüber der herrschenden Gewalt‘) (SppA).

Wie die Auflistung zeigt, enthalten die Wörterbucheinträge in SJP.pl und Wswom die ausführlichsten Informationen bezüglich der Bedeutung der Lemmata.

Aparatczyk ist ein Begriff, welcher der antikommunistischen Propaganda angehört und gegenwärtig nicht mehr gebraucht wird. Wie Zblewski (2001:13) betont, bezieht sich diese durchaus abwertende, aus dem Russischen *apparatčik* abgeleitete Bezeichnung auf einen fest angestellten Parteifunktionär, ein Mitglied im Parteiapparat, in erster Linie in der PZPR (Polnische Vereinigte Arbeiterpartei). In der VRP wurde sie direkt mit der sog. „BMW-Formel“⁵ verknüpft, die sich auf die Verkörperung eines typischen Funktionärs bzw. Aktivisten bezog, der „biorny, mierny, ale wierny“, d.h. ‚passiv, mittelmäßig, aber treu‘ war und dank seiner Loyalität gegenüber der Parteiführung und nicht unbedingt der Kreativität oder der Eigenständigkeit die Karriereleiter empor kletterte (vgl. Zblewski 2001:14). In PdWNW wird *aparaczyk* als eine abschätzige Benennung für „einen (höheren) Funktionär im totalitären kommunistischen Staats- u. Parteiapparat“ definiert.⁶

⁴Die von Zimny/Nowak angegebene Erklärung entspricht im Großen und Ganzen der in DgF unter dem Lemma *Lakai* als zweite verzeichnete Bedeutungsvariante „(abwertend) Mensch, der sich willfährig für die Interessen anderer gebrauchen lässt; Kriecher“.

⁵In der Bezeichnung wird auf den BMW, eine der bekanntesten deutschen Kraftfahrzeugmarken, angespielt. Der Ausdruck hat sich im Polnischen eingebürgert und ist immer noch gegenwärtig, insbesondere in den Massenmedien, im Umlauf.

⁶Das Nomen verfügt im Plural über zwei Formen, eine standardsprachliche *aparaczczy*

Als Entsprechung im Deutschen wird das Lehnwort *Apparatschik* angegeben. In oWPPn findet der Wörterbuchbenutzer die lakonische Beschreibung, es handle sich um „pracownik aparatu partyjnego“ (‘einen Mitarbeiter im Parteiapparat’). Mit Hilfe von Markierungsetiketten werden die Stilebene (ugs.) und Stilfärbung des Begriffs (pej.) bestimmt, welche der eigentlichen Bedeutungserklärung voran- und dem Äquivalent im Deutschen (*Apparatschik*) nachgestellt werden. Diesbezügliche Angaben liefert auch WsppNWN – ebenfalls: ugs., pej. –, wo außerdem lediglich das Lexem *Apparatschik* als ein Äquivalent vorhanden ist. Das Lemma *aparaczyk* wird nur in zwei Wörterbüchern des Polnischen mit berücksichtigt. In SppA wird es kurz und bündig als eine verächtliche Bezeichnung für „wyższy urzędnik partyjny lub państwowy“, d.h. einen höheren Parteifunktionär bzw. einen Staatsbeamten (einen Beamten in öffentlichen Ämtern) ausgelegt. SJP.pl verzeichnet die folgende – im Gegensatz zu SppA ausgebaute – Bedeutungserläuterung: „pogardliwie o działaczu i urzędniku aparatu partyjnego, kiedyś zwłaszcza w odniesieniu do urzędników partii komunistycznej“ (‘verächtlich über einen Parteifunktionär und Funktionär im Parteiapparat, einst bezogen vor allem auf Funktionäre der kommunistischen Partei’).

2.2.

Nimmt man die in PdWNW angeführten Begriffe unter die Lupe, welche unter das Sachgebiet »rechtswidrige bzw. gesellschaftlich nicht akzeptierte Handlungen, Straftaten, Strafverfolgungsorgane und Bestrafung von Straftaten« eingeordnet wurden, stellt man fest, dass unter diese Kategorie Benennungen fallen, die sich ausschließlich auf den Sicherheitsapparat in der Volksrepublik Polen beziehen. Im Folgenden gilt mein Augenmerk einzig und allein den Nomina **UB**, **ubecja**, **ubek**, **SB**, **esbecja**, **esbek**, **esbol**, **ZOMO** und **zomowiec**. Es wird bewusst auf die Betrachtung der von den Substantiven **SB** und **UB** gebildeten Adjektive *esbecki* und *ubecki* verzichtet. **UB**, **SB**, **ubecja** und **esbecja** sowie die in PdWNW nicht aufgenommenen Ausdrücke *ubectwo*, *esbectwo*, *bezpieka*, *bezpiecniactwo* repräsentieren die „reichste Wortfamilie“ der von den Namen des Sicherheitsdienstes abgeleiteten Bezeichnungen, welche sich aus den Akronymen zusammensetzt, „die bei der Opposition die stärksten negativen Emotionen weckten“ (Warchoń-Schlottman 2009:298).⁷

UB/Urząd Bezpieczeństwa (‘Amt für Staatssicherheitsdienst’) ist eine umgangssprachliche Bezeichnung für den Sicherheitsapparat, berufen zur Sicherung und zum Schutz der öffentlichen Ordnung. In der Ära der VRP galt es als eines der Hauptinstrumente, dank dem die kommunistische Macht die polnische Gesellschaft unter Kontrolle hatte. PdWNW enthält die folgende Erklärung des Initialwortes: „Abteilung des polnischen Ministeriums für Öffentliche Sicherheit 1944-1956; politische Polizei – **Amt für**

und eine abwertende *aparaczyki*.

⁷ Die Benennungen der Mitarbeiter des Sicherheitsamtes *ubek*, *ubol*, *ubecjusz*, *ubeczka*, *ubolino*, *bezpiek*, *bezpiecniak* werden von der Autorin als expressive Neologismen betrachtet, vgl. Warchoń-Schlottman (2009:298).

Staatssicherheit⁸. Sowohl in oWPpn als auch in WspnPWn werden die Zuordnung zum thematischen Bereich Geschichte und der Begriff in der vollständigen Form „Urząd Bezpieczeństwa“ angegeben. Diesen Informationen folgen die Entsprechungen im Deutschen: „Polnisches Amt [...] für Staatssicherheit“ (oWPpn) und „=Staatssicherheitsdienst“ als eine Erklärung der Abkürzung „skrót od: Urząd Bezpieczeństwa“-„SSD“, welche dem Sachgebiet Geschichte zuzuschreiben sind (vgl. WspnPWn). Nur in einem Wörterbuch der polnischen Sprache findet sich die Erläuterung des Begriffs. In SJP.pl ist Folgendes zu lesen: „skrót od: Urząd Bezpieczeństwa, policja polityczna w PRL-u do 1956 r.“ (eine Abkürzung zu: Amt für Staatssicherheitsdienst, politische Polizei in der VRP bis zum Jahr 1956), was eine durchaus informative und bündige Deutung des Stichwortes veranschaulicht. Wie PdWNW signalisiert, gilt *ubecja* als eine ugs. abwertende Bezeichnung für „Sicherheitsapparat des kommunistischen Systems in Polen – neutral (**Staats**)sicherheitsapparat, **Geheimpolizei**“. WspnPWn versieht die aufschlussreiche Information „Staatssicherheitsdienst in der Volksrepublik Polen“ mit den zusätzlichen Angaben zum Sprachregister (ugs.), Stilfärbung (pej.) und zu fachlicher Markierung (Geschichte). oWPpn bietet dagegen die allgemeine Erklärung „das polnische Amt für Staatssicherheit“ an. In den Wörterbüchern des Polnischen wird das Lemma als eine verächtliche Einheit eingestuft. Es wird Unterschiedliches unterstrichen: „Urząd Bezpieczeństwa, później Służba Bezpieczeństwa“ (Amt für Staatssicherheit, später Staatssicherheitsdienst) (SppA), „pogardliwie o aparacie bezpieczeństwa w Polskiej Rzeczypospolitej Ludowej“ (verächtlich über den Staatssicherheitsapparat in der Volksrepublik Polen) (SJP.pl). Die Bedeutung der in der Umgangssprache geläufigen abwertenden Benennung für *ubek*, einen Angehörigen des Geheimdienstes, wird in PdWNW folgendermaßen beleuchtet: „Mitarbeiter des UB – **Geheimdienstler**“. Die Einträge zum bereits erwähnten Lemma in den polnisch-deutschen Wörterbüchern sind als Umschreibungen zu betrachten: „Mitarbeiter des polnischen Amtes für Staatssicherheit“ (oWPpn), „Funktionär des Staatssicherheitsdienstes in der Volksrepublik Polen“ (WspnPWn) und „Mitarbeiter des polnischen Amtes für Staatssicherheit“ (Lskpm). In oWPpn und WspnPWn wird ergänzend die stilistische Markiertheit (ugs.) sowie die stilistische Färbung (pej.) zugewiesen. Des Weiteren wird die Zuordnung zum Fachbereich Geschichte in oWPpn und Lskpm gekennzeichnet.

Das Akronym **SB** wird in PdWNW wie folgt ausgelegt: „(in den Zeiten der Volksrepublik Polen) politische Geheimpolizei mit geheimdienstlichen Aufgaben (gegründet 1956, aufgelöst 1990) – (polnischer) **Sicherheitsdienst**, (polnische) **Sicherheitspolizei**, vgl. (in der DDR) **Stasi**“. Bemerkenswert ist hier die Andeutung auf die funktionale Entsprechung in der ehemaligen DDR, genauer gesagt auf die *Sicherheitspolizei*, die in dem Land *Stasi* hieß. In WspnPWn wird SB – „Służba Bezpieczeństwa“ im vollen

⁸ Wünschenswert wäre der Bezug auf einen anderen, inhaltlich benachbarten Begriff, nämlich *SB*.

Wortlaut angegeben, dem Sachgebiet Geschichte zugeordnet und als „Geheimpolizei in der Volksrepublik Polen“ erläutert. Der Wörterbuchartikel in oWPPn enthält dagegen außer der vollständigen Form auch eine Entsprechung im Deutschen, „SD“ – gemeint ist Sicherheitsdienst. Es ist fraglich, ob diese Abkürzung von jedem Wörterbuchbenutzer treffend entziffert werden kann, zumal sie z.B. im DUW nicht vorhanden ist. Wie dem PdWNW zu entnehmen ist, gab es im Polnischen auch eine andere, in der Umgangssprache geläufige abwertende Bezeichnung für SB, eigentlich Abkürzung von *Służba Bezpieczeństwa*, nämlich *esbecja*, die als „in der Volksrepublik Polen von 1956 bis 1990 [tätiger – M.S.] Staatssicherheitsdienst“ definiert wird. In Lskpn wird ein neutrales Äquivalent aufgenommen, und zwar „Staatssicherheitsdienst“, dem ein Hinweis auf den Fachbereich Geschichte sowie auf die stilistische Färbung – pej. – vorausgeschickt wird. In WspnPWn und oWPPn begnügte man sich lediglich mit einer erklärenden Entsprechung – „polnische Stasi“ –, was für den Wörterbuchbenutzer irreführend sein kann, zumal er eine Vorstellung gewinnen könnte, es gäbe bzw. es habe mal auch eine slowakische, ukrainische, bulgarische Stasi u.ä. gegeben. Die Formulierung einer präziseren und eindeutigen Entsprechung wäre hier angebracht. Die Benennung wird in zwei Wörterbüchern der polnischen Sprache erörtert, in denen der Schwerpunkt auf Diverses gelegt wird. Der Eintrag zu *esbecja* in SJP.pl zeichnet sich durch die Ausführlichkeit aus und lautet: „potocznie o Służbie Bezpieczeństwa, aparacie powołanym do ochrony bezpieczeństwa i porządku publicznego w PRL“ (umgangssprachlich über den Staatssicherheitsdienst, einem zum Schutz der Sicherheit und Schutz der öffentlichen Ordnung in der VRP berufenen Apparat). Bemerkenswert ist die Tatsache, dass in WswoM außer der Angabe einer neutralen Erklärung „Służba Bezpieczeństwa“ (‘Staatssicherheitsdienst’) das Nomen als Sammelname: „grupa funkcjonariuszy SB“ (‘Gruppe der SB-Funktionäre’) gedeutet wird. Am Rande der Bemerkungen soll mit Zimny/Nowak (2009:265-266) darauf hingewiesen werden, dass nach 1989 von *esbecja* und *ubecja* weitere Neuwörter im Polnischen (nach)gebildet wurden. *Udecja*⁹, *UW-ecja* und *UP-ecja* verdeutlichen enorm abwertende populistische Bezeichnungen für polnische politische Parteien, die in der Zeit des politischen Wandels und kurz danach landesweit tätig waren.¹⁰ Eine durchaus

⁹ In der Klassifikation von Warchoł-Schlottmann (2009:323f.) fallen die Begriffe *udecja* sowie *judecja* (vgl. auch Fußnote 10) unter „spielerisch-manipulative Verstümmelung von Akronymen“ und illustrieren eine „Anspielung auf die pejorativ konnotierten Substantive *esbecja* und *ubecja* [Herv. von M.S.]“, wobei sich *judecja* „auf die jüdischen Wurzeln vieler Parteimitglieder“ bezieht. Die Autorin führt auch eine andere abgekürzte Bezeichnung für Unia Demokratyczna an, nämlich „*Udo* (‘Schenkel’) [Herv. von M. S.]“

¹⁰ *Udecja* mit Bezug auf die sozialliberale und an christlichen Prinzipien orientierte Unia Demokratyczna (‘Demokratische Union’) tauchte zum ersten Mal am 4. Juni 1991 im Gespräch zwischen den Politikern Jacek Kuroń und Jarosław Kaczyński auf. Hinter dem Begriff verbarg sich eine Andeutung auf die nach 1989 von den Mitgliedern der Partei angeblich aufgenommene Zusammenarbeit bzw. engen Kontakte mit den (ehemaligen) Angehörigen des Sicherheitsdienstes. Eine noch mehr mit Aggression und

pejorative Besetzung weisen auch andere Begriffe auf, ebenfalls Ableitungen von *SB* für *Śłużba Bezpieczeństwa*. Gemeint sind die umgangssprachlichen abwertenden Benennungen *esbek* und *esbowiec* sowie die verächtliche Benennung *esbol*. Diese Lemmata werden in PdWNW mit der folgenden Angabe versehen: „in der Volksrepublik Polen: Angehöriger des kommunistischen Staatssicherheitsdienstes“. In WspnPWN erscheint unter dem Lemma *esbek* eine komprimierte Information: „Funktionär des Staatssicherheitsdienstes der Volksrepublik Polen“, eröffnet mit dem Verweis auf die Stilebene (ugs.) und stilistische Markierung (pej.). Umstritten ist die Angabe eines Äquivalentes in oWPpn, wo *esbek* als Funktionär der polnischen Stasi gedeutet wird. In Lskpn liegt außer der Zuordnung zum thematischen Bereich Geschichte und zur stilistischen Kennzeichnung die Generalisierung „Spitzel“ vor, der die erklärende Entsprechung „Mitarbeiter der Staatssicherheit“ folgt. Unter den Wörterbüchern des Polnischen bietet Wswom die detaillierteste Bedeutungserläuterung zu *esbek* an: „funkcjonariusz SB – tajnej policji o charakterze głównie politycznym, istniejącej w PRL od 1956 r. (wcześniej UB) do 1990 r.“ (Funktionär des SD – einer Geheimpolizei von politischer Provenienz, die von 1956 bis 1990 in der VRP existierte, früher UB genannt wurde). SJP.pl und SppA enthalten lakonische Angaben, entsprechend: „potocznie o funkcjonariuszu Śłużby Bezpieczeństwa“ (ugs. über einen Funktionär der Staatssicherheit) und „Pogard. pracownik Śłużby Bezpieczeństwa“ (verächtlich Mitarbeiter der Staatssicherheit). Es ist offensichtlich, dass hier die stilistische Bewertung von der Umgangssprache (vgl. Wswom und SJP.pl) bis zu einer verächtlichen Benennung (SppA) variiert. Das durchaus pejorativ besetzte Lemma *esbol* verzeichnen außer PdWNW drei polnische Wörterbücher. In SJP.pl und SplpL sind die Einträge nahezu identisch: „pogardliwie o funkcjonariuszu Śłużby Bezpieczeństwa“ (verächtlich über einen Funktionär der Staatssicherheit), in SJP.pl zusätzlich bereichert um die Präzisierung „w PRL-u“ (in der VRP). Wswom registriert zum Stichwort *esbol* den folgenden Eintrag: „*esbol* albo *esbowiec*: pogardliwie o esboku“ (esbol oder esbowiec: verächtlich über einen esbek) und beschränkt sich somit auf das Aneinanderreihen von drei Synonymen (*esbol*, *esbowiec*, *esbek*).

Unter den oben angeführten und betrachteten Wörterbucheinträgen tut sich mit der Ausführlichkeit und Länge der Angaben die Erläuterung zum *ZOMO*, wie folgt hervor: „in der Zeit der Volksrepublik (1956-89): militärisch organisierte, kasernierte Polizeieinheiten, die zum Schutz der Bevölkerung bei Naturkatastrophen u. Massenveranstaltungen geschaffen wurden, jedoch später wegen ihres brutalen Vorgehens bei regierungsfeindlichen Demonstrationen u. Streiks berüchtigt wurden; kasernierte

Hass überflutete geläufige Bezeichnung war *judecja*. Nach dem Zusammenschluss der Demokratischen Union mit Kongres Liberalno-Demokratyczny (dem ‚Liberal-Demokratischen Kongress‘) entstand 1994 Unia Wolności (‚Freiheitsunion‘), die als *UW-ecja* abgestempelt wurde. Analog wurde auch der Neologismus *UP-ecja* gebildet, der für die Unia Pracy (‚Arbeitsunion‘), eine sozialdemokratische Partei in Polen, 1992 gegründet, galt (vgl. Zimny/Nowak 2009:265-266).

Polizei ZOMO“ (PdWNW). In WspnPWN wird die folgende informative Begriffsbestimmung zum ZOMO eingetragen: „Spezialeinheiten, die gegen Demonstrationen in der Volksrepublik Polen eingesetzt wurden“, der eine Auslegung des Akronyms ZOMO „(=Zmotoryzowane Oddziały Milicji Obywatelskiej)“ vorangestellt wird. SJP.pl enthält eine Erklärung, in die sich ein Sachfehler eingeschlichen hat: „skrót od: Zmotoryzowane Odwody Milicji Obywatelskiej“ (eine Abkürzung für: motorisierte Reserven der Bürgerlichen Miliz‘). Im Polnischen hat sich der offiziell anerkannte Eigenname ZOMO mit dem Wort *oddziały* (,Truppen‘) und nicht *odwody* (,Reserven‘) eingebürgert. **Zomowiec**, „Mitglied der kasernierten Polizei ZOMO“ (PdWNW), wird in WspnPWN als „Milizionär der Spezialeinheiten gegen Demonstrationen in der Volksrepublik Polen“ umschrieben. Die Auslegung der Bedeutung enthält das Lexem *Milizionär*, das eine Ableitung aus dem Russischen *milicioner* veranschaulicht (vgl. DgF) und zugleich eine Realienbezeichnung aus den kommunistischen Zeiten ist. SJP.pl definiert den Ausdruck kurz und bündig als „funkcjonariusz ZOMO“ (,Angehöriger von ZOMO‘).

3. Schlussbemerkungen

Die Durchsicht der oben genannten Wörterbücher sowie der Überblick über die oben erwähnten Benennungen, welche allmählich in den umgangssprachlichen und inoffiziellen Wortbestand in der Zeit der VRP eingegangen sind, beweisen, dass sie tatsächlich erst in den letzten Jahren in einigen zweisprachigen polnisch-deutschen Wörterbüchern und wenigen Wörterbüchern des Polnischen lexikografisch erfasst wurden. Inwiefern und inwieweit in Nachschlagewerken der Gegenwart zeitgeschichtliche und gesellschaftliche Veränderungen widerspiegelt werden, wird von den Wörterbuchmachern mitbestimmt. Die einen Wörterbücher machen Sachverhalte für Benutzer verständlich, enthalten Einträge mit aufschlussreichen Informationen, so dass sie als Spiegel und Dokumentation der jüngeren Zeitgeschichte gelten können. Die anderen dagegen bedürften aufgrund ihrer Unvollständigkeit und Flüchtigkeit in der Bearbeitung der Wörterbuchartikel einer Revision. Offensichtlich ist die mangelnde Aktualität hinsichtlich der Kodifikation und der Beschreibung der einzelnen Lexeme. Es fällt auf, dass lexikographische Angaben in den polnisch-deutschen Wörterbüchern auf die Benennung eines Übersetzungsäquivalents bzw. auf die Auflösung einer Abkürzung im Original reduziert werden. Überraschenderweise sind die Bedeutungserläuterungen in den Wörterbüchern des Polnischen nicht einheitlich, insbesondere bei der Erklärung der Einträge sowie bei den stilistischen Markierungen, mit denen die Benennungen in den untersuchten Nachschlagewerken versehen werden. Dementsprechend ist der Aktualitätsvorsprung von PdWNW gegenüber herkömmlichen polnisch-deutschen Wörterbüchern und Wörterbüchern des Polnischen deutlich erkennbar.

Literatur

- ANUSIEWICZ J. / SKAWIŃSKI J., 1996, Słownik polszczyzny potocznej, Warszawa/Wrocław, (=SppA).
- Duden. Das große Fremdwörterbuch [CD-ROM], ⁴2007, Mannheim, (=DgF).
- Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden [CD-ROM], ³1999, Mannheim, (=DgW).
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch [CD-ROM], ⁵2003, Mannheim, (=DUW).
- ENGELBERG S. / LEMNITZER L., ⁴2009, Lexikographie und Wörterbuchbenutzung, Tübingen.
- HERBERG D. / KINNE M. / STEFFENS D., 2004, Neuer Wortschatz. Neologismen der 90er Jahre im Deutschen, Berlin u.a.
- Langenscheidt Słownik kieszonkowy polsko-niemiecki niemiecko-polski, 2005, Berlin u.a., (=Lskpn).
- MARKOWSKI A. / PAWELEC R., 2002, Wielki słownik wyrazów obcych i trudnych, Warszawa, (=Wswom).
- online-Wörterbuch PONS, <http://pl.pons.eu/?l=depl>, (=oWPpn).
- PIOTROWSKI T., 2009, Die lexikografische Darstellung von Neologismen, in: Worbs E. (Hg.), Neue Zeiten – neue Wörter – neue Wörterbücher. Beiträge zur Neologismenlexikographie und -lexikologie, Frankfurt am Main u.a., S. 108-125.
- sjp.pl słownik języka polskiego, <http://www.sjp.pl/>, (=SJP.pl).
- SMÓŁKOWA T. (Hg.), 2004, Nowe słownictwo polskie: materiały z prasy lat 1993-2000 (Część 2.), Kraków.
- WARCHOŁ-SCHLOTTMAN M., 2009, Polnische Sprache nach der Wende 1989, Frankfurt am Main.
- Wielki słownik niemiecko-polski polsko-niemiecki PWN, 2010, Księgarnia Internetowa PWN, Wydawnictwo Naukowe PWN, twój.pendrivel.com, (=WspnPWN).
- WORBS E. / MARKOWSKI A. / MEGER A. (Hg.), 2007, Polnisch-deutsches Wörterbuch der Neologismen. Neuer polnischer Wortschatz nach 1989 (unter Mitarbeit von R. Pawelec und E. Rudnicka), Wiesbaden, (=PdWNW).
- ZBLEWSKI Z., 2001, Leksykon PRL-u, Kraków.
- ZIMNY R. / NOWAK P., 2009, Słownik polszczyzny politycznej po roku 1989, Warszawa.

Typologisierung der Adjektiv-Substantiv-Kollokationen der deutschen Zivilprozessordnung

Entscheidend für die Unterscheidung der fachsprachlichen und gemeinsprachlichen Kollokationen untereinander ist, dass die fachsprachlichen Wortverbindungen als Komponenten mindestens ein Fachwort enthalten (Caro Cedillo 2004:48). Die Basis ist das terminusartige Wort, das von dem semantisch abhängigen Kollokator bestimmt wird. In Verbindung mit der Basis spezifiziert der Kollokator ihre Bedeutung (Caro Cedillo 2004:87). Die fachsprachliche Kollokation wird demnach als typische rekurrent auftretende Kombination von (in der Regel) zwei oder mehreren Lexemen anzusehen, die konventionell in einem bestimmten Kommunikationsbereich verwendet wird. Die vorliegenden Untersuchungsergebnisse beziehen sich nur auf die Adjektiv-Substantiv-Kollokationen aus der deutschen Zivilprozessordnung (ZPO), Buch I und II. Das Werk ist eine Textausgabe, die das deutsche Zivilverfahrensgesetz enthält und als 48., überarbeitete Auflage dieses Gesetzestextes im Jahre 2011 im Beck's Verlag erschienen ist. Die Ergebnisse stellen keine allgemeinen Tendenzen innerhalb eines Fachbereiches dar und dürfen zudem nicht als eine Verallgemeinerung betrachtet werden. Solche Kollokationen wie amtliche Notiz oder eigenhändige Unterschrift, die in dem vorliegenden Beitrag zur Gruppe der okkasionellen Kollokationen zugezählt wurden, können beispielsweise in anderen Texten als übliche Kollokationen angesehen werden. Zum Zwecke der Ermittlung von den Adjektiv-Substantiv-Kollokationen fand das morphosyntaktische Kriterium, d.h. das Kriterium der Struktur seine Anwendung. Es ermöglicht nämlich, die Adjektiv-Substantiv-Kollokationen von anderen Wortkombinationen zu unterscheiden. Die beiden Bestandteile einer jeweiligen Kollokation mussten zudem das gleiche Genus und den gleichen Kasus aufweisen. All die oben genannten Bedingungen erfüllenden Wortkombinationen wurden in Form einer alphabetisch geordneten Auflistung zusammengestellt. Die gewonnenen Ergebnisse wurden dann kontrastiv auf der Ebene der Gemein- und der Rechtssprache untersucht, was aber nicht zum Gegenstand dieses kurzen Beitrages wurde. Den macht der erste Schritt eines größeren Forschungsprojekts aus und zwar die Vorbereitung einer geordneten Auflistung von den in dem Gesetzestext auftretenden Adjektiv-Substantiv-Kollokationen. Der nächste Schritt bezog sich auf die Bestimmung von Klassifikationskriterien, die

spätere Systematisierung und Typologisierung der Adjektiv-Substantiv-Kollokationen ermöglichten. Folgende Kriterien wurden eingesetzt: Kriterium der Frequenz, Kriterium der Konfiguralität, Kriterium der Bedeutungstransparenz, Kriterium des Umfangs des Kollokationsfeldes und des Potenzials.

Nach dem Firthschen (1957) Frequenzkriteriums wurden die untersuchten Kollokationen in zwei Gruppen eingeteilt, in okkasionelle und übliche. Alle Adjektiv-Substantiv-Kollokationen, die aufgelistet wurden, wurden der oben beschriebenen Untersuchung unterzogen. Es hat sich erwiesen, dass nur circa 37% aller, der Zivilprozessordnung ausgesonderten, Adjektiv-Substantiv-Kollokationen mindestens zweimal erschienen sind und als üblich markiert werden konnten. Die beträchtliche Mehrheit der Kollokationen wurde nur einmal registriert und circa 63% zeigten sich dementsprechend okkasionell. Beispiele:

okkasionelle Adjektiv-Substantiv-Kollokationen	übliche Adjektiv-Substantiv-Kollokationen
<i>notwendige Anordnungen</i>	<i>mündliche Verhandlung</i> (143)
<i>unrichtige Anschrift</i>	<i>nationale Gerichtsbarkeit</i> (78)
<i>persönliche Ansprüche</i>	<i>nicht öffentliche Sitzung</i> (74)
<i>ursprünglicher Anspruch</i>	<i>zweite Instanz</i> (62)
<i>internationale Beamte</i>	<i>erste Instanz</i> (45)
<i>gesellschaftliche Bedeutung</i>	<i>entsprechende Anwendung</i> (44)
<i>entsprechende Belehrung</i>	<i>besondere Vorschrift</i> (38)
<i>beglaubigter Chef</i>	<i>gesetzlicher Vertreter</i> (34)
<i>öffentlicher Dienst</i>	<i>zuständiges Gericht</i> (32)
<i>tatsächliche Feststellung</i>	<i>das Oberste Gericht</i> (30)
<i>besondere Gerichte</i>	<i>zuständiges Gericht</i> (23)
<i>ordentliche Gerichte</i>	<i>vorangehender Artikel</i> (22)
<i>belastete Immobilie</i>	<i>juristische Person</i> (20)
<i>lebende Kinder</i>	<i>erkennendes Gericht</i> (16)
<i>erhebliche Kosten</i>	<i>erneute Entscheidung</i> (15)
<i>unerlaubte Monopolpolitik</i>	<i>einvernehmlicher Antrag</i> (14)
<i>genaue Nachweise</i>	<i>allgemeine Vorschriften</i> (13)
<i>deutsche Organe</i>	<i>bundesdeutscher Staatsbürger</i> (12)
<i>abwesende Person</i>	<i>ausländisches Gericht</i> (11)

Das Konfiguralitätskriterium nach Wilss (1997), anders Kriterium des Lexikalisierungsgrades, hängt eng mit dem Frequenzkriterium zusammen. Um die Konfiguralität der Kollokationen zu überprüfen, kann man drei Methoden anwenden. Die erste ist die Aufdeckung von Vorkommenshäufigkeit der Kollokationen und die zweite ist die Durchführung der Umfragen. Dies ginge aber über das Forschungsprojekt des vorliegenden Beitrags hinaus. Als dritte Möglichkeit gilt die Bestimmung des Grades der Lexikalisierung. Dies konnte mithilfe der aktuellen Wörterbücher expliziert werden. Den Nachschlagwerken, von denen Gebrauch gemacht wurde, gehören somit „Wahrig. Deutsches Wörterbuch“

(1986/1991, hrsg. in Bertelsmann Lexikon Verlag, Gütersloh/München), Online-Duden (www.duden.de), Online-Rechtswörterbuch (www.rechtswörterbuch.de) sowie das Internetwörterbuch der Universität Leipzig (dict.uni-leipzig.de) an.

Zur Festlegung der Festigkeit von Adjektiv-Substantiv-Kollokationen wurde von der Basis ausgegangen, da sie semantisch autonom und vom Kollokator unabhängig ist. Die in einem der Nachschlagwerke implizierte Kollokation wurde als fest markiert. Wenn aber kein Eintrag einer jeweiligen Wortkombination im Wörterbuch entdeckt wurde, sollte sie als unfest gekennzeichnet werden. Dies heißt darüber hinaus, dass ein gesuchtes Substantiv mit einem bestimmten Adjektiv keine Beziehung eingeht, oder dass diese Beziehung durch kein häufiges Vorkommen charakterisiert wird und kein unentbehrliches Element der menschlichen Kognition ist. Es stellte sich heraus, dass ungefähr 19% aller untersuchten Adjektiv-Substantiv-Kollokationen als fest markiert wurden. Beispiele:

unfeste Adjektiv-Substantiv-Kollokationen	feste Adjektiv-Substantiv-Kollokationen
<i>technischer Angestellter</i>	<i>ärztliches Attest</i>
<i>gesellschaftliche Bedeutung</i>	<i>notwendige Auslagen</i>
<i>beglaubigter Chef</i>	<i>ungerechtfertigte Bereicherung</i>
<i>einvernehmliche Durchführung</i>	<i>entsprechender Beschluss</i>
<i>weitere Einwendungen</i>	<i>diplomatischer Dienst</i>
<i>wesentliche Familienangelegenheit</i>	<i>amtliche Dokumente</i>
<i>schwerwiegende Gefahr</i>	<i>rechtskräftige Entscheidung</i>
<i>bekanntes Hindernis</i>	<i>schriftliche Erklärungen</i>
<i>geschützte Informationen</i>	<i>gesetzlicher Feiertag</i>
<i>ausländischer Kläger</i>	<i>bestimmter Geldbetrag</i>
<i>zwangsvollstreckte Leistung</i>	<i>zuständiges Gericht</i>
<i>technische Mittel</i>	<i>zivilrechtliche Haftung</i>
<i>ewiger Nießbraucher</i>	<i>unerlaubte Handlung</i>

Das nächste Kriterium, das Kriterium der Bedeutungstransparenz gehört auch zu denen, die eine exakte Charakteristik der Kollokationen ermöglichen. Das Korpus wurde in diesem Falle unter zwei Aspekten analysiert: unter dem Aspekt der Idiomaticität und unter dem Aspekt der Metaphorizität. Marek Gładysz (200) hatte die Unterscheidung von Kollokationen in teildiomatische und nichtidiomatische vorgeschlagen. Damit eine Kollokation den Namen einer teildiomatischen Wortkombination genießt, muss sie einen idiomatisierten Bestandteil besitzen. Daraus ergibt sich ihre nur für sie charakteristische Bedeutung. Dagegen werden als nichtidiomatisch alle Kollokationen markiert, deren Bedeutung sich aus der Summe der einzelnen Bestandteile herleiten lässt. Aus der Untersuchung wurden zudem alle idiomatischen Wortkombinationen ausgeschlossen, da sie nicht als Kollokationen angesehen werden. Den Untersuchungen erfolgt, dass ungefähr 1% aller aus der ZPO exzerpierten Adjektiv-Substantiv-Kollokationen idiomatische Eigenschaften aufweisen und dementsprechend der Gruppe der teildiomatischen Kollokationen zugeordnet werden können. Die Elemente, die idiomatisiert sind, wurden unterstrichen. 99% zeigen also keinen Idiomaticitätsgrad auf.

teildiomatisch	nichtidiomatisch
<i>getrennter Ehegatte</i>	<i>verstorbener Ehegatte</i>
<i>parteiliche Organisation</i>	<i>zügige Entscheidung</i>
<i>prozessunfähige Partei</i>	<i>fehlende Fähigkeit</i>
<i>juristische Person</i>	<i>besondere Gerichte</i>
<i>natürliche Person</i>	<i>rechtliche Grundlage</i>
<i>berechtigter Rechtsträger</i>	<i>notwendige Hinweise</i>
	<i>selbständige Intervention</i>

In dem nächsten Teil des Forschungsprojekts wurde darauf abgezielt, die Adjektiv-Substantiv-Kollokationen unter dem Aspekt der Metaphorisierung zu analysieren. Als metaphorische Kollokationen wurden diese markiert, deren Bestandteil auf eine für ihn nicht charakteristische Art und Weise beschrieben wurde, oder für ihn nicht charakteristische Eigenschaften aufweist. Aus den Untersuchungsergebnissen geht hervor, dass sich nur circa 4% aller in der alphabetischen Auflistung inbegriffenen Kollokationen als metaphorisch deuten lassen. Das heißt, dass fast 96% nichtmetaphorisch sind. Beispiele:

metaphorisch	nichtmetaphorisch
<i>erfolgloser Ablauf</i>	<i>notwendige Auszüge</i>
<i>geistiger Entwicklungsrückstand</i>	<i>nicht öffentliche Beratung</i>
<i>schwerwiegende Gefahr</i>	<i>wesentliches Berufsgeheimnis</i>
<i>höhere Gewalt</i>	<i>gewerbliches Eigentum</i>
<i>beklagte Partei</i>	<i>gleichzeitige Entscheidung</i>
<i>nicht erscheinende Partei</i>	<i>obsiegender Gegner</i>
<i>dienstältester Richter</i>	<i>notwendige Hinweise</i>
<i>[hinter] verschlossene[n] Tür[en]</i>	<i>unzulässige Kassation</i>
<i>laufendes Verfahren</i>	<i>künftige Leistungen</i>
<i>grobe Verletzung</i>	<i>gesellschaftliche Organisationen</i>
<i>bewegliches Vermögen</i>	<i>ausländische Person</i>
<i>schwerwiegender Verstoß</i>	<i>unmittelbare Rechtswirkung</i>

Die nächste Untersuchung betraf den Umfang des Kollokationsfeldes. Dadurch ist man imstande, die möglichen Basen, mit denen sich die jeweiligen Kollokatoren verbinden können, aufzudecken. Alle 848 Adjektiv-Substantiv-Kollokationen wurden den Kollokatoren nach geordnet. Danach konnte festgelegt werden, welche Basen ein bestimmter Kollokator haben kann, sowie welche Kollokatoren am häufigsten Kollokationsbeziehungen eingehen. Die erreichten Ergebnisse sind sehr vielfältig. Es stellte sich heraus, dass fast 52% aller Kollokatoren nur eine Basis besitzen. Daraus kann als Schlussfolgerung abgeleitet werden, dass beinahe 48% mehr als eine Basis an sich heranziehen können. Von 395 Kollokatoren besitzen circa 255 Kollokatoren nur eine Basis. Dagegen beläuft sich die Anzahl der Basen, mit denen die jeweiligen Kollokatoren eine Beziehung eingehen können, auf die Menge von 1 bis 20.

Um die Ergebnisse der folgenden Untersuchung darzustellen, können folgende Beispiele angegeben werden: *entsprechend* (20) – *Abteilung, Anordnung, Anstalt,*

Anwendung, Belehrung, Beschluss, Betrag, Bevollmächtigung, Frist, Hinweise, Mittel, Organ, Organisation, Prüfung, Qualität, Sicherheit, Sicherheitsleistung, Untersuchung, Weg, Wirtschaftsgericht; wesentlich (13) – Angelegenheiten, Berufsgeheimnis, Einfluss, Fallumstände, Familienangelegenheit, Inhalt, Mängel, Rechtsfrage, Schaden, Tatsache, Umstände, Verfahrensvorschriften; ausländisch (11) – Dokumente, Einheiten, Gericht, Kläger, Organisation, Person, Rechtsträger, Schiedsgericht, Unternehmer, Urteile, Vollstreckungstitel; gesetzlich (11) – Befreiung, Bevollmächtigung, Erben, Fall, Feiertag, Frist, Grundlage, Vermutung, Vertreter, Vorschrift, Wiederaufnahmegrundlage; zuständig (10) – Amtsgericht, Finanzamt, Gemeinde, Gericht, Konsul, Nationalrat, Organ, Rechtsanwalt, Zollorgan, Vormundschaftsgericht; deutsch (10) – Dokumente, Gericht, Organe, Postamt, Recht, Seeschiff, Sprache, Staatsangehörigkeit, Staatsbürger, Vertretung; bestimmt (9) – Frist, Geldbetrag, Klageantrag, Ort, Person, Rechtsträger, Rechtsverhältnis, Tatsache, Vermögensgegenstände; staatlich (8) – Arbeitsinspektion, Gericht, Notarbüro, Organ, Organisationseinheit, Richter, Unternehmen, Verwaltung; rechtskräftig (7) – Abschluss, Beschluss, Bestätigung, Entscheidung, Gerichtsentscheidung, Stattgabe, Urteil; fehlend (6) – Fähigkeit, Gerichtsbarkeit, Parteifähigkeit, Prozessfähigkeit, Unterschrift, Zuständigkeit; persönlich (5) – Ansprüche, Erscheinen, Kontakte, Teilnahme, Verhältnis; wichtig (4) – Angelegenheiten, Fälle, Grund, Sachen; privat (3) – Abschrift, Urkunde, Vermögen; ausschließlich (2) – Gerichtsbarkeit, Gerichtsstand; anonym (1) – Einwilligung.

Unentbehrlich schien auch die Untersuchung des Umfangs von dem Kollokationspotenzial. In diesem Falle musste man von der Basis ausgehen und nachprüfen, wie viele Kollokatoren eine jeweilige Basis an sich heranziehen kann. Alle Adjektiv-Substantiv-Kollokationen wurden den Basen nach geordnet, um festzulegen, welche von denen am meisten kollokieren. Es hat sich erwiesen, dass es nach dem alphabetischen Verzeichnis ungefähr 473 Basen gibt, die bestimmte Kollokatoren an sich heranziehen. Circa 63% dieser Basen weisen nur einen Kollokator auf. Demzufolge bedeutet es, dass ungefähr 334 Basen, also fast 37% mehr als einen Kollokator an sich ziehen. Die größte Anzahl der Kollokatoren beträgt 36, die niedrigste Anzahl beläuft sich hingegen auf 1. Beispiele: *Person (36) – abwesend, adoptierend, aufgefordert, ausländisch, beauftragt, beauftragt, behindert, beklagt, benachrichtigt, benannt, berechtigt, berufen, beschränkt geschäftsfähig natürlich, bestimmt, bevollmächtigt, entzogen, ermächtigt, gebrechlich, geladen, handelnd, interessiert, juristisch, krank, natürlich, minderjährig, nicht prozessfähig natürlich, stumm, taub, teilentmündigt, teilnehmend, unbefugt, unterstehend, verpflichtet, verschwägert, voll geschäftsfähig natürlich, volljährig, wohnhaft; Sache (19) – anhängig, beweglich, eingeleitet, erhoben, gegeben, geregelt, gesichert beweglich, gesondert, wichtig, getrennt, nichtvermögensrechtlich, restlich, sonstig, übertragen, verkauft, vermögensrechtlich, vertretbar, verwickelt, vorgesehen; Gericht (16) – ausländisch, berufen, besonders, erkennend, ersucht, zuständig, gleichrangig, ladend, ober, ordentlich, deutsch, staatlich, übergeordnet, unterschiedlich, unzuständig, verweisend; Entscheidung (12) – abschließend, angefochten, erneut, gleichzeitig, gütlich, öffentlich, ordnungsgemäß, rechtskräftig, ungünstig, weit, zügig, zusätzlich; Recht (10) – beschränkt, dinglich, fremd,*

gemeinsam, gesichert, materiell, nichtvermögensrechtlich, öffentlich, vermögensrechtlich, deutsch; Vorschrift (9) – allgemein, besonders, eingehend, geltend, gemeinsam, gesetzlich, nachstehend, vorangehend, vorstehend; Frist (8) – bestimmt, entsprechend, gerichtlich, gesetzlich, kurz, versäumt, vorgeschrieben, zusätzlich; Grund (7) – berechtigt, gleich, rechtlich, tatsächlich, überwindbar, wichtig, vorliegend; Interesse (6) – berechtigt, eigen, gerecht, gesellschaftlich, wirtschaftlich, rechtlich; Kosten (5) – entstanden, erheblich, notwendig, übermäßig, zustehend; Antrag (4) – einvernehmlich, schriftlich, unzulässig, verspätet; Form (3) – abgekürzt, elektronisch, vorgeschrieben; Bevollmächtigung (2) – entsprechend, gesetzlich; Dienst (1) – diplomatisch.

Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung brachten relevante Schlussfolgerungen mit sich. Resümierend kann bestätigt werden, dass die deutsche Zivilprozessordnung als Vertreter der fachsprachlich-rechtlichen Textsorte ziemlich reich an Adjektiv-Substantiv-Kollokationen ist. Es soll aber hinzugefügt werden, dass in diesem Aspekt die Anzahl der Verb-Substantiv-Kollokationen deutlich überwiegt und dementsprechend erstrangig sind (*einen Vergleich abschließen, die Kosten auferlegen, Vermutungen aufstellen, Widerspruch einreichen, Bescheid anfechten*). Aus der jeweilig durchgeführten Klassifizierung ist ersichtlich, dass die Adjektiv-Substantiv-Kollokationen dieses Gesetzbuches keine festen Lexikoneinheiten sind. Nur 19% aller Kollokationen konnten als fest angesehen werden und der Klasse der lexikografisch lexikalisierten Einheiten zugeschrieben werden. Die deutliche Mehrheit der Kollokationen sind okkasionelle und unfeste Wortverbindungen, die eher aus der Vielfalt der Formulierung resultieren, als aus ihrer Fixiertheit in der menschlichen Kognition. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Adjektiv-Substantiv-Kollokationen in diesem Gesetzbuch keine idiomatisierten Einheiten sind. Nur 1% alle Kollokationen wies idiomatische Eigenschaften auf. Dieselbe Tendenz scheint im Bereich der Metaphorizität vorzuherrschen. In der ZPO wurden nur wenige Metaphern gefunden, deren prozentueller Anteil an allen Kollokationen sich nur auf 4% beläuft. Dies kann zudem mit der Tatsache zusammenhängen, dass Gesetze zu den besonderen Texten gehören, die einen wesentlichen Bezug auf die Gemeinsprache nehmen und für Empfänger, also durchschnittliche Bürger, die sich nicht immer mit dem Recht auskennen, ebenso zugänglich sein sollen.

Literatur

- CARO CEDILLO A., 2004, Fachsprachliche Kollokationen. Ein übersetzungsorientiertes Datenbankmodell Deutsch-Spanisch, Tübingen.
- FIRTH J.R., 1957, Modes of Meaning, in: Firth J.R., Papers in Linguistics 1934-1951, London, S. 190-215.
- GLĄDYSZ M., 2003, Lexikalische Kollokationen in deutsch-polnischer Konfrontation, Frankfurt am Main.
- WILSS W., 1997, Adjektiv/Substantiv-Kollokationen. Ein Beitrag zum Verständnis von Textbausteinen, in: Grbić N./Wolf M. (Hrsg.), Text – Kultur – Kommunikation. Translation als Forschungsaufgabe, Tübingen, S. 67-85.

Überschaubarkeit in der Wortbildung: Uneigentliche Komposita und Rektionskomposita

Die in Bezug auf die Zusammensetzungen mit Substantiv als Zweitglied von Morciniec (1964) geäußerte Meinung, dass die Beziehungsart zwischen den beiden Bestandteilen der Komposita ohne Miteinbeziehung von Kontext, Sprechsituation oder einem entsprechenden Sachwissen nicht nachvollziehbar sei, trifft zu, aber nur im Allgemeinen. In diesem Zusammenhang wird am häufigsten das Beispiel von Heringer (1984) herangezogen, der von *Fischfrau* schreibt, wobei – abhängig vom Kontext, der Sprechsituation und sonstigen Umständen – verschiedene Beziehungsarten zwischen dem Bestimmungswort und dem Grundwort in Frage kommen können. In Wirklichkeit kann man aber zahlreiche Bereiche des Lexikons aufzählen, die dieser Feststellung nicht folgen. Es gibt nämlich zahlreiche Wortbildungsmuster, in denen die Beziehungsart zwischen Bestimmungswort und Grundwort einer Zusammensetzung völlig überschaubar ist und sich hundertprozentig voraussehen lässt. Im vorliegenden Beitrag wird auf der Suche nach Systematisierungsmöglichkeiten der deutschen Lexik auf zwei von ihnen hingewiesen: auf die von Grimm (1828) erstmals so genannten uneigentlichen Komposita (*Freundeshand*, *Menschenleid*), deren beide Bestandteile zumeist in einem Genitivverhältnis stehen, und auf die Rektionskomposita. Nach Walter Henzens Motto „Im Anfang war die Komposition“ (1965:35) begeben wir uns nunmehr also auf die Suche nach den beiden Mustern von überschaubaren Komposita (die ich im vorliegenden Beitrag terminologisch den Zusammensetzungen gleichsetze).

Den Spruch äußert Henzen in Bezug auf die Tatsache, dass Kompositionsglieder infolge ihres hochfrequenten Gebrauchs häufig reihenbildend sind und damit zu Affixen werden, was mit ihrer Desemantisierung einhergeht. Henzen schreibt diesbezüglich aber auch von der Univerbierung als Quelle neuer Zusammensetzungen. Er ist der Meinung, dass ein großer Teil der Komposita aus syntaktischen Phrasen entstanden ist, die im Laufe der Zeit infolge häufigen Gebrauchs zu Zusammensetzungen „verschmolzen“ sind. Am zahlreichsten sind dabei die Verbindungen vom Typ Substantiv + Substantiv, die in einem genitivischen Verhältnis zueinander stehen, *des Freundes Hand* > *Freundeshand*, *des Vaters Bruder* > *Vaterbruder*, ebenso *Frauenzimmer*, *Wörterbuch*, *Landsmann*, *Händedruck* usw. Den Gedanken greift Eisenberg auf, der in seinem „Grundriss

der deutschen Grammatik“ (2004) in diesem Zusammenhang noch das Beispiel *des Menschen Leid* > *Menschenleid* aufzählt. Die betrachteten Zusammensetzungen seien, so Eisenberg, anhand von ebensolchen Univerbierungsprozessen entstanden, welche die Bildung von Wörtern unterschiedlicher Kategorien wie *infolge*, *infrage*, *aufgrund*, *mithilfe*, usw. begleiten. Ihre Entstehung lässt sich übrigens nicht so leicht überblicken, was Henzen historisch nachzuvollziehen versucht (1965:50). Außerdem werden im Zusammenhang mit den Komposita mit völlig vorhersehbarer Beziehungsart zwischen beiden Bestandteilen u.a. noch die vom Typ Adjektiv + Substantiv, wie *Edelmann*, *Großherzog*, sowie diejenigen aufgezählt, bei denen ein kopulatives Verhältnis zwischen den beiden Gliedern vorherrscht, wie *Prinzregent*, *rotgelb*, *bittersüß* usw. Was die Entstehung von Bildungen vom Typ Substantiv + Substantiv anbelangt, so sieht Eisenberg ihren Ursprung zunächst in parallelen Phrasen, von welchen jeweils das erste Substantiv ein Eigenname war, z.B. *Helgas Vater*, *Ägyptens Zukunft* – welche also mit Hilfe des sogenannten sächsischen Genitivs entstanden sind. Später sind als Analogiebildungen darüber hinaus auch Komposita entstanden, die nicht unbedingt einen Eigennamen als Erstglied enthalten haben. Schließlich gingen die Phrasen und anschließend die aus ihnen entstandenen Zusammensetzungen jeweils in den deutschen Wortschatz über, jedoch bereits ohne Genitivmarkierungen: Es ist ein Wortbildungsmuster entstanden.

Grimm versucht auch, die Implikation, dass sich die „uneigentlichen Komposita“ z.B. aus oben aufgezählten Genitivphrasen entwickelt haben, umzukehren und schreibt, dass nur die uneigentlichen Komposita Kasus hätten (nach Eisenberg 2004:234). In Wirklichkeit weiß man bereits seit langem, dass sich Univerbierungsmuster zu Wortbildungsmustern verselbstständigen können. Die Wortbildungsmuster machen heute nämlich die grundlegende Beschreibungseinheit des deutschen Wortbildungssystems aus, und zwar sowohl präskriptiv, synthetisch, als auch deskriptiv, analytisch.

Bei der Bildung der Rektionskomposita, die zusammen mit den Zusammenbildungen der Inkorporation hinzugezählt werden, lassen sich u.a. auch solche Phänomene, wie z.B. Argumentvererbung, gut verfolgen. Bei den Rektionskomposita, die als Untergruppe der Determinativkomposita anzusehen sind, ist auch die bei der Entzifferung der richtigen Lesart von Komposita ansonsten verneinte Regelmäßigkeit anzutreffen, den richtigen Sinn nicht nur mit Hilfe des Kontextes, der Situation und des Sachwissens feststellen zu können, sondern ihn weitgehend präzise und regelhaft voraussehen zu können. Derartige Ansichten bringen systemhafte Züge in die Menge der Zusammensetzungen hinein. Die Rektionskomposita lassen sich samt den Zusammenbildungen, wie bereits angemerkt, der Inkorporation zurechnen (Eichinger 2000). Somit läge die Inkorporation am Rande der Derivation, weil sie sowohl Merkmale der Derivation, als auch solche der Komposition umfasst. Hierbei lassen sich auch die Grenzen zwischen Zusammenbildung, Ableitung von Zusammensetzung und Zusammensetzung als fließend bezeichnen. Bei dem Entschluss, für welche Auslegungsart man sich jeweils entscheidet, kommt es darauf an, welche Teile dieser Wörter (oder gegebenenfalls Phra-

sen) im Sprachgebrauch usualisierter sind. Die Bedingung für die Interpretation einer Bildung als Rektionskompositum ist, ob diese ein als Wort lexikalisiertes Zweitglied enthält. Sonst müsste eine Entscheidung für die Interpretation der gegebenen Bildung als Zusammenbildung getroffen werden (vgl. Stopyra 2008:99ff.).

Auch Donalies (2005:64) betrachtet Rektionskomposita als Ausnahme von der sonst allgemeinen Vielfältigkeit der möglichen Interpretationen der Beziehungsart zwischen beiden unmittelbaren Konstituenten der Zusammensetzung. Beispiele wie *Frauenkenner* und *Romanleser* sind nämlich eindeutig, d.h. mit nur einer möglichen Lesart zu interpretieren. Die Erstglieder stellen dabei Argumente der Prädikate dar, von denen die Zweitglieder abgeleitet sind. Die Rektionskomposita liefern also typische Fälle in der Argumentvererbung und ihrer internen Besetzung. In Bezug auf die Rektionskomposita geht Eisenberg (2004) davon aus, dass sie bei einem spezifischen Zweitglied zustande kommen, das ein deverbales Nomen ist. Es erbt Argumentstellen des Basisverbs, die als Bestimmungswort der Zusammensetzung wiederkommen können. Auf die interne Besetzung der Argumentstelle des Basisverbs in derivativer Zieleinheit bei Rektionskomposita weist auch Willems (2001) hin.

Die Rektionskomposita sind von den Nicht-Rektionskomposita dadurch zu unterscheiden, dass die Aktanten der ersteren obligatorisch bzw. fakultativ sind, die der letzteren aber freie Angaben darstellen. Die Rektionskomposita ermöglichen nur eine rektionale Lesart, z.B. *Autofahrer*, *Filmemacher*, die Nichtrektionskomposita eine nichtrektionale, z.B. *Fabriknagel* – ‚Nagel, der **in der Fabrik** hergestellt wird‘. Manchmal sind die Komposita aber homonym, wie z.B. *Alkoholfahrer*, *Kaiserjäger* wo sowohl eine Interpretation als Rektionskompositum, als auch eine als Nicht-Rektionskompositum möglich ist.

In dem weiter oben vorgeschlagenen Beschreibungsmodell wird bei den besprochenen nominalen Suffixen von ihrer Argumentvererbung ausgegangen. Die Argumentvererbung ist ein Phänomen, das die Suffigierung begleiten kann. Das Suffix hat selbst keine Argumente, es erbt sie von seiner Basis. Selbst überträgt es (zumeist) als Kopf die syntaktisch-morphologischen Charakteristika (wie Genus, Wortart und Flexionsklasse) an die Basis, von der es wiederum die Argumente übernimmt. Nach Olsen (1986:78ff.) „perkolieren“ dabei die Argumente von der Basis auf das Suffix.

Die Argumentvererbung lässt sich als eine Erscheinung charakterisieren, die den Prägungsakt der Zieleinheit begleitet und den Übergang der möglichen syntaktischen Positionen der Basis als Ausgangseinheit in die Zieleinheit betrifft. Das Wortbildungsprodukt „erbt“, d.h. übernimmt die Argumente seiner motivierenden Einheit, v.a. des Ausgangsverbs, z.B. *kaufen* + direktes Objekt > *Käufer* + dasselbe Argument (hier extern als Genitivattribut, oder intern zu besetzen), ähnlich *verehren* + direktes Objekt > *Verehrer* usw.

In Bezug auf die interne Besetzung der Argumentstelle des Basisverbs im Rektionskompositum weisen Meibauer (1995:102) und Willems (2001) am Beispiel der *-er-DER*

darauf hin, dass sie sowohl bei Nomina agentis (vgl. *Konfliktlöser*, *Grenzverletzer*), als auch bei Nomina instrumenti (vgl. z.B. *Folienkopierer*, *Betonmischer*, *Stromstärke-messer*), d.h. bei den wichtigsten Wortbildungstypen für -er-Suffix, möglich ist. Die externe Besetzung ist bei Nomina agentis, im Gegensatz zu Nomina instrumenti, auch möglich, wobei es zur Argumentselektion kommt, d.h. -er-Nomina in *Verfasser des Buches*, *Flieger der Cessna*, *Fahrer des Präsidenten* sind nur als Nomina agentis aufzufassen. Rektionskomposita sind in der deutschen Gegenwartssprache überaus häufig. Als Beispiele lassen sich weiterhin auch *Gepäckträger*, *Taxifahrer*, *Romanleser* anführen, darunter kommen auch zahlreiche Augenblicksbildungen vor, wie *Briefeschreiber*, *Schneckenesser*, *Säuretrinker* usw.

Auf der Suche nach Systematisierungsmöglichkeiten der deutschen Wortbildung gelangen wir also auch zu den determinativen Zusammensetzungen vom Typ Substantiv + Substantiv und Adjektiv + Substantiv sowie zu den kopulativen Zusammensetzungen. Unter den determinativen Zusammensetzungen sind hier folglich die uneigentlichen Komposita und die Rektionskomposita gemeint. Es zeigt sich, dass es zahlreiche Wortbildungsmuster dieser Art von Zusammensetzung gibt, die „überschaubar“ sind, d.h. bei denen sich die Beziehungsart der beiden Bestandglieder zueinander ohne weiteres auf den ersten Anblick erkennen lässt. Dabei sind andere Möglichkeiten, das betrachtete Kompositum zu interpretieren, jeweils ausgeschlossen.

Dabei kann man der These, dass das wissenschaftliche Paradigma der Wortbildung ausgeschöpft sei¹, nicht zustimmen: Bei dem Einfallsreichtum und der Kreativität der deutschen Sprachgemeinschaft, die sie heutzutage zeigt, kann man sich der Tatsache gewiss sein, dass es immer sprachliche Erscheinungen, insbesondere im Bereich der Wortbildung, gibt und geben wird, die der Besprechung wert sein werden. Wie der vorliegende Aufsatz, der nur eine der vielen möglichen Themen in dem betrachteten Bereich aufgreift, zeigt, lassen sich zahlreiche Untersuchungen anstellen, die den deutschen Wortschatz aus der Sicht der Wortbildung weiterhin sowohl präskriptiv, als auch deskriptiv beschreiben können und neue Perspektiven in diesem Bereich aufdecken können, um den Angehörigen der deutschen Sprachgemeinschaft als wichtige Wegweiser zu dienen.

Literatur

- DONALIES E., 2005, *Die Wortbildung des Deutschen. Ein Überblick*, Tübingen.
 EICHINGER L.M., 2000, *Deutsche Wortbildung. Eine Einführung*, Tübingen.
 EISENBERG P., 2004, *Grundriss der deutschen Grammatik*, Stuttgart/Weimar.
 HENZEN W., 1965, *Deutsche Wortbildung*, Tübingen.
 HERINGER P., 1984, *Geht endlich die Wortbildung frei!*, in: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 15, S. 43-53.

¹ Hörbeleg.

- GRIMM J., 1828, Deutsche Grammatik (Neudruck), Göttingen.
- MEIBAUER J., 1995, Wortbildung und Kognition. Überlegungen zum deutschen *-er*-Suffix, in: Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation 23, S. 97-123.
- MORCINIEC N., 1964, Die nominalen Wortzusammensetzungen in den westgermanischen Sprachen, Wrocław.
- OLSEN S., 1986, Wortbildung im Deutschen. Eine Einführung in die Theorie der Wortstruktur, Stuttgart.
- PAUL H., 1920, Deutsche Grammatik, Band V, Teil IV: Wortbildungslehre, Halle an der Saale.
- STOPYRA J., 2008, Nominale Derivation im Deutschen und im Dänischen, Wrocław.
- WILLEMS K., 2001, Produktivität, syntaktische Struktur und Norm. Deskriptive Normregularitäten transparenter nominaler Wortbildungsmuster und kontrastive Wortbildungsforschung, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 29, S. 143-166.

Zur lexikalisch-semantischen Explikation des Personbegriffes

1. Einleitung. Die Rolle des Personbegriffes

Der Begriff der Person spielt eine Schlüsselrolle in der Kultur der Menschheit (vgl. Behrends 1998:v). *Persona* ist ein fundamentaler Begriff der Philosophie¹ (vgl. Rheinfelder 1928, Scherner 1983, Hilberath 1986:67-144, Konersman 1993:199-227, Brassier 1999:7, Schlapkohl 1999, Essen 2001:137-191, Sturma 2001, Förster 2003:84-237, Quante 2007, Kanzian 2009:229-259, Albrecht 2010:14) und der Rechtswissenschaft (von Savigny 1840², Zitelmann 1873, Hölder 1905, Binder 1907, Longchamps de Berier 1911, Schlossmann 1968; Mohr 2001:129-131, Weber 2011:903). Neben dem Begriff der **natürlichen Person** (Gleichsetzung der Person mit dem lebendigen Menschen) ist die sogenannte **juristische Person** zu unterscheiden, die auch als **physische Person**³ bezeichnet wird (vgl. Petrażycki 2002: 64). Der Personbegriff ist deswegen von

¹ Eine repräsentative Textsammlung hierfür ist aus dem Forschungsprojekt „Person“ hervorgegangen, das vom Lehrstuhl Philosophie / Prof. Dr. Árpád Horváth der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universitären Hochschule Luzern durchgeführt wurde (vgl. Brassier 1999:7).

² Im Kontext der im Titel dieses Aufsatzes thematisierten Fragestellung ist hier auf die Auffassung der juristischen Person hinzuweisen, die Friedrich Karl von Savigny vor dem Hintergrund seiner Auffassung des Begriffs der Person erörtert, die er im technisch-juristischen Sinn als Subjekt des Rechtsverhältnisses versteht (vgl. von Savigny 1840:1, 2, 236 u f., zit. n. Longchamps de Berier 1911:4). Diese Auffassung ist deswegen aufschlussreich, weil Savigny vom Wesen der natürlichen Person das Wesen der juristischen Person ableitet. In seinen Schriften kommt er aber zur Einsicht, dass nur der Mensch das Subjekt eines Rechtsverhältnisses sein kann und deswegen nur der Mensch die Person im juristischen Sinne sein kann (vgl. Longchamps de Berier 1911:6).

³ Man ist gewöhnt, den polnischen Begriff *osoba fizyczna* als *natürliche Person* ins Deutsche zu übertragen. Akzeptabel ist aber auch die Bezeichnung *physische Person*. Übrigens besteht diese Variante des Begriffs *natürliche Person* auch im Deutschen, was Siegmund Schlossmann in dem folgenden Kommentar bezeugt: „[...] im Altertum habe es Menschen gegeben, die nicht Personen waren: die Sklaven, wogegen das moderne Recht jedem Menschen Rechtsfähigkeit verleihe, jeden also als Person anerkenne; und umgekehrt gebe es noch jetzt zahlreiche Personen, die nicht Menschen sind: Korporationen, Stiftungen, Anstalten, – die sogenannten juristischen Personen [diese Auffassung der Person steht im

fundamentaler Bedeutung, weil in zahlreichen juristischen und ethischen Diskursen die bloße Existenz der **natürlichen (physischen) Person** mit dem Begriff der Würde wesentlich verknüpft ist und als ein Achtungsbereich der Menschenwürde verstanden wird (vgl. die Gründungskarta der Vereinten Nationen, Spaemann 1996:10-11, Kipke 2001, Althoff 2002, Tiedemann 2006, Tiedemann 2007, Schweidler 2012).⁴

2. Kategorisierung

Eine lexikalisch-semantiche Explikation eines Begriffes durchzuführen heißt in erster Linie, die Frage zu beantworten, wie die Kategorisierung von Begriffen zustande kommt. Denn die meisten Begriffe bzw. mentalen Repräsentationen beziehen sich auf Kategorien und nicht auf Individuen wie das *Straßburger Münster* oder *George Lakoff* (vgl. Kleiber 1993:4)⁵. Nicht anders ist es im Falle des Personbegriffes.

Widerspruch dazu, wie Friedrich Karl von Savigny die Person versteht – Anm. R.Sz.]. Jene das wesentliche Merkmal der Person bildende Rechtsfähigkeit, ein Wort, mit dem man auch das Wort *Persönlichkeit*, *rechtliche Persönlichkeit* als gleichbedeutend gebraucht, stellt man sich als eine vom Recht verliehene Eigenschaft des als Person anerkannten Menschen vor. Und da man diese Rechtsfähigkeit nicht bloß Menschen von Fleisch und Blut, sondern auch dem Staate, Vereinen, Stiftungen, Anstalten zuschreibt, und sich diese hier, übereinstimmend mit den Anschauungen des Lebens, als selbständige Wesen vorstellt, und in rechtlicher Hinsicht den Menschen zur Seite stellt, überträgt man auch auf sie den Namen Person und nennt sie bekanntlich juristische Person im Gegensatz zu den physischen Personen. Manche Systematiker haben deshalb den Begriff der Person durch eine die physischen und juristischen Personen zusammenfassende Definition bestimmt, in der sie als Person ein mit Rechtsfähigkeit begabtes Wesen bezeichnen, um alsdann diese für das Recht in Betracht kommenden Wesen in solche, die Menschen sind, und solche, die es nicht sind, einzuteilen“ (Schlossmann 1968:1-4).

⁴ Dabei ist wiederholt die Stellungnahme von Friedrich Karl von Savigny zum Personbegriff hervorzuheben. Von Savigny behauptet, dass die Rechtsverhältnisse nur zwischen den Menschen möglich sind, und weil das Ziel des Sachenrechtes nach von Savigny nur der Schutz des ethischen Wertes der Freiheit des Menschen sei, könne das Subjekt eines Rechtsverhältnisses nur der Mensch sein und nur der Mensch sei Person im juristischen Sinne (vgl. Longchamps de Berier 1911:5f.)

⁵ Diese Unterscheidung ist in der Theorie der generischen Sätze relevant, in der man einerseits von der individuierenden Verwendung des bestimmten Artikels (Bezugnahme auf bestimmte, einmalige Gegenstände oder Ereignisse), und andererseits von der generischen Verwendung des bestimmten Artikels (Bezugnahme nicht auf bestimmte einmalige Gegenstände) ausgeht (vgl. Hayer 1987:23). Hayer setzt voraus, dass es sich bei allen nicht-individuierenden Verwendungen des bestimmten Artikels um generische Verwendungen handelt (vgl. 1987:23). Zur Bedeutung eines Eigennamens meint Frege: „Die Bedeutung eines Eigennamens ist der Gegenstand selbst, den wir damit bezeichnen; die Vorstellung, welche wir dabei haben, ist ganz subjektiv; dazwischen liegt der Sinn, der zwar nicht mehr subjektiv wie die Vorstellung, aber doch auch nicht der Gegenstand selbst ist“ (2002:27). Die Aussage Freges in dem den Sinn und die Vorstellung betreffenden Teil kann man m.E.

2.1. Die Würde des Menschen – ein kategoriales Paradox

Besonders deutlich kommt die Kategorisierung im ethischen Diskurs über die Würde des Menschen zum Ausdruck. Dieser Diskurs ist von einem Paradox gekennzeichnet (vgl. Spaemann 1996:11). Das Paradox beginnt mit der Frage, ob alle Menschen Personen sind, und wird in der bejahenden Antwort darauf vollzogen. Denn in der Antwort wird nämlich vorausgesetzt, „daß Personen zwar a priori in einer auf Anerkennung basierenden wechselseitigen Beziehung stehen, aber daß diese Anerkennung nicht dem Personsein als dessen Bedingung vorausgeht, sondern auf einen Anspruch antwortet, der von jemandem ausgeht. Sie setzt ferner voraus, daß wir diesen Anspruch zwar aufgrund gewisser Artmerkmale zuerkennen, daß es aber für die Anerkennung als Person nicht auf das tatsächliche Vorhandensein dieser Merkmale ankommt, sondern nur auf die Zugehörigkeit zu einer Art, deren typische Exemplare über diese Merkmale verfügen. Und dies, obwohl oder weil Personen sich zu der Art, der sie angehören, auf andere Weise verhalten als Exemplare anderer Spezies. Personen sind in einem unvergleichbaren Sinn Individuen. Gerade deshalb kommt es für ihre Anerkennung als Personen nicht auf das individuelle Auftreten bestimmter Artmerkmale an, sondern nur auf die Zugehörigkeit zur Art“ (Spaemann 1996:11).

2.2. Zwei Seiten der Kategorisierung

Dieses Paradox obliegt dem Forscher, seine Ursachen, die m.E. im Bereich der Kategorisierung liegen, zu ermitteln. In diesem Zusammenhang kann wir die folgende Behauptung gewagt werden: einerseits hat die Kategorisierung den Vorteil, dass sie eine Grundlage dafür sein kann, verschiedene Elemente unserer Erfahrung einzuordnen, indem sie es ermöglicht, über individuelle – konkrete wie abstrakte – Entitäten hinauszugehen, sie zu einer begrifflichen Strukturierung zu bringen und als Spezies wahrzunehmen. So werden bestimmte Elemente zusammen mit anderen in dieselbe Kategorie eingeordnet (vgl. Kleiber 1993:4). Andererseits aber bringt die Kategorisierung als Mittel zur Aufhebung des Chaotischen und ständig Neuen (vgl. Cauzinille-Marèche/Dubois/Mathieu 1990:93) in der von uns wahrgenommenen Umwelt die Gefahr mit sich, dass die Folie der Kategorisierung die Folie der wahrzunehmenden, bzw. der zu konstruierenden Welt⁶ so beeinflusst, dass sie das Bild der wahrzunehmenden Welt

auch im Hinblick auf Appellativa gelten lassen.

⁶ Kann man denn das Paradox der Kategorisierung aller Menschen als Personen (vgl. Spaemann 1996:11) nicht als Ergebnis der Beschreibung der Ontologie der Person, sondern als Ergebnis einer mentalen Konstruktion des Personbegriffes verstehen? Ontologische Zusammenhänge bedürfen in jedem Kontext einer Erklärung und Interpretation. Viele bisher darüber formulierten Gedanken sind nicht gerade ein Muster für Präzision und eindeutige Aussage. Auf diese Situation weist Sambor Grucza in seiner neuesten Monographie zu Fachsprachenlinguistik hin (vgl. 2012:77). Vielleicht wäre es deswegen treffender, statt von der Ontologie von sprachlichen Ausdrücken, doch von ihrer Konstruktion zu sprechen.

auf das von der Kategorisierung gezwungene (Mindest)maß⁷ einschränkt und den Rest (d.h. das, was von der Kategorisierung nicht erfasst ist) unsichtbar lässt.⁸

3. Explikation

3.1. Methoden der Explikation

Es gibt zwei fundamentale Methoden der semantischen Deskription und Explikation von Begriffen: der semantische Diskurs⁹ und die semantische Reprä-

⁷ Die Bezeichnung „Mindestmaß“ verwende ich hier im Sinne des Modells der notwendigen und hinreichenden Bedingungen (des sogenannten NHB-Modells), das R.W. Langacker (1987) auch Modell der definitiven Eigenschaften (criterial attribute model) nennt (vgl. Kleiber 1993:11). Kleiber betont (vgl. 1993:12), dass hier nach Geeraerts (1988) zu präzisieren ist, dass sich in diesem Modell die Notwendigkeit auf jede einzelne Bedingung bezieht und der hinreichende Charakter die Gesamtheit der notwendigen Bedingungen betrifft. An dieser Stelle ist eine Beobachtung über den Spracherwerb und über Bedeutung sprachlicher Ausdrücke anzuführen, die Quine (1980:13) anstellt: „Die Kunstfertigkeit der Sprache ist etwas Gesellschaftliches. Bei ihrem Erwerb müssen wir uns ganz und gar auf Anhaltspunkte verlassen, die intersubjektiv zugänglich sind und uns jeweils erkennen lassen, was wir wann sagen müssen. Deshalb bleibt das vergleichende Zusammenstellen sprachlicher Bedeutungen ungerechtfertigt, sofern es nicht im Zusammenhang mit den Dispositionen des Menschen geschieht, auf gesellschaftlich wahrnehmbare Reize offen zu reagieren“. Weiterhin stellt Quine fest: „Jeder von uns lernt seine Sprache von anderen, durch das wahrnehmbare Aussprechen der Wörter unter augenfällig intersubjektiven Umständen. Sprachlich und also auch begrifflich gesehen, stehen diejenigen Dinge am deutlichsten im Mittelpunkt, die öffentlich genug sind, daß man auch öffentlich von ihnen redet, die alltäglich und auffällig genug sind, daß man sie schnell erkennen und benennen kann. Es sind zuallererst diese Dinge, auf die sich die Wörter beziehen“ (1980:17). Diese Worte von Quine verstehe ich als einen Hinweis darauf, dass wir beim öffentlichen Reden und Verstehen von Ausdrücken eher mehr mit der Erschließung ihres Konstruiertseins als mit der Erschließung ihrer Ontologie zu tun haben. Dazu vgl. Dale (1976:637), Mayer (1981:7).

⁸ Hier denke ich an den Aufsatz „Entailment rules in a semantic theory“ von Charles J. Fillmore und an seinen Leitgedanken des „Enthaltenseins“ in der Semantik, „womit gemeint ist, dass sprachliche Ausdrücke (Wörter, Phrasen, Sätze) manchmal oder sogar oft bestimmte Bedeutungsaspekte ‚enthalten‘, die nach der gängigen Auffassung nicht Teil der ‚sprachlichen Bedeutung‘ dieser Ausdrücke in der üblichen Betrachtungsweise sind“ (Busse 2012:26). Dazu vgl. auch Carnap (1950), Mayer (1981:2).

⁹ Diese Methode, Bedeutungen zu explizieren, wird traditionell als semantischer Diskurs bezeichnet. Zu den bekanntesten und verbreitetsten Erscheinungsformen des semantischen Diskurses werden – neben den Bedeutungserklärungen und -erläuterungen in Alltagsdialogen und Gebrauchstexten – auch Bedeutungsexplikationen in Wörterbüchern gerechnet (vgl. Weber 1999:8). Lang (2000:5) meint dagegen, dass es naiv oder gehässig wäre, zu erwarten, dass man einer einschlägigen Explikation des Personbegriffes in einem Sprachwörterbuch begegnen kann. Die Monographie von Weber (1999) enthält umfangreiche Hinweise zur Literatur über die Explikationsmethode des semantischen Diskurses.

sentation¹⁰ (Weber 1999:7). Der grundsätzliche Unterschied zwischen diesen beiden Ansätzen beruht darauf, dass in den Ansätzen der ersten Methode natürlichsprachige Ausdrücke zur Deskription der Bedeutung anderer natürlichsprachiger Ausdrücke verwendet werden (vgl. Weber 1999:8), während in den Ansätzen der zweiten Methode ein bestimmtes formalisiertes Notationssystem zur Bezeichnung der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ebenso wie der zwischen ihnen bestehenden Bedeutungsrelationen verwendet wird (vgl. Weber 1999:12).

3.2. Explikation der zentralen Anthroponyme des lexikalischen Nahbereichs

Ein Vorschlag holistischen Explikationsmodells von Ausdrücken wie Mensch, Leute und von verwandten Ausdrücken ist Ewald Lang (2000)¹¹ zu verdanken. Lang kategorisiert diese Ausdrücke als Exponenten der anthropozentrischen Textur der Sprache.¹² Der Explikationsvorschlag formuliert Lang in fünf Schritten. Im ersten Schritt wird nicht die Extension (Bedeutungsumfang), sondern die Intension (Bedeutungsinhalt), d.h. der Sinn und die Art des Gegebenseins des Bezeichneten anvisiert¹³ (vgl. 2000:6, Frege 2002:24-25¹⁴). Im zweiten Schritt wird das Gewicht auf den lexikalisch-semantisch codierten

¹⁰ Auch zu dieser Methode bietet die Monographie von Weber (1999) eine repräsentative Bibliographie an.

¹¹ Das von Lang vorgeschlagene Explikationsmodell von Ausdrücken bezeichne ich als holistisch, weil es in seiner Konzeption darauf ausgerichtet ist, über die lexikalische Bedeutung von Ausdrücken weit hinaus zu greifen und in das axiologisch-ontologische Wesen des jeweiligen Sprachsystems vorzudringen, um daraus Belege/Argumente für die möglichst umfassendste Explikation herbeizuschaffen, d.h. für eine solche Explikation, welche die Begründung der Antwort auf die Frage nach dem Begriffsinhalt von Ausdrücken auch in der Veranlagung des jeweiligen Sprachsystems sucht.

¹² Der Ansatz von Lang ist zur Explikationsmethode der semantischen Repräsentation zu rechnen.

¹³ Da die Bezeichnungen Extension und Intension bei verschiedenen Autoren unterschiedlich interpretiert werden (Frege versteht unter Intension den Sinn und unter Extension die Bedeutung, Georg Klaus, Edmund Husserl, Franz von Kutschera, Karl-Dieter Opp ordnen den Begriff der Bedeutung der Intension zu), ist es in diesem Sinne mitunter nicht leicht eindeutig festzustellen, was gemeint ist, wenn etwas über Bedeutung ausgesagt wird, ohne dass man dieser Aussage eine methodologische Erläuterung vorausgeschickt hatte. So lesen wir: „Trotz mehrerer Untersuchungen zum Verständnis der Person bei Luther ist **die Vielfalt der Bedeutungen** (Hervorhebung R.Sz.), die ‚persona‘ bei ihm hat [...], noch nicht befriedigend erforscht (Dieter 2001:228). Oder: „Eine Klärung des Begriffs ‚Person‘ bei Luther ist auch vor dem Hintergrund der großen Bedeutung dieses Begriffs in der Neuzeit von erheblichem Interesse“ (Spaemann 1996:14). Man darf wohl annehmen, dass unter Bedeutung in den beiden angeführten Fragmenten nicht der Begriffsumfang (Extension), sondern der Begriffsinhalt (Intension) gemeint ist, denn es sind nicht die polysemen Formen von Person gemeint, sondern eben die Art des Gegebenseins des Bezeichneten.

¹⁴ Frege meint: „Die regelmäßige Verknüpfung zwischen dem Zeichen, dessen Sinn und dessen Bedeutung ist derart, daß dem Zeichen ein bestimmter Sinn und diesem wieder

Sinn des zu analysierenden Ausdrucks, d.h. auf die Art des Gegebenseins des mit diesem Ausdruck bezeichneten Begriffs¹⁵ gelegt. Lang betont, dass eine Explikation dieses Sinnes nur über die komplette Rekonstruktion des semantischen Status des betreffenden Wortes im gegebenen Sprachsystem durchgeführt werden kann (vgl. 2000:6). Der so verstandene Status von den zentralen Anthroponymen des lexikalischen Nahbereiches¹⁶, d.h. des Ausdrucks Mensch(en) und verwandten Ausdrücken (wie Leute, Person etc.) bemisst sich daran, dass der Ausdruck Mensch sowie andere Personenbezeichnungen Exponenten der sprachimmanenten Anthropozentrik¹⁷ sind. Mit dieser Behauptung scheint er dem Gedanken von Fillmore über das „Enthaltensein“ in der Semantik (vgl. Busse 2012:26)¹⁸

eine bestimmte Bedeutung entspricht, während zu einer Bedeutung (einem Gegenstande) nicht nur ein Zeichen zugehört. Derselbe Sinn hat in verschiedenen Sprachen, ja auch in derselben verschiedene Ausdrücke. Freilich kommen Ausnahmen von diesem regelmäßigen Verhalten vor. Gewiß sollte in einem vollkommenen Ganzen von Zeichen jedem Ausdrucke ein bestimmter Sinn entsprechen; aber die Volkssprachen erfüllen diese Forderung vielfach nicht, und man muß zufrieden sein, wenn nur in demselben Zusammenhange dasselbe Wort immer denselben Sinn hat“ (2002:25). Der Gedanke, den Frege über die Unterscheidung der Bedeutung und des Sinnes eines Zeichens von der mit ihm verknüpften Vorstellung formulierte, scheint mit der Beobachtung schwerpunktmäßig verwandt zu sein, die Quine von der Kunstfertigkeit der Sprache als etwas Gesellschaftlichem anstellt (vgl. 1980:17). Frege meint: „Von der Bedeutung und dem Sinne eines Zeichens ist die mit ihm verknüpfte Vorstellung zu unterscheiden. Wenn die Bedeutung eines Zeichens ein sinnlich wahrnehmbarer Gegenstand ist, so ist meine Vorstellung davon ein aus Erinnerungen von Sinneseindrücken, die ich gehabt habe, und von Tätigkeiten, inneren sowohl wie äußeren, die ich ausgeübt habe, entstandenes inneres Bild. Dieses ist oft mit Gefühlen getränkt; die Deutlichkeit seiner einzelnen Teile ist verschieden und schwankend. Nicht immer ist, auch beim demselben Menschen, dieselbe Vorstellung mit demselben Sinne verbunden. Die Vorstellung ist subjektiv: Die Vorstellung des einen ist nicht die des anderen. Damit sind von selbst mannigfache Unterschiede der mit demselben Sinne verknüpften Vorstellungen gegeben. Ein Maler, ein Reiter, ein Zoologe werden wahrscheinlich sehr verschiedene Vorstellungen mit dem Namen ‚Bucephalus‘ verbinden. Die Vorstellung unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Sinne eines Zeichens, welcher gemeinsames Eigentum von vielen sein kann und also nicht Teil oder Modus der Einzelseele ist; denn man wird wohl nicht leugnen können, daß die Menschheit einen gemeinsamen Schatz von Gedanken hat, den sie von einem Geschlechte auf das andere überträgt“ (2002:26).

¹⁵ Während Lang (2000) die Ausdrücke *Mensch(en)* und *Leute* analysiert, ist Gegenstand der von mir vorgenommenen lexikalisch-semantischen Explikation der Personbegriff. Die Ergebnisse meiner bisherigen Forschung werde ich in einem gesonderten Bericht mitteilen.

¹⁶ So bezeichnet Lang die Ausdrücke, die zum Kernwortschatz des Deutschen gehören und innerhalb dessen zum sog. Nahbereich (vgl. 2000:3). Zur Semantik der Ausdrücke aus dem lexikalischen Nahbereich vgl. auch: Wierzbicka (1996).

¹⁷ Lang bezeichnet den Ausdruck *Mensch* als Verkörperung des in die Kategorie Nomen verpackten Exponenten der anthropozentrischen Textur der Sprache (vgl. 2000:7).

¹⁸ Erklärungsbedürftig bleibt jedoch die Frage, was uns zur Annahme berechtigt, dass einem Lexem eine konkret ausgerichtete Weltauffassung, z.B. die anthropozentrische innewohnt. Diese Frage ist auch in einem von Weber in seiner Monographie (1999:13-14) behandelten

nahe zu stehen.¹⁹ Im dritten Schritt wird davor gewarnt, dass die lexikalisch-semantische Analyse von *Mensch(en)* aus der in den zwei ersten Schritten skizzierten Perspektive komplizierter und abstrakter sei als alle kursivierten Bedeutungsangaben in den allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern ahnen lassen (vgl. Lang 2000:5-6). Im vierten Schritt wird vorgeschlagen, in die Explizierung des qua lexikalischer Bedeutung im Ausdruck *Mensch(en)* und in anderen verwandten Ausdrücken (*Leute*, *Person* etc.) codierten Begriffsbezugs bzw. der Art seines Gegebenseins die Gesamtanalyse der anthropozentrisch fundierten Markierungsstruktur der Grammatik, d.h. die Fundierung und systembildende Verankerung dessen einzubeziehen, was unter Etiketten wie „human“, *PERSON* etc. als isoliertes, atomares Basiskonzept axiomatisch angesetzt ist (vgl. Lang 2000:6). Der fünfte Schritt enthält eine von Lang als programmatisch bezeichnete Forderung danach, den Sinn der zentralen Anthroponyme des lexikalischen Nahbereichs bei bewusster Vermeidung von Zirkularität nicht paraphrasierend definitivisch zu explizieren²⁰, sondern nur via Dekomposition dessen, was *Mensch* bzw. *Person* „als in die Kategorie Nomen verpackter Exponent der anthropozentrischen Textur der Sprache verkörpert“ (Lang 2000:7). Zu anthropozentrischen Zuschnitt der Grammatik rechnet Lang: die mit dem üblichen Merkmal [\pm human] getroffenen Distinktionen im flexionsmorphologischen²¹, syntaktischen und im selektionalen²² Bereich, die Bedingungen für Passiv-Diathesen und

Fragenkomplex enthalten. Hier ist lediglich mit ihm darauf hinzuweisen, dass der Gedanke, dass lexikalische Einheiten „Container“ für den „Transport“ von Bedeutungen seien, wiederholt als „conduit metaphor“ kritisiert worden ist (vgl. Reddy 1979, Lenke 1990).

¹⁹ Bei der Spezifikation der lexikalischen Bedeutung des zentralen Anthroponyms *Mensch* (und verwandter Ausdrücke) betont Lang die methodische Unerlässlichkeit der Unterscheidung von „word knowledge“ und „world knowledge“ (vgl. 2000:7). Lang fasst zusammen: „Die skizzenhafte Exposition des Kardinalproblems der lexikalisch-semantischen Beschreibung von *Mensch(en)* macht immer deutlich, daß und weshalb wir über eine befriedigende semantische Analyse dieses und verwandter Ausdrücke bisher nicht verfügen“ (2000:7). Diese Zusammenfassung enthält zugleich einen Auslöser für den Sprachwissenschaftler dafür sein, diese Herausforderung im Bereich der zentralen Anthroponyme des lexikalischen Nahbereichs aufzunehmen.

²⁰ Wie es bei den kursivierten Bedeutungsangaben von Ausdrücken in allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern der Fall ist (vgl. Lang 2000:5-6).

²¹ Nach der für die Substantive geltenden Glossierungsregeln lautet die flexionsmorphologische Glossierung für das Substantiv *Person*, das kein Flexionsaffix enthält, und wo alle drei grammatischen Kategorien durch den Stamm kodiert, wie folgt: (die) *Person* – N: FEM. SG.NOM/AKK.

²² Die Festlegung der mit dem üblichen Merkmal [\pm human] im selektionalen Bereich getroffenen Distinktionen ist insbesondere im juristischen Sprachgebrauch des Personbegriffes durch den metaphorischen Charakter dieses Begriffes erschwert. Bei der juristischen *Person* handelt es sich grundsätzlich um das Merkmal [- human], was sich aber im selektionalen Bereich kaum widerspiegelt, denn die juristische *Person* wird hier als menschliches Wesen aufgefasst. Juristische *Person* kann – als ob sie ein menschliches Individuum wäre – Pflichten treffen (vgl. OWiG § 30 Abs. 4 S. 4), sie kann sich bereichern (vgl. OWiG § 30 Abs. 4 S. 4), kann Anteile besitzen (vgl. HGB § 319 Abs. 2 S. 3), gegen eine juristische

für die Zuweisung von semantischen Rollen wie Agens und Experiencer (jemand, der mit seinen Sinnen etwas wahrnimmt) vs. Thema (das Objekt einer Handlung, das aber nicht verändert wird, sondern z.B. nur den Ort/Besitzer wechselt) (vgl. Primus 2012:32) und Goal (Zielpunkt einer Handlung), die semantischen Distinktionen im Pronominalbereich (1. u. 2. Pers. vs. 3. Pers.), starke und schwache Pronomina (*wer, jemand, man* vs. *was, etwas, es*), die Verteilung von lexikalisch in Simplizia oder komplexen Wörtern erkennbaren semantischen Dimensionen und Werten im Nahbereich (z.B. [Sexus: {männlich, weiblich}], [Verwandt: {sanguinal, affinal}], [Generation: {wie EGO, über EGO, nach EGO}], [Lebensphase: {erwachsen, nicht-erwachsen}] ...) (vgl. Lang 2000:7).

4. Ausblick

Die Ermittlung der Explikation des Personbegriffs soll m.E. auf der Grundlage eines Textkorpus durchgeführt werden, das hinsichtlich der generischen Nominalphrasen mit Person aufgebaut ist. Den Grundbaustein der Explikation sollen Phrasen darstellen, die das Lexem *Person* als Kern enthalten, und in ihrer syntaktischen Funktion (als Satzglieder) im Hinblick auf Determination, Numerus und Kasus spezifiziert sind. Das Textkorpus dient dazu, das Interpretationsmaterial (Sätze) aus den Texten, die von verschiedenen historischen Stufen abstammen, der semantischen Analyse zu unterziehen. Wie eingangs angedeutet, besteht das Analyseverfahren darin, durch die semantische Analyse der in den Sätzen enthaltenen Aussagen über die *Person*, also über ihre Extension, ihre Intension, d.h. die sprachlich in syntaktisch positionierten Phrasen codierte begriffliche „Art ihres Gegebenseins“ zu rekonstruieren. Dieses Verfahren hat das Ziel, die lexikalische Bedeutung von N^0 zu positionieren (vgl. Lang 2000:9). Die Wahl dieses Verfahrens liegt in der Annahme begründet, dass man über die Analyse der Extension von den in unterschiedlichen Texten verwendeten Person-Phrasen einen auf die lexikalische Bedeutung von N^0 entfallende Beitrag ableiten kann. Die Explikation der lexikalisch-semantischen Bedeutung des Personbegriffes soll sich nicht auf die „Eindimensionalität“ eines einmaligen Gebrauchs des Lexems *Person* (sei es im Satz oder im Text) konzentrieren, sondern auf die „Zweidimensionalität“ seines Gebrauchs. Da das Lexem *Person* auf Grund seiner generalisierbaren „Klassenbedeutung“ auf viele, im einzelnen durchaus unterschiedliche Objekte anwendbar ist, gehe ich davon aus, dass es einen Kernbestand gemeinsamer Merkmale aufweist, die den Begriff *Person* konstituieren. In den Vordergrund der Explikation ist die Frage zu stellen, wie die Anwendbarkeit des appellativischen Ausdrucks *Person/osoba* auf viele Objekte motiviert ist.

Person kann ein Strafverfahren gerichtet werden (vgl. StPO § 444 Abs. 1) bzw. zur Hauptverhandlung geladen werden (vgl. StPO § 444 Abs. 2) – vgl. Szubert 2011:158.

Literatur

- ALBRECHT J.-F., 2010, Person und Freiheit. Luthers Sicht der Dynamik und Struktur des Personseins und ihre Bedeutung für die Gegenwart, Stuttgart.
- ALTHOFF G., 2002, Recht nach Ansehen der Person. Zum Verhältnis rechtlicher und außerrechtlicher Verfahren der Konfliktbeilegung im Mittelalter, in: Cordes A./Kannowski B. (Hg.), Rechtsbegriffe im Mittelalter, Frankfurt am Main et al., S. 78-92.
- BEHREND O., 1998, Der römische Weg zur Subjektivität: Vom Siedlungsgenossen zu Person und Persönlichkeit, in: Fetzer R.L./Hagenbüchle R./Schulz P. (Hg.), Geschichte und Vorgeschichte der modernen Subjektivität. Bd. 1, Berlin/New York, S. 204-254.
- BINDER J., 1907, Das Problem der juristischen Persönlichkeit, Leipzig.
- BRASSER M., 1999, Person. Philosophische Texte von der Antike bis zur Gegenwart, Stuttgart.
- BUSSE D., 2012, Frame-Semantik. Ein Kompendium, Berlin/Boston.
- CARNAP R., 1950, Empiricism, semantics, and ontology, in: *Revue Internationale de Philosophie* 4, S. 20-40.
- CAUZINILLE-MARÈCHE E. / DUBOIS D. / MATHIEU J., 1990, Catégories et processus de catégorisation, in: Netchine-Greenberg G. (Hg.), Développement et fonctionnement cognitifs chez l'enfant, Paris, S. 93-119.
- DALE G., 1976, A Method for Ontology, with Applications to Numbers and Events, in: *The Journal of Philosophy* 73, S. 637-651.
- DIETER T., 2001, Der junge Luther und Aristoteles, Berlin/New York.
- ESSEN G., 2001, Die Freiheit Jesu. Der neuchalkedonische Enhypostasiebegriff im Horizont neuzeitlicher Subjekt- und Personphilosophie, Regensburg.
- FÖRSTER J., 2003, Identität von Personen. Inauguraldissertation zur Erlangung des akademischen Grads eines Doktors der Philosophie der Universität Mannheim, Mannheim.
- FREGE G., 2002, Über Sinn und Bedeutung, in: Textor M. (Hg.), Funktion – Begriff – Bedeutung, Göttingen, S. 23-46.
- GEERAERTS D., 1988, On Necessary and Sufficient Conditions, in: *Journal of Semantics* 5, S. 275-291.
- GRUCZA S., 2012, Fachsprachenlinguistik, Frankfurt am Main.
- HAYER G., 1987, Generische Kennzeichnungen. Zur Logik und Ontologie generischer Bedeutung, München/Wien.
- HILBERATH B.-J., 1986, Der Personbegriff der Trinitätstheologie in Rückfrage von Karl Rahner zu Tertulians „Adversus Praxean“, Innsbruck/Wien.
- HÖLDER E., 1905, Natürliche und juristische Personen, Leipzig.
- KANZIAN CH., 2009, Ding – Substanz – Person. Eine Alltagsontologie, Frankfurt/Paris/Lancaster/New Brunswick.
- KIPKE R., 2001, Mensch und Person. Der Begriff der Person in der Bioethik und die Frage nach dem Lebensrecht aller Menschen, Berlin.
- KLEIBER G., 1993, Prototypensemantik. Eine Einführung, Tübingen.
- KONERSMAN R., 1993, Person. Ein bedeutungsgeschichtliches Panorama, in: *Internationale Zeitschrift für Philosophie* 2, S. 199-227.
- LANG E., 2000, Menschen vs. Leute: Bericht über eine semantische Expedition in den lexikalischen Nahbereich, in: Kramer U. (Hg.), Lexikologisch-lexikographische Aspekte der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen, S. 1-39.
- LANGACKER R.W., 1987, Foundations of Cognitive Grammar, Stanford.
- LENKE N., 1990, Die „Übertragungsmetapher“: der Sprach- und Kommunikationsbegriff der CL, seine Wurzeln und Anwendungen, in: *LDV-Forum* 7/1-2, S. 23-29.

- LINSKY L. (Hg.), 1952, *Semantics and the Philosophy of Language*, Chicago.
- LONGSCHAMPS DE BERIER R., 1911, *Study nad istotą osoby prawniczej*, Lwów.
- MAYER R., 1981, *Ontologische Aspekte der Nominalsemantik*, Tübingen.
- MOHR G., 2001, *Der Begriff der Person bei Kant, Fichte und Hegel*, in: Sturma D. (Hg.), *Person, Philosophiegeschichte – Theoretische Philosophie – Praktische Philosophie*, Paderborn, S. 103-141.
- PETRAŻYCKI L., 2002, *O pobudkach postępowania i o istocie moralności i prawa*, Warszawa.
- PRIMUS B., 2012, *Semantische Rollen*, Heidelberg.
- QUANTE M., 2007, *Person*, Berlin/New York.
- QUINE W. VAN, 1980, *Wort und Gegenstand*, Stuttgart.
- REDDY M., 1979, *The Conduit Metaphor – A Case Frame Conflict in Our Language about Language*, in: Ortony A. (Hg.), *Metaphor and Thought*, Cambridge, S. 284-324.
- RHEINFELDER H., 1928, *Das Wort „Persona“*. Geschichte seiner Bedeutungen mit besonderer Berücksichtigung des französischen und italienischen Mittelalters, Haale an der Saale.
- SCHERNER M., 1983, *Die sprachwissenschaftliche Kategorie „Person“ in begriffsgeschichtlicher Sicht*, in: Gadamer H.-G./Gründer K./Ritter J./Rothacker E./Scholtz G. (Hg.), *Archiv für Begriffsgeschichte*, Bonn, S. 56-72.
- SCHLAPKOHL C., 1999, *Persona est naturae rationalis individua substantia*, Marburg.
- SCHLOSSMANN S., 1968, *Persona und ΠΡΟΣΩΠΙΟΝ im Recht und im christlichen Dogma*, Darmstadt.
- SCHWEIDLER W., 2012, *Über Menschenwürde*, Wiesbaden.
- SPAEMANN R., 1996, *Personen*. Versuche über den Unterschied zwischen ‚etwas‘ und ‚jemand‘, Stuttgart.
- STOECKER R., 2001, *Die Bedeutung des Personbegriffs für die moderne Handlungstheorie*, in: Sturma D. (Hg.), *Person, Philosophiegeschichte – Theoretische Philosophie – Praktische Philosophie*, Paderborn, S. 259-274.
- STURMA D. (Hg.), 2001, *Person, Philosophiegeschichte – Theoretische Philosophie – Praktische Philosophie*, Paderborn.
- SZUBERT R., 2011, *Sprache, Erkenntnis und Wirklichkeit. Zur metaphorischen Hypostasierung im Bereich der Rechtssprache*, in: Makowski J. (Hg.), *How not to do things with words. Beiträge zur Sprache in Politik, Recht und Werbung*, Łódź, S. 145-172.
- TIEDEMANN P., 2006, *Was ist Menschenwürde? Eine Einführung*, Darmstadt.
- TIEDEMANN P., 2007, *Menschenwürde als Rechtsbegriff. Eine philosophische Klärung*, Berlin.
- WEBER K. (Hg.), ²⁰2011, *Creifelds Rechtswörterbuch*, München.
- WEBER N., 1999, *Die Semantik von Bedeutungsexplikationen*, Frankfurt am Main et al.
- WIERZBICKA A., 1996, *Semantics. Primes and Universals*, Oxford/New York.
- ZITELMANN E., 1873, *Begriff und Wesen der sogenannten juristischen Personen: von der Juristenfacultät in Leipzig gekrönte Preisschrift*, Leipzig.

Herz und Erbauung in der pietistischen Aufklärung

1. Eine rhetorische Baumetapher

Die pietistische Predigt ist der Erbauung dienlich. Lexeme im Umfeld von ‚Erbauung‘, ‚erbaulich reden‘, ‚die Gemeinde erbauen‘ durchziehen die Predigten und predigttheoretischen Texte. Der Metapher liegt biblisch die Stelle 1 Thess 5,11 zu Grunde: „Darumb ermanet euch vnternander / vnd bawet einer den andern wie jr denn thut“ (Luther 1983). Beides, Ermahnung wie Erbauung, geschieht mit Worten.

Das Predigerseminar, das *Exercitium concionandi*, diene den Studenten dazu, so Philipp Jakob Spener (1635–1705) in seinen „*Pia Desideria*“ (PD:149), *in den predigten sich also zu üben / daß ihnen bald gezeigt werde / wie sie alles in solchen predigten zu der erbauung einzurichten haben*, und zwar alles zur Erbauung der Gemeinde: *coetui ad aedificationem* (Spener 2002:60). Die Rede wird gebaut wie ein Haus. Und erbaulich zu reden erbaut die Versammlung. Die Religion stützt sich auf eine alte rhetorische Baumetapher. Ziel der religiösen Rede ist es, das Volk zu erbauen: *aedificare populum* (PD:64). Spener liefert eine schöne Zieldefinition von Erbauung, wenn er sagt: Erbauung besteht darin, dass der *glaube und dessen fruchten / bei den zuhörern bestmöglichst befördert werden* (PD:149). Erbauung heißt gleichsam architektonisch, so Johann Lorenz von Mosheim (1693–1755), der Doyen der praktischen Theologie: auf ein bereits gelegtes Fundament der Grundwahrheiten der Religion das Haus von mehr Erkenntnis, mehr Wissenschaft und mehr Seligkeit setzen (1998:15).

Die Predigten zielen auf den inneren Menschen, so Spener; der ist zu stärken. Um zu erbauen, ist der *grund recht in dem hertzen* zu legen (PD:152), als Herzensfundament für den Herzensbau. Die Gemeindeglieder sollen *hertzlich erbauet* werden (PD:154). Die *convictio intellectus* ist beileibe noch nicht der Glaube (PD:123). Der besteht vielmehr darin, die Lehre *mit glaubigem hertzen* anzunehmen (PD:23). Zu glauben, indem der Glaube zur herzlichen Erbauung des Gemüts eingeübt werde, sei wahrhaft besser, als scharfsinnig und spitzfindig zu disputieren (PD:144, 159). Die Hauptsumma der Erbauung der Gemüter ist die Liebe von reinem Herzen und gutem Gewissen (PD:31). Falsche Lehre aber ritzt und kratzt an *hertzen und seelen* (PD:28).

2. Das Herz baut

„Auch Gewissensentscheidungen fallen im Kopf,
denn das Herz, meine Herren, ist eine Metapher“
(Orzessek 2005:371).

Wo ist der Sitz des Lebens? Die Griechen meinten, im Zwerchfell, in der φρήν (phrēn'). Der frenetische Beifall, der zwerchfellerschütternde, kündigt noch heute davon. Die Römer hielten es mit dem Wind, Hauch und Atem, animus und anima. Die Christen animierten die Seele. Und Luther beschäftigte das Herz.

Wir halten, nachaufklärerisch, das Herz für den Sitz des Gefühls. Wir haben den Menschen aufgespalten in Kopf und Herz, kalten Verstand im Gehirn und heißes Empfinden im Innersten. Martin Luther aber lebte vor der Aufklärung. Für ihn galt die Anthropologie der Heiligen Schrift, nach der das Herz geistiges Erkenntnisorgan ist. Die Menschen „verstehen mit jrem hertzen“ (gemäß der Lutherbibel von 1534 in Jes 6,10). Von Herzen glauben meint bei Luther Gefühl und Verstand in einem. Im Herzen findet sich alles: anima, intellectus, voluntas und affectus. Der Verstand sitzt im Herzen (Stolt 2000:42-56).

Die jüngste Zeit hat aufgewiesen, wie künstlich und willkürlich die Trennung in Herz und Verstand ist. Sie zeigt verstärkte Bemühungen, diese Spaltung aufzuheben. Sie redet nunmehr gleichermaßen einer rationalen wie emotionalen Intelligenz das Wort. Insofern ist Luthers Position geradezu hochmodern. Luthers Rhetorik ist dialogisch verfasst. Das Herz des Menschen redet zum Herzen Gottes und umgekehrt. Luther ist ein Rhetoriker der Herzen. Cor ad cor loquitur.

Herz steht bei Luther auch synonym für das Gewissen, conscientia. Hier sitzt der göttliche Funke, unser Gefühl für Gut und Böse, die Leitlinie unseres Handelns, der allein wir sowohl nach protestantischer als auch nach katholischer Lehre verpflichtet sind. Das Herz qua Gewissen allein ist aller Entscheidungen Maßstab. Das Herz ist die Wohnung des Heiligen Geistes. Damit hält es wiederum, ganz in der Tradition Luthers, auch Spener in seinen „Pia Desideria“. Gott ist der Herzenskündiger. Die *hertzens=predigt* (PD:298) sei *hertzhafft und brünstig im Geist außgespröchē* (PD:299). Der Predigtvortrag bietet dem Homileten die Chance, *seine hertzensmeynung zu eröffnen* mit der Absicht, das Herz des Hörers zu bewegen (PD:297-298), durch das Wort den Glauben zu erwecken (PD:16) und den innersten Menschen zu erbauen (PD:256). Das Von-Herzen-Reden ist aber gleichzeitig auch das *vernünfftige reden menschlicher weißheit* während der Collegia pietatis (PD:249). Der Geist hat seinen Sitz im Herzen und die Vernunft ebenso.

August Hermann Francke (1663–1727), Hauptvertreter der pietistischen Bewegung, sagt es so: Man muss von der Wahrheit Christi „rechten Verstand“ haben, zum anderen allerdings muss man im Herzen bewegt sein (1700b:48-49, 90). In den Herzen der

Menschen soll „eine rechte Erkenntniß“ entstehen (1700a:34). Die Erkenntnis sitzt im Herzen. Das Herz ist Organ der Aufklärung. Der Heilige Geist lehrt in den Herzen der Menschen. Christus setzt ihn hinein. Aber genauso ist nach Francke die Vernunft angesprochen (1699:38, 40-42, 16).

Auch Johann Joachim Spalding (1714–1804) will Herz und Verstand angesprochen wissen, wohl mit leichter Verschiebung zu Gunsten des Verstandes, legt er doch mit seinen „Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum“ (GWG) eine Schrift vor, die sich an alle verständigen und nachdenkenden Christen wendet (GWG:20). Hiermit ist jedoch keiner rationalistischen Einseitigkeit Vorschub geleistet, denn Spalding will explizit den kompletten Menschen erfasst sehen (GWG:244), das Individuum mit Verstand und Herz (GWG:17), Überzeugung und Empfindung (GWG:26). Die Persönlichkeit soll ihre Abhängigkeit von Gott zugleich erkennen (GWG:51) und fühlen (GWG:74). Der Gläubige „erfähret“ die wirkungs- und kraftvollen religiösen Gefühle (GWG:34).

Spalding ist der Lutherschen Rhetorik des Herzens verpflichtet. Der Gläubige, so Spalding, lasse sich nicht antreiben von einem Lehrer, der allein auf den Affekt hinarbeitet; vielmehr lasse er ruhige Überzeugung und klar verständliche Gewißheit in seinem Herzen Einkehr halten. Das Herz soll gerührt, gleichzeitig aber aufgeklärt werden (GWG:246-247). Die Aufklärung hat im Herzen statt. Das Herz ist Organ der Aufklärung. Die Gefühle sind dabei, sie unterliegen nur der Einsicht. Die Aussöhnung mit Gott erfasst das Herz mit all seinen Gesinnungen (GWG:149). Und auch die Verklärung (Christi) findet im Herzen statt (Francke 1698:4-6).

Friedrich Andreas Hallbauer (1632–1750) konstatiert in seinem Hauptwerk „Nöthiger Unterricht zur Kunst erbaulich zu predigen“ von 1723, das Gotteswort solle mit Klugheit sowie gründlicher Kenntnis und Erkenntnis verkündigt werden. Das sind die kognitiven Aspekte. Dementsprechend sei das Herz geistlich-wachsam. Das ist die *vigilantia* des Herzens. Die Frömmigkeitsseite – das Herz des Gläubigen sei auf „Gott getrost“ – geht durch die Aufklärung hindurch (Das erste Stück von den Vortheilen der Reformation, S. 115).

Die „*Praecepta homiletica*“ Johann Jacob Rambachs (1693–1735) von 1726 beschreiben, wie der Affekt der gepredigten Bibelstelle an die Gemeinde zu übermitteln sei. Der Affekt der Perikope ist der Originalaffekt, der mit wissenschaftlichen Mitteln aus den genau herausgearbeiteten historischen Umständen zu ermitteln ist. Hinzukommen müssen die den Originalaffekt tragenden Affekte des Predigers; sonst bleibt die Exegese trocken. Rambach übernimmt die wissenschaftliche Analyse aus der Vernunftlehre, die Beachtung der Herzensgefühle aus der genuin pietistischen Bewegung (Langosch 2012:138).

Johann Gustav Reinbecks (1683–1741) „Vorbericht zum Grund-Riß einer Lehr-Arth“ von 1740 hält fest, dass die Predigt die Zuhörer rühren soll. Sie dient der Erbauung und

Besserung des Herzens und des Lebens, aber vor allem auch der vernünftigen Einsicht, ist also bipolar (Langosch 2012:152). Nach Georg Friedrich Meiers (1718–1777) „Kunst zu predigen“ von 1772 müssen die Menschen sowohl erleuchtet als auch gerührt werden. Das Erstere ist der Ratio, das Zweite dem Herzen geschuldet. Meier war Schüler Alexander Gottlieb Baumgartens (1717–1762), der seinerseits an der Universität Halle Schüler Franckes gewesen war. Meier führt ästhetische Kategorien in seine Homiletik ein. Der Prediger muss die Predigtinhalte schön und lebendig darstellen, um beim Hörer die Lust zuzuhören zu evozieren; der Wille des Hörers muss bewegt werden, damit er erbaulich erkennen kann. Die Dinge müssen vernünftig und rührend dargestellt werden. Meier hängt nicht mehr der lutherschen Herzenslehre an. Er hat den Herz-Kopf-Dualismus bereits umgesetzt und schreibt die rationalen Partien dem Kopf und die emotionalen dem Herzen zu. Die neue Qualität kommt jetzt aus der Ästhetik (Langosch 2012:153-171).

August Hermann Niemeyer (1754–1828) ist in seiner Homiletik auf der einen Seite den Sinnen verpflichtet, auf der anderen der Kraft der Vernunft. Er vertritt ein gefühlbetontes Christentum in Kombination mit aufgeklärtem Rationalismus. Predigt soll richtige Erkenntnis hervorrufen und wahre Gefühle übertragen. Predigt soll empathisch die Innenschau des Gemeindegliedes anregen, es auf sein inneres Gefühl hören lassen, das ihm die Gewissensentscheidung ermöglicht, ob etwas richtig ist oder falsch. Die conscientia fällt das Urteil über Handlungen. Predigt ist Sache des Herzens wie des Verstandes. Die Trennung der beiden Bereiche ist vollzogen. Niemeyer packt es in ein Bild. Der Prediger soll Licht wie Wärme schaffen (Langosch 2012:177). Predigt soll erleuchten und warm machen. Predigt soll lehren, docere, und bewegen, movere, Erkenntnis erzeugen und Gefühle (Niemeyer 1796:23, 61-64, 73, 80).

Die Ästhetik, diese neue Qualität, übernimmt nun die Sache des Herzens. Das lässt sich bei Friedrich Schleiermacher (1768–1834) weiterverfolgen. Schleiermacher ist pietistisch geprägt. Er setzt beim religiösen Empfinden des Menschen an, verfügt es mit dem Gedanken der Geselligkeit, der Zirkulation des religiösen Empfindens, einer Sache der Ästhetik, von Schleiermacher definiert als Gefühlswissenschaft (1984:3): gesellige religiöse Festlichkeiten sind Kunst (1984:6). Der Cultus und seine Predigt avancieren zur Domäne des Künstlerischen.

Im Jahre 1785 veröffentlicht Karl von Eckartshausen (1752–1803) einen Überblick über das Thema Religion und Aufklärung vor. Sein Abriss hat die Aufteilung in die Sparten Verstand und Herz unwiderruflich vollzogen; der Ausschlag geht zu Gunsten des Verstandes (1785:21): „Es giebt eine Sprache des Verstandes, eine Sprache des Witzes, eine Sprache des Herzens. An der Sprache des Verstandes hat zuweilen das Herz keinen Antheil: aber mit der Sprache des Herzens vereint sich meistens der Verstand. Die Sprache des Witzes ist oft der Dollmetsch des bösen Herzens“.

Die Zeit schreitet weiter. In der Religion ist mit dem Ende der Aufklärung gar die Umkehrung der Verhältnisse vollends vollbracht. Der Verstand steckt nun nicht mehr wie noch bei Luther mitten im Herzen, sondern das Herz hat mitten im Gebiet der Vernunft seinen Platz gefunden. Es hat sozusagen eine Organwanderung stattgefunden. Hermann vom Busche fasst es in einer weiteren Zusammenschau der religiösen Aufklärung folgendermaßen (1846:134-136): „Die **ächte** Religiosität ist aber keine andere, als die **vernünftige** Religiosität [...] Damit ist aber die Thätigkeit des **Gefühls** nicht ausgeschlossen, welche sich bei der wahren Religiosität eben deßhalb immer zeigen wird, weil das Gefühl dieser Art kein thierisches, sinnliches Gefühl ist, sondern seinen Sitz in der Vernunft, als der höchsten Stufe des Geistes, selbst hat. [...] Gedeihen doch die schönsten Früchte der Religion nur da, wo dem innigen Gefühle nie die Klarheit des Gedankens entweicht“.

3. Zusammenfassung

Charakteristisch – und damit konfessionsspezifisch – ist die extrem häufige Verwendung der Lexeme *Herz* und *Erbauung* in der pietistisch geprägten religiösen Aufklärung. Aufgeklärt ist der Pietismus, da er sowohl Gefühl und dem Herzen ihren Platz einräumt als auch gleichermaßen dem Verstand und der Vernunft. Beide Seiten fördern die Erbauung. Hinter dem Begriff von der Erbauung steckt die alte rhetorische Metapher von der Rede als **aedificatio**, als Hausbau also. Erbauung bedeutet: auf einem Fundament der Grundwahrheiten das Haus der Religion weiterbauen. Dabei helfen Herz und Verstand. Auffällig ist, wie das Herz „verrutscht“. Die frühaufklärerischen Pietisten hängen noch der Lehre Martin Luthers an, dass nämlich das Herz die Mitte des Menschen darstellt, in welcher auch der Verstand sitzt. Im Verlaufe der Aufklärung verschiebt sich der Akzent dahingehend, dass Herz und Vernunft/Verstand zuerst als gleichberechtigte Partner nebeneinander stehen, bis schließlich am Ende des Zeitalters die Vernunft das Zentralorgan des Erkennens bildet, in dem sich dann auch das Herz und die Empfindungen wiederfinden.

Literatur

- BUSCHE H. VOM, 1846, Die freie religiöse Aufklärung, ihre Geschichte und ihre Häupter. Für denkende Gebildete aller Stände. Eingeführt durch eine irenische Abhandlung über die nur durch historisch und philosophisch gründliche Aufklärung mögliche *Vereinigung zwischen Wissen und Glauben* von H.E.G. Paulus, Geh Kirchenrathe zu Heidelberg, Erste Abtheilung, Darmstadt.
- ECKARTSHAUSEN K. VON, 1785, Ueber Religion, Freydenkerey und Aufklärung eine Schrift zu den Schriften unsrer Zeiten, der Jugend geweiht, München.
- FRANCKE A.H., 1698, Die Rechtfertigung Des Sünders vor GOTT / Am andern Pfingst=Feiertage Anno 1697, In einer Predigt Über das Evangelium Joh. III, 16 = = 21. In

- der St. Georgen=Kirche zu Glaucha an Halle vorgestellt / Und nunmehr zum andernmal herausgegeben von M. August Hermann Francken / Gr. & OO. LL. P.P. & P. Glauch., Halle.
- FRANCKE A.H., 1699, Der seelige Waysen=Stand der Kinder Gottes in dieser Welt / Am Sonntag *Cantate*. Anno 1698. In einer Predigt Über das Evangelium Joh. XVI. v. 5. – – 15. In der St. Georgen=Kirche zu Glaucha an Halle gehalten / von M. August Hermann Francken / SS. Theol. P. Ord. & P. Glauch., Halle.
- FRANCKE A.H., 1700a, Der Dienst getreuer Lehrer nach dem Vorbilde Christi. Am Sonntage MISERICORDIAS DOMINI Anno 1699. In einer Predigt Über das Evangelium Joh. X. v. 12. – – 16. In der St. Georgen=Kirche zu Glaucha an Halle vorgestellt / von M. August Hermann Francken / SS. Theol. P. Ord. & P. Glauch., Halle.
- FRANCKE A.H., 1700b, Die Erlaßung und Behaltung der Sünde / Am Sonntag Quasimodogeniti Anno 1696. In einer Predigt Über das Evangelium Joh. XX. v. 19. – – 23. In der St. Georgen=Kirche zu Glaucha an Halle vorgestellt von M. August Hermann Francken / SS. Theol. P. Ord. & P. Glauch., Halle.
- HALLBAUER F.A., 1730, Erneuerte Jenaische Jubel=Freude, in einer ausführlichen Erzählung alles dessen, was bey der Jenaischen Kirche und Universität zu Feirung des andern Augspurgischen Confessions=Jubel=Festes vorgenommen worden, beschrieben und mit einer kurzten Anzeige der Vortheile der Reformation, wie auch des Schadens, welcher mit der Abkehrung von der Evangelischen zur Pöbstlichen Kirche verknüpft ist, heraus gegeben, Jena.
- LANGOSCH C., 2012, Die *officia oratoris* unter besonderer Berücksichtigung des *movere* in christlichen Homiletiken des 18. Jahrhunderts (Diss. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg), Halle.
- LUTHER M., 1983, *Biblia / das ist / die gantze Heilige Schrifft Deudsch* [1534]. 2 Bde, Leipzig.
- MOSHEIM J.L. VON, 1998, Anweisung erbaulich zu predigen, Aus den vielfältigen Vorlesungen des seeligen Herrn Kanzlers verfasst und zum Drucke befördert von Christian Ernst von Windheim, Erlangen 1763, Neu herausgegeben und eingeleitet v. Fleischer D., Reprint [Faksimile], Waltrop.
- NIEMEYER A.H., ³1796, Handbuch für christliche Religionslehrer. Zweyter Theil: Homiletik, Pastoralwissenschaft, und Liturgik, Halle.
- ORZESSEK A., 2005, Schattauers Tochter, Frankfurt am Main.
- SCHLEIERMACHER F.D.E., 1984, Aesthetik, in: Schleiermacher F.D.E., *Ästhetik* (1819/25), Über den Begriff der Kunst (1831/32), hg. v. Lehnerer T., Hamburg, S. 1-150.
- SPALDING J.J., 2005, Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum, hg. v. Beutel A./Jersak T., Tübingen [GWG].
- SPENER P.J., 1979, *Pia Desideria: Oder Hertzliches Verlangen / Nach Gottgefälliger Besserung der wahren Evangelischen Kirchen / sampt einigen dahin einfältig abzweckenden Christlichen Vorschlägen / Sampt angehengten Zweyer Christlichen Theologorum* darüber gestellten / und zu mehrer auferbauung höchstdienlichen Bedencken. Zu end werden angefügt diejenige Lehrer / so die künfftige bekehrung der Juden in ihren Schrifften behaupten. Mit Churfürstl. Sächs. Freyheit, Franckfurt am Mayn 1680, Nachdruck [Faksimile], in: Spener P.J., *Schriften*. Bd. I, Eingeleitet v. Beyreuther E./Blaufuß D., Mit einer Einführung v. Blaufuß D.: Zur Überlieferung von Speners Werken seit ca. 1700, Hildesheim/New York, S. 123-548 [Zählung nach den Spenerschen Seiten = PD].
- SPENER P.J., 2002, *De Homiletica*, in: Haizmann A., *Erbaulichkeit als Kriterium der Predigt bei Philipp Jakob Spener*, in: Albrecht C./Weeber M. (Hg.), *Klassiker der protestantischen Predigtlehre. Einführungen in homiletische Theorieentwürfe von Luther bis Lange*, Tübingen, S. 48-73, 60-65.
- STOLT B., 2000, *Martin Luthers Rhetorik des Herzens*, Tübingen.

Im Anfang war das Wort(spiel). Zu Mehrdeutigkeitsspielen in Kinderbüchern

Für sein Buch „Rico, Oskar und die Tieferschatten“ (ROT) erhielt Andreas Steinhöfel im Jahr 2008 den Corine-Preis, im Jahr 2009 den Katholischen Kinder- und Jugendbuchpreis, und im selben Jahr wurde er für sein gesamtes bisheriges Werk mit dem Erich-Kästner-Preis geehrt. Für seinen ersten Rico-Band bekam er auch den Deutschen Jugendliteraturpreis, weil ihm, so die Begründung der Jury u.a. „eine ganz besondere Milieuschilderung gelingt, die weder diskriminierend gegenüber den Figuren, noch überfürsorglich pädagogisierend gegenüber seinen jungen Lesern ist, sondern einfach nur treffend und liebevoll“ (Marschall 2009). Mit Rico hat Steinhöfel eine Figur geschaffen, die sich gegen ganz unterschiedliche Widerstände behaupten muss: Rico Doretti ist „tiefbegabt“ – er kann nur gerade Strecken laufen, weil er sich sonst verläuft, er denkt viel, aber ziemlich langsam, deshalb geht er in eine Förderschule. Besonders gut kennt sich Rico im Haus und bei den Nachbarn aus. Er ist ein großartiger Erzähler und Beobachter, der traurig, klug und warmherzig aus seinem Leben und seiner Umgebung erzählt (vgl. Magel 2008:40). Eines Tages lernt er Oskar, einen hochbegabten kleinen Jungen kennen und die beiden suchen nach einem Kinderentführer. Somit ist das Buch eine Mischung aus Großstadtabenteuer und Kinderkrimi, die an Erich Kästners „Emil und die Detektive“ erinnert. Es ist eine „spannende Geschichte über Freundschaft, Verbrechen, Verrat, Verständnis und Mut, in der die Welt keine heile Welt ist, sondern eine, in der Probleme ihren Raum haben, aber zu bewältigen sind. Eine Geschichte, die vermittelt, dass man es trotz oder gerade wegen eines Handicaps schafft, besonders zu sein, dass man mit Mut, Neugier und vor allem mit der Hilfe eines guten Freundes die Aufgaben, die das Leben bereithält, meistern kann“ (vgl. Leßmann 2009).

1. Wortspiel in „Rico, Oskar und die Tieferschatten“

Wortspiel ist „eine Form beabsichtigter, spielerischer Veränderung oder Kombination sprachlichen Materials“ (Bußmann 1990:357). Es ist eine Mehrdeutigkeit, eine Form der Abweichung von den Regeln und Normen; sein Wesensmerkmal ist Intentionalität, sprachspielerische Verwendungen und absichtliche Verstöße gegen die Norm (Fiedler 2003:82). „Wortspielhafte“ Texte entstehen nach Heibert (1993:150) aus der Knüpfung

mehrerer Inhaltsebenen an einen Ausdruck, oder einer Neubildung von Ausdrücken mit ihren Inhalten. Heibert (1993) und Tęcza (1997) argumentieren, die Übersetzbarkeit von Wortspielen sei in der Sprach- und Übersetzungswissenschaft praktisch nicht behandelt worden. Somit erweist sich der Versuch, das Wortspiel in der Übersetzung anhand von einer englischen und einer polnischen Übertragung desselben Kinderbuches zu untersuchen. Die Frage, wie bei der Übersetzung von Wortspielen und noch dazu in der Kinderliteratur verfahren wird ist somit sowohl übersetzungskritisch, als auch übersetzungstheoretisch äußerst interessant. Für Grassegger (1985:100) ist es schon übersetzerischer Erfolg, dass „ein ausgangssprachliches Spiel überhaupt in der Zielsprache wiedererscheint, wenn auch als anderer Typus. Die Invariante einer derartigen Übertragung ist [...] nicht die spezifische Form oder der Inhalt, sondern der **Spielgedanke**, zu dessen Gunsten man sich mit einer oft nur parivalenten inhaltlichen Translation begnügt“ (zit. n. O’Sullivan 1992:213). Im ROT ist das Verstehen einerseits und Übersetzen andererseits einfacher, weil die Mehrheit der Sprachspiele markiert und wenig in den Text integriert ist. „Das Sprachspiel [Hellman spricht von Sprachspielen] appelliert an den Intellekt des Kindes, an sein Wissen und seine Fähigkeit, Vergleiche und Schlussfolgerungen zu ziehen. Das Sprachspiel erfüllt somit nicht nur eine ästhetische Funktion im Text, sondern eine intellektuelle, die oft mit der didaktischen einhergeht (Teodorowicz-Hellman 1997:201, zit. n. Kromp 2008:100). Der Autor orientiert sich an die sprachlichen Möglichkeiten und Ansprüche junger Leser. Somit sind die Spiele u.E. transparenter als in der Erwachsenenliteratur und über den Kontext so erläutert, dass das Verstehen gesichert wird. Delabastita (1997:5-7) sieht ein Wortspiel als fast immer kultur- und zeitspezifisch, aber auch kinderorientiert, weil seine Entschlüsselung von den (jungen) Textadressaten, ihrer sprachlichen Kompetenz und Erfahrungen immer im Auge behalten werden.

Unten werden der deutsche Beleg mit seiner englischen (PD) und polnischen (ROG) Übersetzung in Namenspielen, Mehrdeutigkeitsspielen, Paronymie-Spiele, Wortbildungsspielen und spielerisch modifizierten Phraseologismen verglichen.

1.1. Namenspiele

(1)	<p><i>Der Neue heißt Westbühl [...]. Das gibt Stress, wenn ich den mal mit seinem Namen anreden muss. Wegen Osten und Westen und so weiter. Ich bringe nämlich links und rechts immer durcheinander, auch auf dem Kompass. (ROT,15)</i></p> <p><i>„Herr Ostbühl“, brüllte ich zurück. „Der Neue aus dem vierten Stock.“ (ROT,58)</i></p>	<p><i>The new person's name was Mr Westhaven [...]. It made me nervous, thinking that I'd have to say his name out loud. East and west, if you see what I mean. I always get left and right mixed up, even on the compass. (PD,14)</i></p> <p><i>‘Mr Easthaven’, I yelled back. ‘The new neighbour from the fourth floor.’ (PD,52)</i></p>
		<p><i>Ten nowy nazywa się Zachodniowski [...]. Jeśli kiedyś będę musiał zwrócić się do niego po nazwisku, będzie to na pewno dość stresujące. Z tym wschodni, zachodni i tak dalej. Mnie się lewa strona myli z prawą również na kompasie. (ROG,14-15)</i></p> <p><i>Pan Wschodniowski – odkrzyknąłem. – Sąsiad z czwartego piętra. (ROG,56)</i></p>

(2)	<p>Es [Paravent] heißt auch spanische Wand, also wurde er wohl von den Spaniern erfunden. Es gibt ein Land, das heißt Kamtschatka. Wäre der Wandschirm dort erfunden worden, könnte ihn beim Einkaufen keiner richtig aussprechen und viel mehr Leute wurden sich erkälten. Mann muss also den Spaniern dankbar sein. (ROT,82)</p>	
	<p>A partition is like a wall that protects you from draughts and nosy neighbours. (PD,76)</p>	<p>Parawan chroni przed przeciągiem i wścibskimi sąsiadami tak jak rolety rzymskie. Te ostatnie tak się nazywają, bo pewnie wymyślono je w Rzymie. Jest takie miasto na Islandii, które się nazywa Seydhisfjörður, dobrze, że tam nie wymyślono tych rolet, bo nikt by tego nie wymówił na zakupach i sąsiedzi mogliby spokojnie zaglądać do innych mieszkań. Rzymianom należy się wdzięczność. (ROG,79)</p>

Im Beleg (1) haben beide Übersetzerinnen das Spiel mit den Himmelsrichtungen bewahrt. Die einzige Konsequenz des gelungenen Wortspiels ist die Adaptation der Eigennamen. Wobei die englische Übersetzung sich durch weitgehende Adaptation aller Namen auszeichnet, scheint die polnische lediglich ab und zu zu diesem Verfahren zu greifen. Einerseits werden viele Namen in ihrer Originalform beibehalten, andererseits neigt die Übersetzerin zum Einsatz vieler Namendoubletten oder sogar zur Übersetzung, wie der Beleg (1) nachweist. Im Beleg (2) erscheint das Wortspiel in der englischen Übersetzung nicht wieder, in der polnischen Übersetzung „[fungiert] die Sinnkonstitution allein als Vehikel der rhetorischen Wirkung und hält sich an dieser Stelle nicht an die inhaltlichen Vorgaben des Originals“ (Heibert 1993:201). Die Übersetzerin zeigt sich sehr kreativ im Umgang mit dem Wortspiel.

1.2. Mehrdeutigkeitsspiele

Mehrdeutigkeitsspiele werden von Wotjak (1992:101) als „geistreiche, witzige Verwendungen von gleich oder ähnlich klingenden Wörtern mit unterschiedlicher Bedeutung“ verstanden. Diese zentrale Rolle der Ambiguität von Lexemen innerhalb der allgemein-sprachlich als Wortspiel bezeichneten Erscheinungen wird in vielen Untersuchungen hervorgehoben (vgl. z.B. Fiedler 2003:180).

(3)	<p>„Er hat dich versetzt, hm?“ Ich war mir nicht sicher, was das hieß. Mit meiner Versetzung war alles in Ordnung, nach den Sommerferien war ich im Fördezentrum eine Klasse weiter. (ROT,98)</p>	
	<p>'He stood you up, eh?' I wasn't sure what she meant. Oscar had been standing up when he left the building yesterday, but I couldn't remember if I was standing up or sitting down. (PD,90)</p>	<p>- Wystawił cię do wiatru, no nie? Nie byłem pewien, co to oznacza. Na koniec roku nauczyciel wystawił mi, ale oceny, i to nawet dość dobre, bo po wakacjach idę do następnej klasy w szkole specjalnej. (ROG,93)</p>

(4)	<p>Frau Dahling [...] drehte sich mit erschrecktem Gesicht zu mir um. „Ist es ernst?“ „Christian. Mehr Brüder hat Mama nicht.“ „Das weiß ich. Ob es schlimm um ihn steht, meine ich.“ (ROT,125)</p> <p>Mrs Darling [...] turned round with a look of shock on her face. ‘Where?’ ‘At the bottom and left.’ ‘I know that. I meant which part of the body?’ ‘Oh ... no idea.’ (PD,118)</p>	<p>[...] pani Dahling [...] odwróciła się do mnie z przerażonym wyrazem twarzy. – Poważnie? - Ma na imię Krystian. Mama nie ma więcej braci. - To wiem. Pytałam, czy jest poważnie chory. (ROG,118)</p>
-----	--	---

(5)	<p>Zwei Nachbarn keiften sich in einer Talkshow an, weil der eine dem anderen betrunken über den Gartenzaun gepinkelt hatte und daraufhin dessen Rabatte eingegangen waren. RABATT: Wenn man was einkauft und dafür eine kleine Gutschrift bekommt. Viele Einkäufe später ist es eine große Gutschrift und man kann sich was Tolles dafür kaufen. Keine Ahnung, warum jemand auf einen Rabatt pinkelt oder warum Leute ihn überhaupt im Garten liegen lassen. (ROT,153)</p> <p>Two neighbours were arguing on a chat show. One of them had peed over the other one’s garden fence and his neighbour’s squash plant had died. SQUASH: Juice in a bottle that you mix with water to make a drink. No idea why anybody would pee on a bottle of squash or why you would plant one in the garden. (PD,144-145)</p>	<p>W jakimś talk show dwóch sąsiadów awanturowało się, bo jeden z nich po pijaku nasikał przez płot drugiemu do ogrodu i zniszczył w ten sposób rabaty. RABAT: jest wtedy, gdy kupując coś, dostanie się punkty. A wiele zakupów później za te wszystkie punkty można sobie kupić coś wspaniałego. Nie rozumiem, dlaczego ktoś nasikał na rabat ani dlaczego rabat w ogóle znalazł się w ogrodzie. (ROG,145)</p>
-----	---	---

Bei Mehrdeutigkeitsspielen findet Homonymie als phonische und graphische Identität zweier Lexeme oft Verwendung. Belege (3) und (5) können in beiden Sprachen als glückliche Übersetzungen anerkannt werden, Beleg (4) dagegen ist wegen eines schwierig zu übersetzenden Wortspiels übertragen, jedoch nicht gelungen.

1.3. Paronymie-Spiele

Bei Paronymie handelt es sich um ausdrucksähnliche Wörter, deren Bezug zueinander jedoch für den Leser deutlich sichtbar ist. Dieses Verständnis von Paronymie stimmt mit dem von Hausmann (1974:61-62, zit. n. Fiedler 2003:184.) überein, der Paronymie als „diejenigen Gemeinsamkeiten an Phonemen oder phonologischen Merkmalen zwischen zwei Sequenzen, die bei gleichzeitiger Divergenz von Phonemen oder Merkmalen ausreicht, zwei Isotopien ins Wortspiel zu konnektieren“ definiert. Grassegger (1985:90, zit. n. Fiedler 2003:184) nennt Paronymie in dieser Bedeutung Quasi-Homonymie und partielle Homophonie. In der Gruppe könnten die von Heibert (1993:49) genannten horizontal realisierten Spiele, die der Wissenschaftler als Kombination ähnlicher Wörter unter Paronomasie subsumiert, aufgelistet werden. Somit wird offensichtlich,

dass Wortspiele nicht nur auf der Ambiguität eines oder mehrerer Lexeme basieren, sie können auch auf Klangähnlichkeit begründet sein:

(6)	<p>Weiter oben hatte ich ein Wort falsch geschrieben, da stand Schwene anstelle von Schwäne. Das Programm hat mir zur Verbesserung folgenden Satz vorgeschlagen: Man kann aufs glänzende Wasser gucken oder die darauf paddelnden Schweine ärgern. (ROT,54)</p> <p>A few pages back I'd written a word the wrong way, swones instead of swans. The programme suggested the following sentence: You can look out over the shining water or tease the paddling scones. (PD,50)</p> <p>Andeutung an: You can look out over the shining water or tease the paddling swans. (PD,46)</p>	<p>Tam wyżej dwa słowa napisałem źle, bo zamiast wierzbami i brzegu napisałem bżegu i wieźbami, a program mi poprawił to zdanie na takie: siedzi na jego biegu pod wieźami płaczącymi albo po prostu na trawie. (ROG,56)</p> <p>Andeutung an: „Fajnie się siedzi na jego brzegu pod wierzbami płaczącymi albo po prostu na trawie wśród innych ludzi. Można pogapić się na połyskującą wodę albo podenerwować żeglujące łabędzie” (ROG,47)</p>
(7)	<p>HORIZONT: Die Stelle auf der Welt ganz hinten, wo die Erde und der Himmel aufeinander-stoßen. Oder das Meer und der Himmel. Erde und Meer geht nicht, außer senkrecht, aber das heißt dann garantiert anders. Zum Beispiel Merizont. (ROT,70)</p> <p>HORIZON: The spot right at the back of the world where heaven and earth meet. Or is it the sea and the sky? It can't be the earth and the sea, that would have to be vertical, and then it would almost certainly be called something else. Like the sorizon. (PD,65)</p>	<p>HORYZONT: miejsce na świecie, całkiem z tyłu, gdzie ziemia styka się z niebem. Albo morze z niebem. Na pewno nie chodzi o ziemię i morze, bo za nimi zawsze jest jakieś niebo. A resztą coś takiego pewnie inaczej się nazywa. Może moryzont albo ziemozont. (ROG,67)</p>
(8)	<p>„Magst du mal durch den Pavian gucken?“ „Es heißt Paravent.” [...] (ROT,82)</p> <p>‘Would you like to look through the petition?’ ‘It’s called a partition.’ (PD,76)</p>	<p>- Nie masz ochoty rzucić okiem za karanwan? - To się nazywa parawan. [...] (ROG,79)</p>
(9)	<p>Die Tür zum Häuschen ist abgeschlossen, im Hinterhaus gab es nämlich mal eine Gasexplosion. Seitdem ist es einsturzgefährlich. [...] „Es heißt gefährdet, nicht gefährlich.” „Hab ich doch gesagt.” (ROT,85-86)</p> <p>The door to the little house is locked because there was a gas explosion. Since then the building's been condensed.’ [...] ‘It’s condemned, not condensed.’ ‘That’s what I said.’(PD,79-80)</p>	<p>- Teraz drzwi do domku są zamknięte, bo na dole był kiedyś wybuch gazu. Od tego czasu oficyna jest groźna zawaleniem. [...] - Mówi się, że grozi zawaleniem, a nie jest groźna. - Przecież powiedziałem.(ROG,82-83)</p>

(10)	ILLEGAL: wenn man etwas nicht tun darf, weil es verboten ist. LEGAL heißt, es ist erlaubt, und EGAL bedeutet, dass man nur so tut, als wäre etwas Verbotenes erlaubt. Dafür, dass man so tut, als wäre was Erlaubtes verboten, gibt es kein ähnliches Wort. REGAL ist ja schon besetzt. (ROT,109)	
	ILLEGAL: When you're not allowed to do something because it's forbidden and the police might not like it. LEGAL means it's allowed and OOPS means that you've done something you're not allowed to and are hoping nobody will notice. (PD,101)	NIELEGALNE: jeśli robi się coś, co jest zabronione. Legalne to coś dozwolonego. A trywialne – to dozwolone, oczywiste i strasznie proste. A na coś nieoczywistego, bardzo skomplikowanego i zabronionego nie ma słowa. Bo słowo fatalne jest już zajęte. (ROG,103)

Das Wortspiel im Beleg (9) betrifft das zusammengesetzte Adjektiv, wobei mit dem zweiten Teil gespielt wird. Die Englische Übersetzerin hat das Problem geschickt mit einem Wort gelöst, die polnische dagegen konnte mit der anderen Komponente der Wortverbindung *grozić zawaleniem* spielen. Statt *groźna zawaleniem* konnte man sich bspw. für *grozić zawalem* vs. *grozić zawaleniem* entscheiden. Die folgenden Wörter *Schwäne – Schweine* (6), *Horizont – Merizont* (7), *Pavian – Paravent* (8), *illegal – legal – egal – Regal* (10) werden explizit nacheinander präsentiert, so dass der Leser die Bezüge nachvollziehen kann. Die beiden Lösungen im (8) scheinen sogar besser als die Vorlage zu sein, und zwar wegen des Reimes, der dem kindlichen Leser die Erkennung der Verbindung zwischen den Wörtern noch erleichtert.

In den vertikalen Sprachspielen dagegen, die in deutlicher Minderheit vorkommen, lassen sich solche finden, bei denen der Zusammenhang zwischen der Anomalie (sensu Heibert 1993) und dem Ausgangswort nicht mehr explizit angegeben ist, was folgende Belege illustrieren:

(11)	Aber meistens ist er besoffen und fuselt Blödsinn . FUSEL: Alles, was einen betrunken macht, also Alkohol . Am besten billiger. Danach reden die meisten Leute ziemlich dummes Zeug, also heißt das wohl, dass sie fuseln . (ROT,105)	
	But mostly he's just drunk and it's the booze talking . BOOZE: Everything that makes you drunk. Alcohol . Usually the cheaper stuff. After drinking it most people come out with nonsense, which is what is meant by ' it's the booze talking '. I didn't have to look that up. You can work some things out all by yourself. (PD,97-98)	Najczęściej jednak jest pijany i bimbruje bzdury . BIMBER – coś, po czym jest się pijanym, czyli alkohol . Zwycie tani. Po nim plecie się bzdury, czyli bimbruje bzdury . (ROG,100)

Diese sprachökonomische Verwendung stellt höhere Ansprüche an die kindliche Leserschaft, die die impliziten Wörter selbst finden muss. *Blödsinn fuseln* ('etwas Unsinniges nach dem Konsum von Alkohol' sagen) muss daher als *Blödsinn faseln* 'etwas Unsinniges sagen, ohne genau zu überlegen' erkannt werden.

Humoristisch ist auch Verwechslung oder falsche Schreibweise von Fremdwörtern als eine Sondersorte von Paronymie-Spielen, die der Protagonist sich als Ziel gestellt hat, zu lernen, wie bspw. in:

(12)	PARAVENT: <i>Leicht zu verwechseln mit diesem Affen mit dem knallroten Hintern</i> [Pavian im vorangegangenen Satz]. (ROT,82)	
	(...) PARTITION: <i>Easily confused with a letter of complaint signed by lots of people, which is also a difficult word to learn.</i> (PD,76) [Petition im vorangegangenen Satz]	PARAWAN: <i>łatwo można to słowo pomylić z nazwą samochodu do przewozu zmarłych.</i> (ROG,79) [Karawan im vorangegangenen Satz]

(13)	URANUS: [...] <i>Ich habe erst Urannuss geschrieben, aber das Verbesserungsdings vom Computer funktioniert anscheinend doch.</i> (ROT,84)	
	URANUS: <i>On photos it's as blue as Oscar's crash helmet. At first I wrote YURANUS, but it seems that the automatic correction thing works after all.</i> (PD,77-78)	URAN: [...] <i>Najpierw napisałem óran, ale to coś do poprawiania na komputerze chyba jednak funkcjonuje.</i> (ROG,81)

1.4. Wortbildungsspiele durch Remotivation und Neuinterpretation von Komposita

Diese Spielart kommt durch Kontextelemente, Akzentuierung einzelner Konstituenten, oder Bindestrichschreibung (vgl. Fiedler 2003:188) zustande. Es handelt sich hier um Kontraste zwischen der eigentlichen und der remotivierten Bedeutung, um ‚Entblößung‘ der Bildlichkeit der Komposita. Die in den unten angeführten Belegen gut nachvollziehbare Motivation erweckt trotzdem durch Rückbezug auf einzelne Elemente Interesse des Lesers:

(14)	SCHWERKRAFT: <i>Wenn etwas schwerer ist als man selbst, zieht es einen an. Zum Beispiel ist die Erde schwerer als so ziemlich alles, deshalb fällt keiner von ihr runter.</i> (ROT,18)	
	GRAVITY: <i>When something is heavier than something else, it pulls the other thing towards it. For example the Earth is heavier than almost everything else, that's why nothing falls off it.</i> (PD,17)	SILA CIĄŻENIA: <i>jeśli coś jest cięższe niż my sami, to nas przyciąga. Na przykład ziemia jest cięższa niż wszystko inne i dlatego nikt z nas z niej nie spada.</i> (ROG,17)

(15)	<i>Ich frage mich zum Beispiel, warum Erdbeeren Erdbeeren heißen, obwohl man sie nicht aus der Erde buddeln muss.</i> (ROT,25)	
	<i>I wonder, for example, why strawberries are called strawberries, even though they've got nothing to do with straw.</i> (PD,24)	<i>Teraz na przykład zadaję sobie pytanie, dlaczego poziomki nazywają się poziomki, chociaż wcale nie wiją się poziomo po ziemi, tylko zwisają w pionie.</i> (ROG,24)

(16)	ORTHOGRAFIE: Heißt Rechtschreibung in kompliziert. Es ist kein Wunder, dass ich Schwierigkeiten damit habe, weil rechts drin vorkommt. Es muss also auch Linksschreibung geben. Möge Gott mich davor beschützen! (ROT,218)	
	ORTHOGRAPHY: Means spelling in complicated speak. It's no wonder I find it difficult, because it's got the word GRAPH in it, so it's like maths , which I've already told you isn't my strong point. (PD,206)	ORTOGRAFIA – bardziej skomplikowane słowo na pisownię . To nic dziwnego, że mam z tym kłopoty, bo to trochę podobne do geografii i tych kłopotliwych stron świata. Oby Bóg mnie przed nimi ustrzegł! (ROG,206)

(17)	„Ich bin ein tiefbegabtes Kind.“ „Tatsache?“ Jetzt sah er wirklich interessiert aus. „Ich bin hochbegabt “ (ROT,33)	
	'I'm a child prodigy .' 'Is that a fact?' Now he looked really interested. 'I'm a child prodigy .' (PD,31)	- Jestem głęboko utalentowanym dzieckiem. - Naprawdę? – Spojrzał z zainteresowaniem. – A ja jestem wysoce uzdolniony . (ROG,33)

1.5. Phraseologismen

Unter 23 Belegen lassen sich 7 spielerisch modifizierte Phraseologismen erkennen, was 30% der Gesamtanzahl ausmacht. Es sind hier Belegsätze gemeint, in denen neben der phraseologischen auch die wörtliche Lesart durch den Rezipienten des Textes (mit)aktiviert werden soll. Es handelt sich hier hauptsächlich um Ambiguierung, um simultane Aktualisierung und überraschende Gegenüberstellung kontrastierender Lesarten eines Phraseologismus. Durch das Wörtlichnehmen der Wendung wird der witzige Effekt erreicht.

(18)	Meistens verliere ich dann den roten Faden , jedenfalls glaube ich, dass er rot ist, er könnte aber auch blau oder grün sein und genau das ist das Problem . (ROT,11)	
	I have a mind like a sieve – at least I think it's a sieve, it could be a cheese grater or a whisk ... and now you see my problem. (PD,10)	Poza tym, kiedy coś opowiadam, trudno mi się skupić, a wtedy najczęściej płaczą mi się myśli i mam kłopot z odnalezieniem tej właściwej, bo już nie pamiętam, czy to była ta z prawej, czy z lewej strony i która jest prawa, a która lewa... I na tym właśnie polega cały problem. (ROG,11)

(19)	ARROGANT: Wenn man auf jemanden herabsieht . So schlau kann Oskar also gar nicht sein, schließlich ist er viel kleiner als ich und musste ständig zu mir raufgucken . (ROT,36)	
	ARROGANT: When somebody looks down on somebody else. So Oscar can't be all that clever because at the end of the day he's a lot smaller than I am and has to keep looking up at me. (PD,35)	ARROGANCKI: ktoś, kto patrzy na drugiego z góry . Ale Oskar nie może być aż tak sprytny, w końcu jest dużo niższy ode mnie i przez cały czas musi na mnie patrzeć z dołu . (ROG,35)

(20)	Ansonsten ist mein Namensgedächtnis ziemlich im Eimer und der Eimer hat zusätzlich noch ein Loch im Boden . (ROT,41)	
	Otherwise my memory for names was down the plughole. (PD,40)	Zwykle jednak nie mam pamięci do nazwisk, które uciekają mi z głowy jak woda z dziurawego wiadra . (ROG,40)
(21)	Er grinste und hob eine Hand. „ Gib mir fünf “ [...] Wenn der jetzt auch noch mit Mathe anfing, bekäme ich echt schlechte Laube. (ROT,53)	
	He grinned and raised his hand. ‘ Give me five ’ [...] If he was about to move on to maths , that would spoil everything. (PD,52)	- Przybij piątkę . [...] Po co teraz zaczyna z liczbami i matematyką , od tego tylko tracę humor. (ROG,50)
(22)	„Wenn es einsturzgefährdet ist, kriegen mich da keine zehn Pferde rein .“Meine Güte, ich wollte ja auch nicht da reinreiten! (ROT,86)	
	‘Now you’ve really gone crazy. If it’s condemned , that means it could be about to fall down!’Flippin’ heck! All I wanted was to see for myself that there were no shadowier shadows. (PD,80-81)	- Teraz to ci całkiem odbiło! Jeśli to grozi zawaleniem, nawet koźmi mnie tam nie zaciągniesz . O Boże, przecież nie miałem zamiaru pojechać tam konno! (ROG,83)
(23)	„Sonst alles im Lot? “, sagte der Bühl hinter mir. [...] LOT : Ein Metallding an einem Faden, mit dem man rauskriegen kann, ob irgendetwas gerade ist. Zum Beispiel eine Mauer. Es muss aber hängen. Wenn es liegt, funktioniert es nicht. Die Mauer ist also höchstens von oben nach unten oder umgekehrt gerade, aber nicht von vorn bis hinten beziehungsweise rückwärts. (ROT,121)	
	‘Everything fine and dandy? ’ Mr Haven said behind me. [...] DANDY : Somebody like Mr Kirk from the third floor who’s got a lot of clothes and spends a lot of time in front of the mirror. I washed my face and put on a clean T-shirt before leaving the flat, so maybe that’s what Mr Haven meant. (PD,114)	- Poza tym wszystko gra? – zapytał za moimi plecami Dniewski. [...] WSZYSTKO GRA – znaczy, że wszystko dobrze funkcjonuje, nic złego się nie dzieje. Jak wtedy, kiedy piłkarze w czasie gry nie faulują ani nie strzelają sobie gola. (ROG,115)
(24)	In Krimis ist das immer ein Zeichen dafür, dass der Täter nicht alle Tassen im Schrank hat . Der Marrak, so viel stand für mich inzwischen hundertprozentig fest, hatte nicht mal einen Schrank . (ROT,207)	
	In crime thrillers that’s always a sign that the criminal’s gone loopy and has bats in the belfry . Mr Marrak, and I was one hundred per cent certain of this, didn’t even have a belfry . (PD,196)	W kryminałach to sygnał, że sprawca nie ma piątej klepki . A Marrak, o czym zdążyłem się już przekonać, nie miał ani jednej . (ROG,196)

(25)	<i>Du hättest deine neugierige Nase nicht in meine Angelegenheiten stecken sollen, Rico Doretti! Jetzt, befürchte ich, muss ich sie dir leider abscheiden.</i> ” (ROT,208)	
	<i>‘You shouldn’t have stuck your nosy nose into my business, Rico Doretti! Now I’m afraid I’ll have to cut it off.’</i> (PD,197)	<i>Rico Doretti, nie trzeba było wpychać nosa w nie swoje sprawy! Bo obawiam się, że teraz będą ci go musiał obciąć!</i> (ROG,197)

Das Wortspiel wurde in PD bei (19), (21), (23), (24) und (25) und in ROT bei (19), (21), (24), (25) bewahrt. Im Beleg (22) wurden *Pferde* fehlerhaft für *Ochsen* [„ciągnąc kogoś wołami”] eingesetzt, und im (20) wörtlich übersetzt, was metaphorisch für den Leser verständlich ist.

Die beiden Übersetzerinnen waren sich im Klaren, man müsse im Beleg (24) die Form betonen, d.h. die Bedeutung ‚nicht beim Verstand sein’ mit dem Verb *haben* wiedergeben. Ein *belfry* (‚Glockenturm’) ist sicherlich etwas das man nicht besitzt, im Polnischen leider erweisen sich die idiomatischen Wörterbuchäquivalente als relativ einfach, wie *nie mieć wszystkich w domu* (wörtl. „nicht alle zu Hause haben”), oder *mieć nierówno pod sufitem* (wörtl. „es schief unter der Decke haben”), wobei man normalerweise sowohl *das Haus* als auch *die Decke* hat. Deswegen ist die polnische Übersetzung nicht allzu witzig, obwohl *klepka* (‚Parkettstab’) eigentlich den bestmöglichen Versuch bildet.

Die Mitaktualisierung der wörtlichen Lesart, oder „faszinierende Doppelswitchings” phraseologischer Bedeutungen spiegeln sich in einem „plötzlichen Perspektivenwechsel [wider]. Die Erwartungshaltung der Rezipierenden wird stets abrupt durchbrochen” (Hemmi 1994:48). Wotjak (1994:634) spricht vom Phraseologismus, „der im Interesse der Erhöhung des Rezeptionsanreizes, der Verstärkung der Aussage, der Informationsverdichtung, des Erreichens eines wortspielerischen Effekts, des Erzeugens von Überraschung usw. unter konkreten Verwendungsbedingungen inhaltlich und/oder formal abgewandelt werden kann – immer bei möglichem Rückbezug auf die Basis [meine Hervorhebung]”. Wie aus den oben angeführten Belegen ersichtlich ist, entsteht die Komik durch die Vortäuschung der Verbindbarkeit zweier „unvereinbarer Welten, der literalen und der figurierten” (Richter-Vapaatalo 2007:203) und wird verstärkt durch den Überraschungseffekt der unmittelbaren Nebenordnung der zwei Ebenen (Richter-Vapaatalo 2007:108). Der Effekt ist in erster Linie ein sprachspielerischer. Indem der Kommentar die wörtliche Lesart des Phraseologismus neben die im Kontext eindeutig gemeinte phraseologische setzt, findet nachträglich eine Ambiguierung bzw. ein Ebenenwechsel statt (Richter-Vapaatalo 2007:138), der auch von jungen Lesern problemlos verstanden werden kann.

2. Zusammenfassung

Steinhöfel wendet bewusst und explizit die Mehrheit der Wortspiele an. Somit wird die Freude der Kinder an Literatur gefördert, die Ausdrucksfähigkeit und Sensibilität gegenüber Sprache wird entfaltet, die Kinder erhalten ein größeres Verständnis für

Absichten des Autors, Rechtschreibung und Schrift wird verbessert. Es überrascht nicht, dass die Mehrzahl der Originalwortspiele nur dann übersetzt werden kann, wenn Ersatzmechanismen Anwendung finden. Wichtig ist, dass die beiden Übersetzerinnen es versucht haben, das Wortspiel als solches im Translat beizubehalten und eine eventuelle Tilgung nicht auf Nichterkennen, sondern auf beabsichtigtes Weglassen zurückzuführen ist. Viele Wortspiele sind mit Kommentaren versehen, die den Unterhaltungscharakter der Aussage zusätzlich unterstreichen und somit sind für Kinderleser geeignet und verständlich. Sogar phraseologische Spiele, die normalerweise eine Herausforderung an jeden Leser stellen, finden im Werk Steinhöfels reichlich Anwendung. Es freut, dass Wortspiele in beiden Übersetzungen in der Mehrheit beibehalten sind. Somit bleibt die Lektüre ein Vergnügen und der Protagonist wird nicht entstellt, sondern, wie seine deutsche Vorlage, bleibt großartiger Erzähler und Beobachter.

Quellen

- STEINHÖFEL A., 2008, Rico, Oskar und die Tieferschatten, Hamburg (ROT).
STEINHÖFEL A., 2011, The Pasta Detectives (übersetzt von Chantal Wright), Frome (PD).
STEINHÖFEL A., 2011, Rico, Oskar i Głęboconie (übersetzt von Elżbieta Jeleń), Kraków (ROG).

Literatur

- DELABASTITA D., 1994, Focus on the Pun: Wordplay as a Special Problem in Translation Studies, in: Target 6/2, S. 222-243.
DELABASTITA D., 1997, Introduction, in: Delabastita D. (Hg.), *Transductio. Essays on Punning and Translation*, Manchester, S. 1-22.
FIEDLER S., 2003, Sprachspiele im Comic. Das Profil der deutschen Comic-Zeitschrift „Mosaik“, Leipzig.
BUSSMANN H., 1990, *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart.
HEIBERT F., 1993, Das Wortspiel als Stilmittel und seine Übersetzung: Am Beispiel von sieben Übersetzungen des „Ulysses“ von James Joyce, Tübingen.
HEMMI A., 1994, Es muss wirksam werben, wer nicht will verderben. Kontrastive Analyse von Phraseologismen in Anzeigen-, Radio- und Fernsehwerbung, Bern.
KROMP I., 2008, Eigennamen in der deutschen und polnischen Kinderliteratur unter textlinguistischem und translatorischem Aspekt, Frankfurt am Main.
LESSMANN U., 2009, Rico – ein Held mit anderen Fähigkeiten, http://www.tjg-dresden.de/media/user/Inszenierungen/Rico_Oskar_Tieferschatten/MaterialRico.pdf.
MAGEL E.-M., 2008, Eine Fundnudel für ganz Berlin, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 98 (26.04.2008), S. 40.
MARSCHALL S., 2009, Nicht diskriminierend, nicht pädagogisierend, <http://titelmagazin.com/artikel/166/6668.html>.
O’SULLIVAN E., 1992, Transportverluste – Transportgewinne: Anmerkungen zur Übersetzung von Komik im Werk Aidan Chambers, in: Ewers H.-H./Doderer K. (Hg.), *Komik im Kinderbuch. Erscheinungsformen des Komischen in der Kinder- und Jugendliteratur*, München, S. 201-221.

- RICHTER-VAPAATALO U., 2007, Da hatte das Pferd die Nüstern voll. Gebrauch und Funktion von Phraseologie im Kinderbuch. Untersuchungen zu Erich Kästner und anderen Autoren, Frankfurt am Main.
- TECZA Z., 1997, Das Wortspiel in der Übersetzung: Stanisław Lems Spiele mit dem Wort als Gegenstand interlingualen Transfers, Tübingen.
- WOTJAK B., 1994, Fuchs, die hast du ganz gestohlen: Zu auffälligen Vernetzungen von Phraseologismen in der Textsorte Anekdote, in: Sandig B. (Hg.), Europhras 92: Tendenzen der Phraseologieforschung, Bochum, S. 619-648.
- WOTJAK B., 1992, Verbale Phraseolexeme in System und Text, Tübingen.

„... lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort,
das aus dem Munde Gottes kommt“ –
über die Bedeutung des Wortes in der Theologie,
in der (kath.) Kirche und allgemein im Leben des Menschen

Der Titelsatz meines Aufsatzes stammt aus der Bibel, aus dem Kapitel „Die Versuchung Jesu“ (Mt 4,1-11). Im Folgenden möchte ich ein paar Worte über die Bedeutung des Wortes für den Menschen verlieren, später jedoch gehe ich dann auf die Wort-Bedeutung in der Theologie (Religion) ein. Soweit wir wissen, sind wir Menschen die einzigen, die sprachliche Ausdrücke (also geschriebene oder gesprochene Worte) intensiv zur Kommunikation verwenden. Pflanzen und Tiere verwenden andere Sin-
nenwerkzeuge (die der Mensch z.T. auch bis zu einem gewissen Grad ausgebildet hat und benützt – non-verbale, Gestik/Mimik, Instinkt), aber auch die Begabtesten unter ihnen kommen nur auf einen minimalen sprachlichen Wortschatz (vgl. Utri 2011a). Auch der Mensch besitzt manchmal noch weitere Kommunikationswerkzeuge, die beim Tier nicht vorkommen, die jedoch nicht (direkt) mit den sprachlichen Eigenschaften in Zusammenhang stehen (Intuition, Telepathie, Prophezeiungen).

Natürlich erheben sich hier für aufmerksame Zeitgenossen verschiedene linguistisch existentielle Fragen:

- Warum hat gerade der Mensch das Wort und in welcher Zeit entwickelte er seine Sprache und damit den Beginn der verbalen Kommunikation?
- War es eine Notwendigkeit, die Sprache zu entwickeln, war das irgendein glücklicher evolutionärer Zufall, vielleicht ein „Luxus“? Vielleicht der Versuch, sich die Zeit zu vertreiben, eine Art Spiel, das man in der Freizeit ohne sonstige materielle Dinge und ohne dazu die (für andere Tätigkeiten oft notwendigen) Hände zu gebrauchen treiben konnte? Rieseberg (1991), stellt fest, dass praktisch alle modernen Erfindungen in den reichen Ländern des Überflusses gemacht worden waren und nie in armen Ländern, die dies eigentlich notwendig hätten. Daher würden hauptsächlich die reichen Länder die lebensbedrohlichen umwelttechnischen Probleme schaffen!

- War es eine sonstige Situation, besondere Umstände auf unserem Planeten zur damaligen Zeit, die den Menschen dazu veranlassten, gewisse Aspekte seiner menschlichen Existenz so zu realisieren, dass dadurch seine komplexe Sprache entstand?

Über diese Fragen, insbesondere über Herkunft der Sprache kann man nur Spekulationen anstellen (Utri 2009, Ditfurth 1980, Traufetter 2002), wir kommen aufgrund fehlender Tonbandaufnahmen oder sonstigen Aufzeichnungen dieser historischen Tatsache weiterhin keinen Schritt näher, es bleibt ein Geheimnis, wo, wann, warum, unter welchen (glücklichen) Umständen der Mensch seine Sprachwerkzeuge (Stimm-bänder) und seine intellektuell für die Sprache notwendigen Fähigkeiten des Gehirns so entfalten konnte, dass sie bis heute als die wichtigste Grundlage für Kommunikation überhaupt gilt, egal über welche Entfernung, in welcher Intensität, in welcher Lebenslage – von der Wiege bis zum Grab ist und bleibt das Wort das Entscheidende im Leben des Menschen. Über diese gewaltige Bedeutung werden wir uns insbesondere dann im Klaren, wenn wir uns eine Welt vorstellen, in der das Wort/die Sprache nicht existiert. Einerseits könnten wir uns vor Augen führen, wie es wäre, wenn wir alle überhaupt keine Sprache hätten – nicht nur die Germanisten wären arbeitslos, sondern es gäbe nur ein paar wenige spezialisierte Berufe: wahrscheinlich Köche/Köchinnen, Bauern, primitive Handwerker, Zirkusartisten, Schlangenbeschwörer, wir wären kurz gesagt auf einer ziemlich steinzeitlichen Entwicklungsstufe stehengeblieben. Auch die Priester und Magier, die ja immer mit sprachlichen Formeln, mit Gebeten, Beschwörungsformeln und Zaubersprüchen hantiert haben und hantieren, könnten bei sprachlosen Bedingungen ihre Tätigkeit kaum ausüben. Es gäbe keine Post (auch keine elektronische Post), keine technischen Beschreibungen (also auch keine komplizierteren Produkte), kein Radio, keine Filme, keine gesungene Musik; keine Information auf dem Bahnhof, keine Kassen in Supermärkten, kein Geld, keine Dienstleistungen, die ja bis auf wenige Ausnahmen alle auf der Sprache basieren (Sprachlehrer und Dolmetscher/Übersetzer sind ja ein Paradebeispiel).

Andererseits können wir uns vorstellen, wie es einem Menschen geht, der keine Sprache hat; z.B. ein Mensch, der nie bei Menschen, sondern bei Tieren aufgewachsen ist; oder ein Mensch, der von Geburt an taubstumm ist, oder ein alter Mensch, der durch schwere Krankheit (z.B. durch einen Schlaganfall) halbseitig gelähmt ist¹ und nur mit größter Mühe sprechen kann – gerade auch die letzteren sind dazu gezwungen (meistens

¹ Ein Extrembeispiel wird im von Julian Schnabel gedrehten und sehr erfolgreichen Film „Scaphandre et le papillon“ aus dem Jahre 2007 (die deutsche Fassung kam 2008 als „Schmetterling und Taucherglocke in die Kinos) gezeigt, wo ein Mann (nach einem schweren Autounfall) nur ein Augenlid bewegen kann, geistig jedoch voll funktionstüchtig ist. Eine Krankenschwester vom ihm erarbeitet eine Methode (nach der Buchstabenhäufigkeit), mit der sie relativ schnell eine Antwort von ihm bekommen kann. Mit dieser Methode schreibt er ein ganzes Buch, nämlich seine Lebensgeschichte.

auch bereit), sich alternative Kommunikationsformen anzueignen, und trotzdem stößt er jeden Tag auf unendlich große Schwierigkeiten, er kann nur in Obhut von anderen für ihn sorgenden Menschen sein bescheidenes (und im Grunde genommen äußerst bemitleidenswertes) Leben fristen. Er kann die Kunst, die Musik, das Theater usw. nicht genießen bzw. schätzen lernen, er „versäumt“ 90 Prozent des von den anderen Menschen genossenen Lebens. Wie wichtig das Wort für uns ist, erkennt man ja schon daran, dass wir uns darüber lustig machen, dass ein Präsident oder eine Erziehungsministerin ein Mal pro Jahr einen orthographischen Fehler machen und dieser dann als Beispiel einer sprachlichen Katastrophe oder als Zeichen des Niedergangs der jeweiligen Muttersprache – wie das dann von Journalisten formuliert wird – in einem Boulevardblatt steht. Die Benutzung der Sprache/des Wortes muss natürlich nicht nur positiv sein: mit Worten kann man seine Missbilligung, Unzufriedenheit, Gleichgültigkeit, Aggressivität ausdrücken, mit Worten kann betrogen, belogen, beschwichtigt werden. Mit Worten kann man beleidigen, kann jemandes Ruf geschädigt werden, kann jemand verletzt werden, mit Worten kann man jemanden mundtot machen, mit Worten kann man einen Menschen vor Gericht bringen oder im schlimmsten Fall sogar töten – die Journalisten und Fernsehreporter wissen dies nur allzu genau. Aber auch viel Positives kann mit Worten erreicht werden: Worte können dazu benutzt werden, jemanden aufzumuntern, zu trösten, zum Lachen zu bringen; man kann durch sprachliche Aktivität Verbrecher aufzuspüren, Kriminelle entlarven, Mörder verurteilen usw. (vgl. forensische Linguistik). Liebesbriefe sind in poetische Worte gefasst, Ständchen werden gesungen, Geburtstags-, Namenstags- und andere Glückwünsche sind verbaler Art, Nachrichten aus aller Welt kommen mittlerweile in unsere Zuhause innerhalb von kurzer Zeit, vieles wird verbal, auf Tonbändern, mittlerweile in den Computern, und auf Papier in sprachlicher Form gespeichert. Die ganze Literatur baut einzig und allein darauf, dass die Qualität des Geschriebenen verglichen wird und dass das positive Leseerlebnis für viele Rezipienten eine große Rolle spielt.

Ein Bereich, auf den ich hier eingehen möchte, da in ihm die Bedeutung des Wortes besonders groß und sichtbar ist, ist die Religion². Die Bibel wird auch Wort Gottes genannt, oder auch „Heilige Schrift“. Das heißt dieses Buch und die in ihm enthaltenen Worte ist für religiöse Menschen eine Schrift, die schwerer wiegt, der mehr Vertrauen entgegengebracht wird, das sind Worte, die besonders ernst genommen werden, Worte, die in besonderen Situationen bzw. Zeiten (Messe, Gebet, Fastenzeit, Advent, Feiertage usw.) in die Hand genommen und über diese kontempliert wird. Die Psalmen in der Bibel werden in gewissen Melodien gesungen und deren Worte wirken daher besonders pathetisch, besonders eindringlich, genauso wie die Messen, die bekannte Musiker wie Johann Sebastian Bach u.a. komponiert haben, wobei die Worte zusammen mit der Musik eine besondere Wirkung bei den Zuhörern entfalten sollen. Das griechische

² Über die Charakteristik der Theologie als Fachsprache vgl. Utri 2010, über die Möglichkeiten des Interreligiösen Lernens vgl. Utri 2011b.

Logos hat die Bedeutung von Wort (gesprochenem Wort). Im Johannesevangelium wird Jesus „das Wort“ = Logos genannt. Auch in dem Teil der Bibel, die vom Leben Jesu erzählt, wird dem Wort oft ein besonderes Gewicht beigemessen (hier aus dem Markus-Evangelium 2,2): „Und alsbald versammelten sich viele, so daß selbst an der Tür nicht mehr Raum war; und er redete zu ihnen das Wort“. Die Apostel haben die Aufgabe, das von Jesu gehörte Wort (Gottes) weiterzutragen, in die ganze Welt; darauf werden sie auch vorbereitet (in der Apostelgeschichte 4,31): „Und als sie gebetet hatten, bewegte sich die Stätte, wo sie versammelt waren; und sie wurden alle mit Heiligem Geiste erfüllt und redeten das Wort Gottes mit Freimütigkeit“. Das Wort Gottes „reden“ auch alle Prediger, alle Theologen, die Bischöfe, der Papst, die religiösen Schriftsteller, die Journalisten von religiösen Zeitungen, alle Menschen, die sich irgendwie mit religiösen Texten beschäftigen. Alle diejenigen Geistlichen, die das „Wort Gottes“ in die Welt hinaus, zu ihren Mitmenschen weitertragen, die dem religiösen Gedanken, der religiösen Bewegung und damit der Gemeinschaft mittels Verkündigung des Wortes der Weitergabe des Wortes dienen, werden daher auch oft „Diener des Wortes“ (vgl. Haubeck/Hörster 1987) genannt.

Im Folgenden ein paar Fragen, die sich religiöse Menschen zum Thema „Wort“ stellen sowie Gedanken, die sie sich dazu machen:

- Wo lasse ich mich in meinem Leben von Gottes Wort (oder den Bibelauslegungen) leiten?
- „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein...“ – Was bedeutet dieser Satz für mich (z.B. Gedanken in der Adventzeit, in der Fastenzeit)?
- Der oben genannte Vers ist auch eine Anspielung auf das wundersame **Manna**, das jeden Tag vom Himmel fiel, als das jüdische Volk durch die Wüste zog. Der Schluss des Verses (frei formuliert) lautet: „Sondern durch die Worte aus dem Munde Gottes lebt der Mensch“. Er will uns also an die wahre Quelle unseres Lebens erinnern.
- Der menschliche Geist sehnt sich nicht nur nach Brot; er will mehr. Menschen sind mit Geld und materiellem Besitz nicht zufrieden. Auch diejenigen Menschen, die materiellen Besitz in Hülle und Fülle haben und sich materielle Wünsche problemlos erfüllen können, haben (letztlich) auch das Bedürfnis, ihr geistiges (bzw. geistliches) Leben weiter zu entwickeln, sehnen sich danach, sich mit tieferliegenden Schichten ihres menschlichen Daseins (Gemüt, Seele) auseinanderzusetzen.
- Die Baseler Diakonin Schaub macht sich folgende Gedanken: „Jesus sagt nicht: Der Mensch braucht kein Brot, braucht keine Sättigung der körperlichen Bedürfnisse. Er sagt nicht: Es reicht, wenn der Geist gesättigt wird. Sondern: Ein Mensch braucht Brot! Im ‚Vater unser‘ ist es ja auch eine zentrale Bitte: ‚Unser tägliches Brot gib uns heute‘. Aber, – Brot allein gibt dem Leben keinen Sinn. Beide, Körper und Seele, brauchen Nahrung. Denn wir sind eben nicht nur materieller, sondern auch göttlicher Natur!“ (2004:4f.).

Es gibt gewisse religiöse Handlungen, wo das Wörtchen „Wort“ eine ganz besondere Bedeutung hat. Am Ende der Wandlung in der heiligen Messe wird kniend gesprochen: „Herr, ich bin nicht würdig, dass Du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund“ (pl.: ‚Panie nie jestem godzien abyś przyszedł do mnie, ale powiedz tylko słowo, a będzie uzdrowiona dusza moja’). Nicht umsonst haben viele Formulierungen religiösen (Er-)Lebens auch mit dem Wort zu tun: Betrachtungen, Trostworte, Gebote, Dankesworte, Zeugnis ablegen, Predigt (auch konkrete in der Bibel beschriebene wie z.B. die Bergpredigt; auch Synonyme wie Kanzelworte), Beichte, Sündenbekenntnis, religiöse/kirchliche Lehren, Gebetsworte, Wort am Sonntag, Segensworte, Offenbarungen, religiöse Inschriften (Grabinschriften), Liturgie, Gesang u.v.m. Zum Akt des Schöpfers, in dem er die Welt erschuf, meint ein Theologe³: „Gott – der Schöpfer – erschafft aus seinem geistigen Potential heraus die Welt. Er entäußert dieses in seinem Wort, das dann im Schöpfungsakt die Welt hervorbringt. In diesem Sinne manifestiert sich der Schöpfer in seiner Schöpfung“. Auch in den Psalmen, den gesungenen Gebeten der Bibel, kommt der Begriff „Wort“ vor: „Durch das Wort JaHuWaH sind die Himmel gemacht und all ihr Heer durch den Hauch SEINES Mundes“ (Psalm 33,6). Dazu Markus Schuhmacher⁴: „Diese Stelle bringt deutlich zum Ausdruck, dass GOTT die Himmel (die himmlischen Bereiche + Universum) und alles Heer (Sterne und himmlische Wesen) durch SEINEN Wort und SEINEN Geist geschaffen hat. Wort und Geist bezeichnen die wirksamen Kräfte, welche von GOTT gleich einem unvorstellbar riesigen Potenzial ausgehen“. Gerade beim Gesang kommen häufig essentielle Worte vor, die von der Melodie des geistlichen Liedes verstärkt werden sollen; so singt man zum Beispiel in der Deutschen Messe (Komponist: Alois Bauer): „Aus Gottes Munde gehet das Evangelium, auf diesem Grunde steht das wahre Christentum. Gott selber hats gelehret, der nicht betrügen kann. Glaub diesem Gottesworte und nimm es willig an“; „Gott soll gepriesen werden, sein Nam’ gebenedeit...“ (ein Glorialis, in: Gotteslob:896), „Der in seinem Wort uns hält bis zum Ende dieser Welt“ (aus der Kyrie-Litanei, ibd.:480), „Herr, du hast Worte ewigen Lebens“ (Antwortpsalm zum Gloria, ibd.:466).

Für Schwester Ibele (in Sander 2012:68f.) ist das Sprachliche das Entscheidende für die Beziehung zum „Nächsten“: „Sprache und Klang sind in ihrem Wesen Beziehung. Entweder sie stiften oder zerstören Beziehung. Nur wenn ich mit mir selbst in Beziehung lebe, findet auch mein Wort und mein Schweigen einen Weg zu meinen Mitmenschen, kann ich mein Wesen mitteilen und mich selbst offenbaren. Hören und Sprechen sind deshalb ein intimes und emotionales Ereignis“. Sie erwähnt auch den bekannten deutschen Theologen Karl Rahner, der von einem **Passwort** sprach, das „Gott in jeden Menschen hineinspricht“ (Sander 2012:69). Der religiöse Glaube drückt sich immer auch in „Worten“ aus, die den Menschen verwurzeln, die ihm Heimat sind, zu denen er sich zugehörig fühlt: „Der Glaube, den wir bekennen, [...] Der Glaube, von dem wir lesen in dem Buch, [...] Der Glaube, dessen Lieder wir singen in der Tradition unserer Väter und Mütter

³ Vgl. <http://www.schoepfung-contra-evolution.de/Sch%C3%B6pfung-Glossar.htm>.

⁴ Vgl. <http://www.monotheismus.ch/index... &catid=55:nt&Itemid=64>.

im Glauben. Ja, dieser Glaube gibt uns Wurzeln und Orientierung. Er beheimatet uns, schenkt Zugehörigkeit...“ (Käßmann in: Sander 2012:45). Worte können, indem sie gelesen, gesprochen oder gedacht werden, zum „Tiefgang im Leben“ (Stutz in: Sander 2012:71) ermutigen: „Es ist eine Tiefe, die erfahrbar wird, wenn wir einfach sein dürfen, so wie wir wirklich sind, wenn wir keine Rollen spielen müssen, sondern selber die Regie unseres Lebensfilmes übernehmen. [...] Da sind Zufälle nicht mehr ‚nur‘ Zufälle, sondern Erlebnisse, die mir zufallen, mir aufzeigen, um was es wirklich geht im Leben. [...] Da suche ich immer wieder die Begegnung und den Dialog [beachte! Anm. R.U.] mit Menschen, die schon lange gestorben sind, weisen Frauen und Männern, Mystikerinnen und Mystikern, die mir im Mitteilen ihrer Lebenserfahrungen gegenwärtig sind [...]“. Damit haben die Worte der religiösen Lehrmeister(innen) bzw. der Hl. Schrift für die Gläubigen auch zweierlei Bedeutung: einerseits eine Stärkung (im Glauben), ein Kraft-Spenden, um weiterhin den eingeschlagenen Weg fortzusetzen; und andererseits um in Zeiten von Schmerz und Trauer, die im Leben eines jeden Menschen ja unvermeidlich sind, auch den Sinn zu entdecken, so dass aus der Verzweiflung wieder Hoffnung und aus dem Schmerz wieder Glück entspringen kann: „Die Worte halten uns lebendig. Sie führen nicht zur Erstarrung, sondern zur Lust, auf dem Weg des Lebens voranzuschreiten“ (Müller/Sander 2008:89).

Der Mensch ist also ein so sehr sprachliches Wesen, dass (bestimmte) Worte für ihn immens wichtig sind. Worte können ihm **heilig** sein, etwas Höheres, Übernatürliches, etwas, das von Engeln überbracht wird, etwas Heiliges, etwas ihn Heilendes, das seine Seele zu heilen imstande ist. Mit Worten deutet der Mensch das ihn umgebende Leben, er deutet die Welt; er transportiert mit Worten Bedeutungen; Bedeutungen, die er (von klein auf) kennt oder die er auch zusätzlich in die Worte hineinlegt. Er ist also intim mit dem Wort, er drückt mit ihnen innere (seelische) Befindlichkeiten aus, seine materiell-körperlichen Zustände können ebenfalls – in Worte gefasst – sichtbar und hörbar gemacht werden. Worte verletzen und heilen (vgl. Andrés 2010), Worte gehen um die Welt (auch um den virtuellen Globus), das Wort des Jahres ist in aller Munde, von Worten werden Menschen aufgebracht, emotional aufgewühlt, gerührt oder vom Hocker gerissen. Um eine dauerhafte Wirkung zu erzielen, müssen segnende Worte (Wortes des Heilands, Worte des Heiles) wiederholt werden, aufgenommen werden, gehört werden. Damit gehört das Wort (sprich die sprachlichen Fähigkeiten) nicht zum Menschen, sondern ist ein Teil des Menschen – „W rzeczywistości języki są nie tyle pewnymi narzędziami, ile przede wszystkim istotnymi (inherentnymi) właściwościami poszczególnych ludzi, w szczególności ich mózgow“ (Grucza 1994:8) –, ein Teil des Göttlichen im Menschen. So können wir schließlich mit Papst Benedikt XVI., dem Kirchenoberhaupt der katholischen Kirche, feststellen: „Der Mensch lebt nicht allein vom Brot oder vom Geld oder von der Karriere, er lebt vom Wort Gottes, das uns korrigiert, uns erneuert, uns die wahren tragenden Werte der Welt und Gesellschaft erkennen lässt: Das Wort Gottes ist Manna, das Brot vom Himmel, das uns das Leben, das Menschsein lehrt“⁵.

⁵ Ansprache von Papst Benedikt XVI. in der Osternacht 2005, vgl. Erbacher (2005:60).

Literatur

- ANDRÉS P., 2010, Die heilende Kraft des Betens. Über die höchste Form des Gebets, Hingabe und Heilungswunder, Emmendingen.
- DITFURTH H. VON, 1980, Der Geist fiel nicht vom Himmel. Die Evolution unseres Bewusstseins, München.
- ERBACHER J. (Hg.), 2005, Benedikt XVI. Gedanken, Impulse, Visionen, Leipzig.
- GOTTESLOB, 1975, Katholisches Gebet- und Gesangbuch. Diözese Graz-Seckau, Klagenfurt.
- GRUCZA F., 1994, O wieloznaczności wyrazu „język”, heterogeniczności wiązanych z nim desygnałów i istocie rzeczowych języków ludzkich, in: Przegląd Glottodydaktyczny 13, S. 7-38.
- HAUBECK W. / HÖRSTER G., 1987, Berufen zum Diener des Wortes Gottes: 75 Jahre theologisches Seminar Ewersbach, Witten.
- MÜLLER S. / SANDER U. (Hg.), 2008, Auf all unsern Wegen. Worte, die begleiten, Freiburg/Basel/Wien.
- RIESEBERG H.-J., ³1991, Die verbrauchte Welt: Die Geschichte der Naturzerstörung und Thesen zur Befreiung vom Fortschritt, Frankfurt am Main/Berlin.
- SANDER U. (Hg.), 2012, Wo das Herz zu Hause ist. Quellen innerer Kraft, Freiburg/Basel/Wien.
- SCHAUB K., 2004, Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, Radiopredigt DRS 2/32, http://www.radiopredigt.ch/pdf2004/rp32_04.pdf.
- TRAUFFETTER G., 2002, Stimmen aus der Steinzeit. Wann hat der Urmensch das Sprechen gelernt? ... Bei der Suche nach dem Ursprung der Sprache melden Hirnforscher, Paläoanthropologen und Genetiker erstaunliche Ergebnisse, in: Der Spiegel 43, S. 218-222.
- UTRI R., 2009, Wie der Mensch zur Sprache kam – die Umstände der Entstehung der menschlichen Sprache, in: Studien zur Germanistik 3, Łódź, S. 93-102.
- UTRI R., 2010, Charakteristik der Fachsprache Christliche Theologie, in: Komunikacja Specjalistyczna 4, Warszawa, S. 139-147.
- UTRI R., 2011a, Der Mensch ein intelligenter Affe? Zur Sprach- und Kulturentwicklung unserer nächsten „Verwandten“ – Erkenntnisse der Primatenforschung der letzten Jahrzehnte und deren Konsequenzen für die menschliche Entwicklung; in: Bartoszewicz I./Szczyk J./Tworek A. (Hg.), Germanistische Linguistik im interdisziplinären Gefüge I (Linguistische Treffen in Wrocław 6), Dresden/Wrocław, S. 19-27.
- UTRI R., 2011b, Der Glaube wird Berge versetzen – und kulturelle Grenzen überwinden. Ein Beitrag zum interreligiösen Lernen, in: Glottodidactica. An International Journal of Applied Linguistics 37, S. 163-173.

Die konfessionsspezifischen Termini in der Fachsprache der katholischen Kirche im Französischen und Tschechischen

1. Einführung

Jedem in der menschlichen Meinung bezeichneten Inhalt entspricht nicht einfach ein Wort und diese Wörter entsprechen sich nicht einfach in verschiedenen Sprachen. In diesem Artikel wird der Versuch, Termini aus dem Milieu der katholischen Kirche in „endemische“ und „nicht-endemische“ (oder konfessionsspezifische und konfessionsübergreifende) zu gliedern, beschrieben. Aus dieser Sicht werden dann verschiedene Typen von tschechischen Äquivalenten der französischen konfessionsspezifischen Termini zusammengefasst. Die französischen Fachwörter wurden aus den französischen Fachwörterbüchern (Feuillet 2010, Rahner/Vorgrimler 1970) entnommen. Um festzustellen, ob die Termini konfessionsspezifisch sind, wurde es mit einigen Fachtexten (Le Tourneau 2002, CEC, Filipi 1998) und mit einem Wörterbuch der Orthodoxie gearbeitet („Lexique orthodoxe“). Bei der Suche nach den tschechischen Äquivalenten wurde es mit den Fachzyklopedien (Berger 1999, Fischer-Wollpert 1995, Šimandl/Mádr/Bartoň/Hlavsová 2004 und andere), mit dem Wörterbuch von fremden Wörtern (Kraus et al. 2005) und mit verschiedenen Fachtexten (KKC, KKP, Filipi 1998, Metropolita Kryštof 2009 und anderen) gearbeitet. Es handelt sich um eine lexikale und semantisch-lexikale Vergleichen, hoffentlich kann sie aber auch für die Translatologie nutzbar sein. Die Untersuchung wurde nicht quantitativ orientiert.

1.1. Fachsprache / Subkode

Die Sprache ist nicht homogen, sondern sie wird durch eine Diversität (aus einer regionalen, historischen, sozialen oder funktionalen Sicht, vgl. Roelcke 1999:19) geprägt. Die fachlich bezogenen Aussagen können unterschiedlich verstanden werden. Thorsten Roelcke berichtet über drei Konzeptionen von Fachsprachen: als Zeichensystem, in Rahmen einer fachlichen Kommunikation verwendet, als Textäußerungen bei einer fachlichen Kommunikation entstanden, und das kognitionslinguistische Funktionsmodell der Fachsprache, aus der Sicht des Produzenten und des Rezipienten der fachlich begrenzten Kommunikation beobachtet (Roelcke 1999:15-17). Die Fachsprache als

Zeichensystem wird als eine funktionale Varietät der Sprache verstanden (Roelcke 1999:20).

Die tschechische Romanistik (vor allem Jan Šabršula und Jitka Svobodová) arbeitet mit der Konzeption der sprachlichen Diversität, bezeichnet als der Subkode (auf tschechisch ‚subkód‘, auf französisch ‚sous-code‘). Unter diesem Terminus ist „ein während der Geschichte entsandenes und bei der Gesellschaft anerkanntes Gebilde inmitten der Nationalsprache, das über eine bestimmte Menge von besonderen Ausdrucksmittel und Systemzeichen disponiert; die meisten Ausdrucksmittel und Systemzeichen teilt es mit den anderen Subsystemen der jenigen Nationalsprache“ (Šabršula/Svobodová/Krejzová 1983:296). Die Sprache (als System) existiert nach dieser Konzeption in ihren Subsystemen, in ihren „Subkodes“ (Šabršula 2008:11). Es werden die vertikalen (nach der Beziehung zu der Norm der schriftlichen Sprache), territorialen (die territorialen Dialekte) und horizontalen Subkodes unterschieden. Die letztgenannten dienen nach Jan Šabršula der Kommunikation bei einer Fachtätigkeit (vgl. 2008:11-12). Für uns war bei dem Nachdenken, ob ein sprachliches Mittel einem horizontalen Subkode zuzuschreiben ist, das Kriterium, ob eine Entität aus einem bestimmten Bereich der menschlichen Tätigkeit (aus der Wissenschaft, Technik, Wirtschaft, Politik, Kultur, Religion, Familienleben usw.)¹ bezeichnet wird, entscheidend. Der horizontale Subkode scheint der Konzeption der Fachsprache als Zeichensystem nahezustehen, obwohl der horizontale Subkode sehr eng mit den betroffenen Fachtexten wahrzunehmen ist. Auch wenn wir den horizontalen Subkode nicht rein soziolinguistisch, sondern in der Abhängigkeit von der fachlich begrenzbaren bezeichneten Realität verstehen², dient ein horizontaler Subkode mindestens im Teile dem Nachdenken und der Kommunikation von Fachleuten über Konzeptionen aus einem fachlich begrenzbaren Bereich der menschlichen Tätigkeit. Der Subkode ist also dem pragmatischen Fachtextmodell und dem kognitionslinguistischen Funktionsmodell der Fachsprache nicht ganz entfernt (vgl. Roelcke 1999:21-31). In einem Text können sprachliche Mittel aus mehreren (vertikalen und auch horizontalen) Subkodes benutzt werden (vgl. Šabršula 2008:28).

1.2. Subkode/Fachsprache der katholischen Kirche

Die horizontalen Subkodes können weiter an der horizontalen, vertikalen oder territorialen Achse gegliedert werden (Šabršula 2008:11-13). Ein horizontaler Subkode kann eigentlich mehrere Varietäten umfassen, wie ein spezialisierter Technolekt, sagen wir eine Fachsprache, so auch sprachliche Mittel der authentischen bereichsbezogenen

¹ Vgl. mit den Bereichen von den sozialen Interaktionen nach Arno Anzenbacher (2004:8).

² Auch die nicht fachlich gebildete Öffentlichkeit benutzt Elemente aus den horizontalen Subkodes (z.B. aus der Medizin, Politik, Meteorologie usw.) obwohl sie die Termini vereinfacht und banalisiert verwenden kann. Die banalisierten Termini können auch als ein Teil des horizontalen Subkodes, **an seinem Rande, wahrgenommen werden, z.B. auf tschechisch *farář* ‚Pfarrer‘**, in dem Sinne von ‚Priest‘ umgangssprachlich benutzt.

Aussagen, mit dem Gegenstand welcher sich die Fachleute, die diejenige Fachsprache benutzen, beschäftigen. Die Argote und Jargons sind einem kirchlichen horizontalen Subkode auch zuzuordnen (mehr dazu Grygerková 2006). Solche Teile eines horizontalen Subkodes nennen wir „Subvarietäten“. Um eine Subvarietät ausgliedern zu können, ist ein Kern, vor allem spezifische lexikale, eventuell grammatische Mittel, zu finden. Für den Subkode der katholischen Kirche unterscheiden wir die biblische (mit den sprachlichen Mitteln aus den biblischen Texten), liturgische (mit den sprachlichen Mitteln aus den liturgischen Texten und Gebeten), theologische (mit den Mitteln aus den wissenschaftlichen und popularisierten theologischen Texten), praktisch-administrative Subvarietät (mit den sprachlichen Mitteln aus den Aussagen von den Gläubigen in der pastoralen Praxis, die kirchliche Realien bezeichnenden Lexeme) und die Subvarietät des kirchlichen Lehramtes (mit den sprachlichen Mitteln aus den Enzykliken, aus dem Codex des kanonischen Rechtes, aus dem Katechismus der katholischen Kirche usw.). Die Subvarietäten können (je nach der Existenz eines spezifischen Lexikums, oder mindestens Kollokationen) weiter gegliedert werden (z.B. die theologische Subvarietät kann nach einzelnen theologischen Disziplinen gehörenden Termini wie Liturgik, dogmatische Theologie, theologische Etik usw. gegliedert werden). Als Fachsprache könnte die Subvarietät der Theologie und des kirchlichen Lehramtes verstanden werden, da diese Subvarietäten über fachlich beschrenkbare Sachverhalten bei den Fachleuten benutzt werden. Da die Theologie und der kirchliche Lehramt die biblischen, liturgischen Texten und die kirchlichen Realien und Pastoration untersuchen, benutzen sie auch Fachlexeme aus der biblischen, liturgischen und praktisch-administrativen Subvarietäten.

2. Konfessionsspezifische Termini

2.1. Die endemischen, teilweise endemischen und nicht-endemischen Termini

Für die wissenschaftlichen/technischen Subkodes (für die Fachsprachen) sind die Termini unentbehrlich (Šabršula 2008:55). Als Termini kann man die Fachausdrücke verstehen, die „in einem Sachgebiet eindeutig bestimmbare (konkrete) Dinge bezeichnen“ (Fluck 1996:47)³. Die Tatsache, dass einige Termini in eine Fachsprache oder in einen horizontalen Subkode aus dem allgemeinen Lexikum durch eine Terminologisierung kommen (Šabršula 1980:12), hat uns zu der Idee von den endemischen Termini geführt. Solche Termini befinden sich mit ihrer Form (Signifiant) und Bedeutung (Signifié) nur in einem horizontalen Subkode oder in einer Fachsprache. Analog sind dann Termini die mit ihrer Form endemisch sind, Termini die mit mindestens einer von ihrer Bedeutungen endemisch sind und die nicht-endemischen Termini zu unterscheiden. So wurden etwa Tausend französische Termini in vier Gruppen verteilt. Falls ein Terminus bei einem Wörterbuch mit dem Zeichen „katholische Religion“ klassifiziert wurde oder falls er eine der katholischen Religion eigene Realität oder Konzeption bezeichnete, und

³ Fachwörter und Termini werden in diesem Artikel synonym verwendet.

wurde der Terminus als keiner anderen Fachsprache gehörend gefunden (damit werden auch die Fachsprachen von anderen Konfessionen gemeint), war er als endemisch für die Fachsprache der katholischen Kirche klassifiziert, zum Beispiel *acolyte* n. m. (‚der Akolyth‘), *basilique mineur* n. f. (‚Basilica minor‘), *ex cathedra* adv. (‚als der Papst mit seiner Autorität als Lehrer der Gesamtkirche spricht‘), *nonce apostolique* n. m. (‚der Apostolische Nuntius‘), oder *ostensoir* n. m. (‚die Monstranz‘). Diese Gruppe hat 196 Termini, also etwa ein Fünftel von allen beobachteten Termini dargestellt. Es ging meistens um die theologischen Termini (einschließlich der Liturgik) und die mit dem kirchlichen Lehramt (einschließlich des Kanonischen Rechtes) verbundenen Termini. Es wurde nicht mit den Eigennamen von verschiedenen Orden gearbeitet. Die zweite Gruppe, von den Termini, die mit ihrer Form endemisch sind, ist problematisch. Neben der Bedingung, dass sich die Form in einer anderen Fachsprache nicht befindet, muss dieselbe Bedeutung bei einer anderen Form in einer anderen Fachsprache getragen werden (es wurden einige Beispiele, wo dieselbe Bedeutung eines Fachwortes bei der katholischen und orthodoxen Kirche geteilt wird, gefunden, z.B. *extrême-onction* n. f. ‚die letzte Olung‘ oder *corpus Christi* n. m. ‚der Körper Christie, die Eucharistie‘). In der dritten Gruppe befinden sich Termini, wessen Form mindestens bei zwei Fachsprachen, oder bei einer Fachsprache und bei dem allgemeinen Wortschatz geteilt wird, mindestens eine Bedeutung ist aber nur in einer betroffenen Fachsprache endemisch, z.B. *aube* n. f. ‚die Albe‘, nicht ‚das Morgengrauen‘, *confirmation* n. f. ‚die Firmung‘, nicht die ‚Bestätigung‘, *temporal* n. m. ‚ein liturgischer Kalender‘, nicht ‚Schädelknochen‘. Es handelt sich um Polysemie oder Homonymie. Es kann um Termini gehen, die von dem allgemeinen Lexikum terminologisiert wurden. Andererseits reihen wir in diese Gruppe die Lexeme, die als eine Metapher oder Metonymie in das allgemeine Lexikum ausgereist sind. Solche Lexeme halten wir nicht für den Teil der Fachsprache, da sie keine fachlich spezialisierte Entität darstellen (z.B. auf französisch *kyrielle*, von Kyrie eleison, ‚eine lange Liste von Wörtern‘). Bei den nicht-endemischen Termini in der vierten Gruppe wird Form und mindestens eine Bedeutung des Fachwortes bei mehreren Fachsprachen geteilt (in unserem Falle bei der Fachsprache der katholischen Kirche und bei den Fachsprachen von unterschiedlichen Konfessionen oder von der Religionistik, Philosophie, Geschichte, Kunstgeschichte, Architektur usw.), z.B. *ame* n. f. ‚die Seele‘, *Christ* n. m. ‚Christus‘, *evangiles* n. f. pl. ‚die Evangelien‘, *métaphysique* n. f. ‚die Metaphysik‘ und viele andere. Diese Termini, vor allem mit der Bibel verbunden, waren am häufigsten.⁴

⁴ Torsten Roelcke bietet auch eine Gliederung des Fachwortschatzes in vier Gruppen an, es gibt manche Parallelen und gleichfalls Unterschiede: die erste Gruppe bilden auch Lexeme, die nur der einen Fachsprache zuzuschreiben sind. Es wird aber nicht unterschieden, ob es sich um Fachwörtern handelt, die mit Form und Bedeutung in eine einzelne Fachsprache, oder die z.B. mit einer Bedeutung in eine einzelne Fachsprache gehören. Die zweite Gruppe bilden die interfachlichen Lexeme, die bei mehreren Fachsprachen benutzt werden. Diese Gruppe ist mit unseren nicht-endemischen Lexemen parallel. Die dritte Gruppe, Lexeme, die in eine andere Fachsprache gehören, aber im Fachtext der betroffenen Fachsprache auch erscheinen können, sind mit den nicht-endemischen Lexemen auch vergleichbar. Die

Als konfessionsspezifische Termini könnten die Fachwörter aus den ersten drei Gruppen (also außer den nicht-endemischen Termini) betrachtet werden, wir konzentrieren uns hier auf die mit der Form und mit der Bedeutung als endemisch betrachteten Termini. Eigentlich bezeichnen nur die endemischen Termini und die mit ihrer Form endemischen Termini⁵ eindeutig und von dem Kontext unabhängig eine für den Bereich der menschlichen Tätigkeit typische Entität oder eine wissenschaftlich gemeinte Konzeption. Die Gliederung des Fachwortschatzes der katholischen Kirche in die endemischen, teilweise endemischen und nicht-endemischen Termini war nicht so problemlos, wie es scheinen könnte. Es war fraglich, wohin solche Lexeme zuzuordnen sind, die den Fachsprachen von verschiedenen Konfessionen gehören. Die bezeichnete Entität ist aber nicht dieselbe, und/oder die bezeichnete Konzeption ist auch nicht dieselbe. In diesem Falle wurden die Lexeme als nach der Bedeutung endemisch betrachtet, obwohl es um eine feinere Unterscheidung der Bedeutung eher nach dem Kontext geht. Zum Beispiel der Terminus *diocèse* n. f. („die Diözese“) wird bei dem Wörterbuch „Dictionnaire Hachette Langue française“ als „ein kirchliches Gebiet unter der Leitung eines Bischofes“ (Hachette 2001:359) erklärt. Im französischen „Catéchisme de l'Église catholique“ („Katechismus der katholischen Kirche“) wird die Diözese als eine Hauptform der lokalen Kirche verstanden, als eine Gesellschaft von den Gläubigen, die denselben Glauben und dieselben Sakramente mit ihrem Bischof mitteilen, der in der apostolischen Nachfolge geweiht ist (CEC 833). Manche evangelische Kirchen haben auch Diözesen, die sieben Sakramente in der katholischen Konzeption und die Bischofsweihe in der apostolischen Nachfolge (mit der Zustimmung des Papstes) spielen hier aber keine Rolle. In der Konzeption des Kanonischen Rechtes der katholischen Kirche können in einigen Fällen die Diözesen bei anderen kirchlichen Gebieten vertreten werden, die bei den Termini als ‚territoriale Prelaturen‘, ‚apostolische Administrationen‘ und andere bezeichnet werden (Le Tourneau 2002:42-43) und die wir als Entitäten und als Termini in anderen Kirchen kaum finden.

Dasselbe Problem gab es mit den Termini wie *Papst*. Dieses Fachwort bezeichnet zwar eine rein katholische Entität, wird aber bei den Historikern üblich verwendet. Mindestens im Kontext sind andere synonymische Ausdrücke zu finden, die auch eine differenzierte Bezeichnung verraten können, vgl. *pape* n. m. ‚Papst‘ nach dem Wörterbuch „Hachette Langue française“: „der höchste Vertreter der katholischen Kirche und der römische Bischof“ (2001:832); der Papst im katholischen ekklesiologischen Sinne nach CEC (S. 882): „Papst, der römische Bischof und Nachfolger von heiligem Petrus [...]“; der Papst als ein politischer Vertreter in den geschichtlich bezogenen Aussagen: „Im Jahre 800 wurde Karl der Große vom Papst zum Kaiser gekrönt“ (Homolková 1997:10).

vierte Gruppe wird bei dem nichtfachlichen Wortschatz, der in den Fachtexten erscheint, vorgestellt. Solche Lexeme gehören zu unserer Gliederung des Fachwortschatzes nicht, sondern wir halten sie für das virtuelle Material am Rande des horizontalen Subkodes oder der Fachsprache (vgl. Roelcke 1999:52).

⁵ Die nicht-endemischen Termini erfüllen diese Funktion nur falls sie nicht polysem sind.

Dieses Fachwort haben wir trotzdem zu den nicht-endemischen Termini gereiht, wo mehrere Fachsprachen das Fachwort mit seiner Form und Bedeutung mitteilen. Dieser Terminus bezeichnet ontologisch dieselbe Person, obwohl mit vielleicht einer unterschiedlichen Konnotation. Dies zeigt auch, dass eine kontextunabhängige Eindeutigkeit des Fachwortes/des Terminus nicht problemlos ist (vgl. Roelcke 1999:61-64). Jan Šabršula (2009:95-96) unterscheidet „dénoté“, die Bedeutung eines Zeichens auf der Ebene des sprachlichen Systems und „désigné“, das Bezeichnete bei diesem Zeichen, auf der Ebene der Aussagen. Mit dem Bezeichneten, mit der gemeinten Konzeption kann man dann eventuell einen existierenden ontologischen Referenten bezeichnen⁶. Der Übersetzer arbeitet mit den konkreten Texten und deshalb sollte er bei der Übersetzung von den Termini nicht nur mit manchmal vereinfachten Äquivalenten in manchen zweisprachlichen Wörterbüchern rechnen, sondern mit dem Bezeichneten, mit der Konzeption die bei einem Terminus im Texte bezeichnet wird. Georges Mounin (1999:123) betont, dass man bei der Übersetzung der wissenschaftlichen und technischen Termini von den Definitionen ausgehen muss.

2.2. Tschechische Äquivalente von den französischen konfessionsspezifischen Termini

Es ist evident, dass verschiedene Konzeptionen nicht einfach mit einem sprachlichen Zeichen bezeichnet werden und dass diese Zeichen in verschiedenen Sprachen einfach nicht einander entsprechen (vgl. Mounin 1999:31-32). Wir haben versucht zu den französischen konfessionsspezifischen Termini (mit der Form und Bedeutung endemisch) nun die tschechischen Äquivalente (eher provisorisch mit den tschechischen einzelsprachigen Fachwörterbüchern, mit dem tschechischen Wörterbuch von Fremdwörtern und mit den Fachtexten) zu finden. Da Französisch und Tschechisch etymologisch entfernte Sprachen darstellen, haben wir nicht vorausgesetzt, dass die tschechischen Äquivalente auch alle endemisch werden. Es wurden mehrere Typen von Äquivalenten gefunden. Dem französischen endemischen Terminus kann ein tschechischer Terminus mit einer endemischen Bedeutung entsprechen (fr. *angélus* n. m., tsch. *Anděl Páně* n. m., im Sinne von dem Mittagsgebet, nicht im Sinne von einer biblischen Person als ‚der Engel des Herren‘), oder im Gegenteil einem französischen Terminus mit einer endemischen Bedeutung kann ein endemischer Terminus entsprechen (fr. *aube* n. f. als liturgischer Anzug, nicht als Tagesanbruch, tsch. *alba* n. f.). Es wurden „falsche Freunde“ als auch unerwartete Äquivalente gefunden (fr. *ciborium* n. m. dem ‚Baldachin über einem Altar‘, entspricht nicht das tschechische *ciborium* n. n. ‚ein liturgischer Kelch‘, sondern *kiborium* n. n.). Einem französischen endemischen Terminus können mehrere tschechische endemische Termini entsprechen (z.B. fr. *ostensoire* n. m., tsch. *ostensorium* n. n. oder

⁶ In dem Falle von den theologischen Termini ist selbstverständlich eher nur über gemeinte bezeichnete Konzeptionen die Rede. Über die objektive Existenz der ontologischen Referenten nachzudenken ist die Aufgabe für einen Theologen, nicht für einen Linguisten.

monstrance n. f. ‚die Monstranz‘), anderen französischen endemischen Termini entspricht ein tschechischer endemischer Terminus und ein Terminus mit einer endemischen Bedeutung (fr. *procession* n. f. ‚die Prozession‘, tsch. *procesí* n. n. und mit seiner Bedeutung endemischer Terminus *průvod* n. m., was zum Beispiel auch einen ‚(Um)zug am ersten Mai‘ bezeichnen könnte). Es kann auch umgekehrt sein (fr. *camail* mit einer endemischen Bedeutung des ‚kirchlichen Anzuges‘, der Terminus hat auch andere Bedeutungen aus dem historischen und zoologischen Bereich, und der endemische Terminus *mosette* n. f., entsprechen dem tschechischen endemischen Terminus *mozetta* n. f.). Neben den meisten Fällen, wo einem französischen endemischen Terminus ein tschechischer endemischer Terminus entsprochen hat (z.B. fr. *acolyte* n.m., tsch. *akolyta* n. m. ‚der Akolyth‘), gab es auch solche französische Fachlexeme, wo ein tschechisches Äquivalent nicht gefunden wurde (z.B. *commère* n. f. ‚die Taufpatin im Verhältnis zu dem Taufpate‘ oder *bénédictité* n. m. ein ‚Tischgebet‘). Solche Lexeme scheinen nicht rein theologische wissenschaftliche Termini darzustellen, eher volkstümliche kirchlichbezogene mit den französischen Realien verbundene Fachlexeme.

2.3. Paradigmatische Beziehungen von den Termini

Sollten wir über die paradigmatischen Beziehungen der hier untersuchten Termini, über die Synonymie, Anotynymie, Hyponymie (vgl. Čermák 2010:255) nachdenken, ist es schon aus den oben angegebenen Beispielen offensichtlich, dass sich diese paradigmatischen Beziehungen in den verglichenen Sprachen unterscheiden können. Wir halten uns an dieser Stelle nur bei zwei Beispielen von den synonymischen Beziehungen der ausgewählten Fachwörtern auf. Bei der Benennung von dem liturgischen Feiern am 2. Februar (das Lichtmess) finden wir auf französisch und auf tschechisch dieselben Synonyme, die sich durch eine veraltete, fachliche und volkstümliche Konnotation unterscheiden können: fr. *Purification de la Vierge au temple* n. f., *Présentation de Jésus au Temple* n. f., *Chandeleur* n.f.; tsch. *Očišťování Panny Marie* n. n., *Uvedení Páně do Chrámu* n. n., *Hromnice* n. pl. f. Das nächste Beispiel ist schon mehr kompliziert: der Terminus *épiphanie* n. f. bedeutet in der christlichen Theologie ‚die Gotteserscheinung in der Weltgeschichte‘. Diese Konzeption könnte auf französisch noch bei *théophanie* n. f. auf tschechisch bei *epifanie* n. f. oder *Boží zjevení* n. n. bezeichnet werden. In der liturgischen Fachsprache bezeichnet auf französisch *Épiphanie* n. f. und auf tschechisch *Epifanie* n. f. auch das liturgische Feiern am 6. Januar, was in der katholischen Kirche auf französisch noch als *Fête des Rois* n. f. und auf tschechisch als *slavnost Zjevení Páně* n. f. oder *svátek Tří Králů* n. m. bezeichnet wird. Der Übersetzer muss also wissen, ob er mit dem Fachwort aus einer dogmatisch theologischen oder liturgischen Subvarietät arbeitet und mit der Fachsprache welcher Konfession er arbeitet.

Diese Gliederung der Termini in endemische, teilweise endemische und nicht-endemische ist eigentlich auch eine andere Möglichkeit, wie man über die Polysemie, Homonymie oder Dubletta nachdenken kann, immer im Bezug zu dem terminolo-

gischen System der einzelnen Fachsprache. Diese Suche ist eng mit den Realien von verschiedenen Konfessionen und betroffenen Fächern der menschlichen Tätigkeit verbunden, mit dem Bezug zwischen der Bedeutung im Wörterbuch und mit der bei dem Fachwort bezeichneten Konzeption. Deswegen finden wir diese Untersuchung mit einer kognitiv orientierten semantischen Stellung verbunden. Es könnte noch viel verifiziert werden, z.B. mit dem Computerkorpus. Die Eindeutigkeit und die Entsprechung von Terminus zu Terminus in einzelnen Sprachen ist nicht so problemlos, wie man manchmal voraussetzt. Der Übersetzer sollte immer mit dem bei dem Terminus bezeichneten Inhalt arbeiten und sich der Fachsprache und Subvarietät derjenigen Fachsprache, mit welcher er arbeitet, bewusst sein, und die Bedeutungen von den Termini bei den unterschiedlichen Fachsprachen unterscheiden.

Literatur

- ANZENBACHER A., 2004, Křesťanská sociální etika: úvod a principy, Brno.
 FLUCK H.-R., 1996, Fachsprachen: Einführung und Bibliographie, Tübingen/Basel.
 GRYGERYKOVÁ M., 2006, Slang v církevním prostředí, Ostrava.
 MOUNIN G., 1999, Teoretické problémy překladu, Praha.
 ROELCKE T., 1999, Fachsprachen, Berlin.
 ŠABRŠULA J., 2009, Philosophie du langage, Ostrava.
 ŠABRŠULA J., 1980, Substitution, représentation, diaphore, Praha.
 ŠABRŠULA J., 2008, Základy francouzské stylistiky, Ostrava.
 ŠABRŠULA J. / SVOBODOVÁ J. / KREJZOVÁ A., 1983, Základy jazykovědy pro romanisty, Praha.

Quellen und Lexika

- BERGER R., 2008, Liturgický slovník, Praha.
 Catéchisme de l'Église catholique, 1998, Paris, (CEC).
 Dictionnaire Hachette Langue française, 2001, Paris.
 FEUILLET M., 2009, Vocabulaire du christianisme, Paris.
 FILIPÍ P., 1998, Křesťanstvo. Historie, statistika, charakteristika křesťanských církví, Brno.
 FILIPÍ P. et. al., 2008, Malá encyklopedie evangelických církví, Praha.
 FISCHER-WOLLPERT R., 1995, Malý teologický slovník. Přehled papežů, Praha.
 HOMOLKOVÁ B., 1997, Reálie německy mluvících zemí, Plzeň.
 Katechismus katolické církve, 2001, Kostelní Vydří, (KKC).
 Kodex kanonického práva, 1994, Praha, (KKP).
 KRAUS J. et al., 2005, Nový akademický slovník cizích slov, Praha.
 Lexique orthodoxe, [on line], URL: <http://www.pagesorthodoxes.net/ressources/lexique.htm>
 [cit. 5. 11. 2012].
 LE TOURNEAU D., 2002, Le droit canonique, Paris.
 METROPOLITA KRYŠTOF, 2009, Naše pravoslavlí. O pravoslavné víře a životě pravoslavné církve u nás, Praha.
 RAHNER K. / VORGRIMLER H., 1970, Petit dictionnaire de théologie catholique, Paris.
 ŠIMANDL J. / MÁDR O. / BARTOŇ J. / HLAVSOVÁ J., 2004, Jak zacházet s náboženskými výrazy, Praha.

Subordination – Versuch einer Klärung

In der Tradition erscheint der Begriff der Subordination meist in Verbindung mit dem der zusammengesetzten Sätze. Obwohl er verwendet wird, ohne definiert worden zu sein, wird Subordination intuitiv verstanden als eine Abhängigkeitsrelation, die zwischen dem Hauptsatz und dem Nebensatz vorliegt. (Dies stimmt insofern, als man von den Abhängigkeitsbeziehungen innerhalb einer Nominalphrase oder unter den Satzgliedern absieht.) Man findet ungefähr folgende Feststellungen:

A. X ist Y untergeordnet.

B. X ist Y subordiniert.

wobei Unterordnung und Subordination gleichgesetzt werden. Häufig ist auch der Terminus Hypotaxe anzutreffen. In den Grundzügen wird von der hypotaktischen Verknüpfung gesprochen (vgl. Heidolph/Flämig/Motsch 1981:190). Wenn man sich aber die Ausdrücke A. und B. genauer ansieht und ihre syntaktische Struktur ermittelt, erweist sich, dass sie passivische Konstruktionen (das Zustandspassiv) sind und als solche auf eine aktivische Form zurückzuführen sein müssen. Die Sätze A. und B. enthalten also je zwei Aktanten, welche die von der passivischen Verbform um sich herum eröffneten Leerstellen besetzen. Diese zwei Größen X und Y (hier als Relationsträger) werden so miteinander von der Verbform in eine Beziehung gesetzt, die man als Beziehung des „Untergeordnet-Seins“ bzw. „Subordiniert-Seins“ umschreiben kann. Ferner muss die Frage beantwortet werden, welche Größen in dem zugrunde liegenden aktivischen Satz auftreten, mit anderen Worten – wie ist der Begriffsumfang des Verbs **unterordnen** bzw. **subordinieren**?

Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, muss man die entsprechenden Aktivsätze rekonstruieren. Wenn man der Tatsache Rechnung trägt, dass bei der Transformation eines aktivischen Satzes in einen passivischen die Agens-Konstituente entweder in Form einer präpositionalen Gruppe rekonstruiert oder überhaupt weggelassen wird, kann im Hinblick auf die syntaktische Struktur der Sätze A. und B. angenommen werden, dass in den aktivischen Sätzen eine Agens-Konstituente auftreten wird, die in A. und B. getilgt wurde. Es muss also neben X und Y eine weitere Größe – nehmen wir an –

ein Z, vorhanden sein. So kann der Umfang der Bedeutungen von unterordnen bzw. subordinieren – also von bestimmten Begriffen – wie folgt angesetzt werden:

$u^{\circ}\text{unterordnen}^{\circ}=\{<x_1, x_2, x_3, x_4 >, \dots\}$,

wobei

x_1 der Vorgang des Unterordnens,

x_2 die unterordnende Größe (=Z),

x_3 die untergeordnete Größe (=X)

und

x_4 die Größe (der die untergeordnete Größe untergeordnet wird) (=Y),

sind (zur genauen Konzeption der Wortbedeutung vgl. Lieb 1983:Kap. 13).

Nach der Transformation der besprochenen Sätze A. und B. in die aktivische Form erhält man die folgenden Formulierungen:

Aa. Z ordnet X Y unter.

Ba. Z subordiniert X Y.

Diese scheinbar selbstverständliche Feststellung zeigt deutlich, dass bei der Subordination drei (und nicht wie anfangs angenommen zwei) Größen zu berücksichtigen sind. Um die Verfahrensweise zu verdeutlichen, sollen im folgenden sechs zusammengesetzte Sätze (1) – (6) analysiert werden, in denen – auch im traditionellen Sinne – der klassische Fall der Subordination vorliegt.

- (1) *Ich weiß, dass er sich dafür entschieden hat.*
- (2) *Ich mache mir Sorgen, weil er sich dafür entschieden hat.*
- (3) *Ich unterstütze ihn, obwohl er sich dafür entschieden hat.*
- (4) *Der Mann, der Birnen verkauft, hat mich heute angesprochen.*
- (5) *Mir ist unklar, wofür er sich entschieden hat.*
- (6) *Wir hoffen, er kommt morgen.*

In der traditionell ausgerichteten grammatischen Analyse werden die komplexen Sätze in kleinere logisch und grammatisch zusammenhängende Bestandteile eingeteilt. Die Einheiten auf dieser Stufe der Segmentierung heißen Teilsätze, es wird zwischen Haupt- und Nebensätzen unterschieden (vgl. Helbig/Buscha 1994:642). Die Nebensätze sind abhängige Strukturen, deren Vorhandensein im Satzgefüge durch die Hauptsätze determiniert ist. Genau genommen handelt es sich dabei um einen Teil des Hauptsatzes, der mit dem Nebensatz in einer bestimmten Relation steht. Es muss hier präzisiert

werden, dass in diesem Fall der Termin Hauptsatz in dem sog. Verknüpfungsmodell verstanden wird, also als ein Teil, der gemeinsam mit dem Nebensatz einen komplexen Satz bildet und nicht etwa ihn mit einschließt (zur Diskussion über diese Inkonsistenz vgl. Zifonun et al. 1997:2237). Die Nebensätze sind also den Hauptsätzen subordiniert.

Wenn man nun die Struktur der genannten Sätze verallgemeinert mit Hilfe der vordefinierten Variablen X und Y gemäß der in A. bzw. B. vorläufig gemachten Annahme graphisch darstellen will, ergibt sich das Diagramm in Abb. 1:

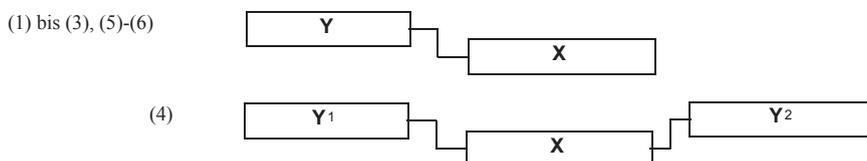


Abb. 1.

Wie wir sehen, wird hier die Subordination als eine zweistellige Relation betrachtet, mit anderen Worten – es sind nur zwei Größen im Spiel. Es wurde jedoch darauf hingewiesen, dass eine solche Analyse logisch nicht haltbar ist. Dabei fehlt ohne Zweifel eine weitere Größe, die in den Begriff **subordinieren** involviert ist. Es handelt sich nämlich um die unterordnende Größe, welcher der Buchstabe Z zugewiesen wurde. Bei einer solchen Auffassung, die m.E. bei dieser Problemstellung eine berechnete Lösung ist, wird die Darstellung insofern komplizierter, als wir es bei einer traditionellen Analyse nur mit einer binären Einteilung des Satzgefüges in Einheiten des Typs X und Y zu tun haben.

Die nächste Aufgabe, der wir unsere Aufmerksamkeit schenken müssen, besteht darin, die unterordnende Größe, die wir als Z bezeichnet haben, in den Beispielsätzen auszusondern. Dazu sollten wir uns die innere Struktur der Sätze genauer anschauen. Zunächst analysieren wir die Sätze (1) bis (3). Ihre Konstituentenstruktur und (teilweise) grammatische Funktionen veranschaulicht die Abb.2. (es wurden nur diejenigen grammatischen Funktionen angesetzt, die für unsere Überlegungen relevant sind).

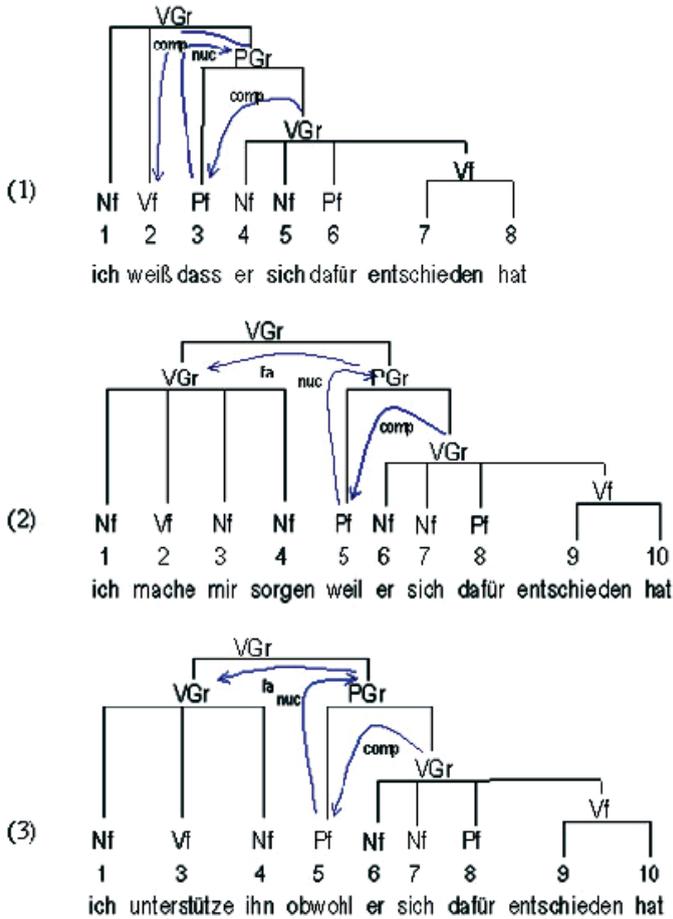


Abb. 2.

Wenn man sich nun die drei Diagramme anschaut, bemerkt man, dass es in den Sätzen bestimmte Einheiten gibt, die gemeinsame Merkmale aufweisen. Sie vermitteln zwischen dem Hauptsatz, also entsprechend zwischen:

(1) *Ich weiß*

(2) *Ich mache mir Sorgen*

(3) *Ich unterstütze ihn*

und einem Teil des Nebensatzes, der für alle drei Sätze gleich ist, vgl.

(1) bis (3): *er sich dafür entschieden hat.*

Diese Einheiten sind in diesen drei Fällen Subjunktionen, die traditionell auch subordinierende Konjunktionen genannt werden. Diese Subjunktionen regieren immer eine Verbgruppe, sind also ihr Nukleus (Eisenberg 2004:51 setzt hier dagegen die Kopffunktion „head“ an), sie selbst konstituieren mit dieser Verbgruppe eine Partikelgruppe, die ihrerseits entweder ein Komplement oder eine freie Angabe zu einer Konstituente des Hauptsatzes ist. Ferner kann festgestellt werden, dass diese Elemente (außer in (1)) die Propositionen des Haupt- und des Nebensatzes miteinander in eine semantische Beziehung setzen. Die Subjunktionen *dass*, *weil* und *obwohl* sind in den Sätzen (1)-(3) die gesuchten Größen des Typs Z. Wichtig ist dabei, noch hervorzuheben, dass die Größe Z keine semantisch selbständige Entität ist, wie dies bei X und Y in (2) und (3) der Fall war. Sie bildet mit der Größe X eine weitere Konstituente und ist ihr Nukleus. Dieser Befund erklärt möglicherweise die Unvollständigkeit in der Tradition, wo das Vorhandensein der Einheit des Typs Z explizit nicht erkannt wird.

Wie es oben gezeigt wurde, haben wir es bei diesen drei Entitäten mit der Relation des Enthaltenseins zu tun. Um dies deutlich zum Ausdruck zu bringen und sich konsequent des Beschreibungsapparats der Integrativen Syntax zu bedienen (vgl. dazu auch Żyromski 2005), soll im folgenden auf die vorläufig angenommene Bezeichnung mit den Variablen X, Y und Z verzichtet werden. Stattdessen werden dafür die Variablen f , f_1 , f_2 , ..., f_n verwendet. Solch eine Notation weist außerdem darauf hin, dass es sich hier um Wortfolgen im mengentheoretischen Sinne und ihre Teile handelt und die syntaktischen Einheiten, von denen die Rede ist, sind eben stets Wortfolgen.

Um die Parallele zwischen den bisher verwendeten und den neuen Bezeichnungen ausdrücklich zu machen, soll Folgendes festgestellt werden:

die unterordnende Größe Z ist die Wortfolge f_1 ,

die untergeordnete Größe X ist die Wortfolge f_2

und

die Größe Y, der die untergeordnete Größe untergeordnet wird, ist der Folgenteil f_3 .

In den Beispielsätzen (1) bis (3) ist der Folgenteil f_1 jeweils eine Teilmenge von f_2 , vgl.:

für Satz (1) gilt

$f_1 = \text{dass}$, $f_2 = \text{dass er sich dafür entschieden hat}$

für Satz (2) gilt

$f_1 = \text{weil}$, $f_2 = \text{weil er sich dafür entschieden hat}$

und für Satz (3) gilt

$f_1 = \text{obwohl}$, $f_2 = \text{obwohl er sich dafür entschieden hat}$.

Wie wir aber in Abb. 3 sehen, stehen die Einheiten f2 und f3 in den beiden Sätzen in unterschiedlichen grammatischen Relationen zueinander: f2 in (4) ist eine freie-Angabe-Konstituente zu f3, während f2 in (5) die Komplement-Funktion erfüllt.

Wir wenden uns nun dem subordinierenden Teil f1 zu. Gemäß der für die Sätze (1) bis (3) gemachten Annahme bildet diese Konstituente eine Teilmenge von f2, ist also in f2 enthalten. Wenn man die Konstituentenstruktur und die unter ihren Konstituenten auftretenden grammatischen Relationen des Satzes (4) ermittelt, bemerkt man, dass die Antezedens-Relation zwischen f3 = *der mann* und einem Teil von f2 besteht, nämlich dem Relativpronomen *der*, die ihrerseits ein Unterfall der phorischen Funktion darstellt. Dieses Merkmal, das die Konstituente *der* von den anderen Konstituenten in f2 deutlich im funktionalen Aspekt unterscheidet, ist meines Erachtens ein ausrecher Grund, *der* als die subordinierende Konstituente f1 zu betrachten. Die Funktion des Antezedens stellt eine Verbindung von f1 mit einem anderen Teil des Hauptsatzes, und zwar mit f3 her.

Im Folgenden ist die Frage zu beantworten, welche Konstituente in (5) die subordinierende Konstituente ist. Es ist plausibel, diese Funktion dem Teil *wofür* zuzuweisen. Als Grund dafür scheint die funktional-distributionelle Ähnlichkeit mit der Konstituente *der* einerseits und den *dass*-, *weil*- und *obwohl*-Konstituenten andererseits zu sein – sie alle fungieren als sogenannte Einleitungselemente. Dies darf aber m.E. nicht der entscheidende Grund sein, es ist möglicherweise eine logische Konsequenz einer anderen Tatsache. Es handelt sich wahrscheinlich um das potentielle Vorliegen einer phorischen Funktion, die – ähnlich wie in Satz (4) – zwischen der Konstituente *wofür* und *es* bzw. *das* in einem etwa abweichenden Satz (5a), aber mit der gleichen Bedeutung wie (5) bestehen kann, wobei:

(5a) *Es ist mir unklar, wofür er sich entschieden hat* bzw. *Das ist mir unklar, wofür er sich entschieden hat.*

Zwischen den Einheiten *es* und *wofür* bzw. *das* und *wofür* liegt also eine phorische Funktion vor, welche die Einheit *wofür* als die subordinierende Einheit f1 ansehen lässt. Die am Anfang dieses Beitrags genannten Beispielsätze (1) bis (6) können in Bezug auf die angesprochene Problematik als Mustersätze angesehen werden, weil sie – entsprechend gruppiert – alle strukturellen Fälle der Subordination repräsentieren, die als solche in dieser Konzeption behandelt werden.

Nachdem wir die Sätze (1) bis (5) analysiert haben, besprechen wir abschließend den in (6) dargestellten und offensichtlich von den übrigen Beispielen abweichenden Fall. Abbildung 4 (es wurden nur diejenigen grammatischen Funktionen angesetzt, die für unsere Überlegungen relevant sind) stellt die Konstituentenstruktur des Beispielsatzes (6) und einige ausgewählte dort anzusetzende grammatische Funktionen dar.

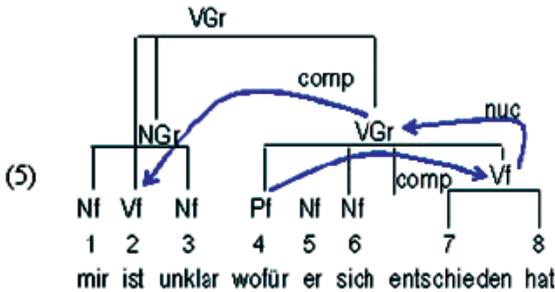
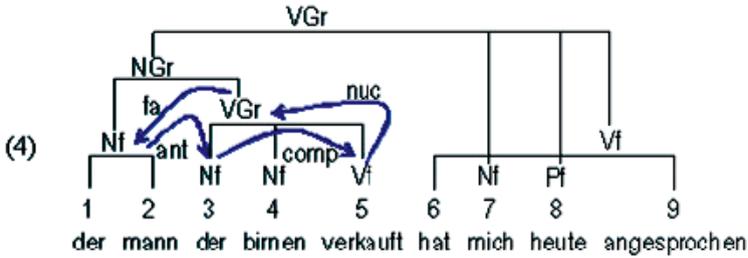


Abb. 4.

Zunächst sollen die Folgenteile f2 und f3 in dem Satz (6) genannt werden. Sie sind ohne Schwierigkeiten zu bestimmen, wenn man die grammatischen Relationen berücksichtigt. Die Verbgruppe *er kommt morgen* ist ein Komplement zu der Verbform *hoffen*. Demzufolge kann festgestellt werden, dass die subordinierte Einheit f2 die erstgenannte Folge ist, und die f3, der subordiniert wird, die letztgenannte, vgl.:

(6) f2 = *er kommt morgen*

(6) f3 = *hoffen*.

Es bleibt nun zu klären, wo in dem analysierten Satz die subordinierende Konstituente f1 vorkommt. Wenn man aber die Struktur dieses Satzes mit der Struktur der vorausgehenden Beispielsätze vergleicht, erweist es sich als unmöglich, aus der gesamten Wortfolge eine Konstituente herauszusondern, welche die subordinierende Funktion ausüben könnte. Auch in der Tradition wird darauf hingewiesen, dass ein solcher Fall als ein zusammengesetzter Satz mit einem uneingeleiteten Nebensatz zu betrachten ist (vgl. Helbig/Buscha 1994:644, bei Engel wird von abhängigen Sätzen gesprochen, vgl. Engel 1994:145). Es fehlt also die Einleitkonstituente, außerdem ist in solchen Fällen für das Deutsche ein anderes Merkmal charakteristisch: statt der üblichen Verbendstellung¹ wird in den uneingeleiteten Nebensätzen die Verbzweit- bzw. die

¹ Außer bei *als* in den hypothetischen Komparativsätzen mit Verberststellung, z.B. *Er handelt, als wäre er verrückt*.

Verberststellung verwendet. Dies ist jedoch eine Erscheinung der Topologie des Satzes und wird deshalb in unserem Analyseverfahren nicht in Rücksicht genommen. Dass aber trotz der fehlenden Größe f1 auch hier weiterhin Subordination vorliegt, kann nachträglich bewiesen werden.

In diesem Beitrag wurde der Begriff **Subordination** zunächst allgemein eingeführt und sein Gebrauch in der Tradition teilweise revidiert. Es wurde auf die Notwendigkeit verwiesen, beim Sprechen von Subordination drei Größen deutlich voneinander abzutrennen, die prototypisch vorliegen müssen, damit in einem Satz von Subordination die Rede sein kann. Dazu wurde das Verfahren dargestellt, das solch eine Abgrenzung möglich macht. Die Beispielsätze – hier auch Mustersätze genannt – wurden so gewählt, dass sie Untertypen von Subordination repräsentieren können, die sich unter Rekurs auf die formal-logische Eigenschaften der Konstituente f1 explizieren lassen. Dies soll ein Indiz dafür sein, dass eine eingehende Studie zur Subordination nötig ist.

Literatur

- Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, 1984, Mannheim.
- EISENBERG P., 2004, Grundriß der deutschen Grammatik. Band 2: Der Satz, Stuttgart.
- ENGEL U., 1994, Syntax der deutschen Gegenwartssprache, Berlin.
- HEIDOLPH K.E. / FLÄMIG W. / MOTSCH W., 1981, Grundzüge einer deutschen Grammatik, Leipzig.
- HELBIG G. / BUSCHA J., 1994, Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht, Leipzig/Berlin/München.
- LIEB H.-H., 1983, Integrational Linguistics. Vol. I: General outline, Amsterdam.
- ZIFONUN G. / HOFFMANN L. / STRECKER B. et. al., 1997, Grammatik der deutschen Sprache. Berlin/New York.
- ŻYROMSKI P., 2005, Die Integrative Syntax im Rahmen der Integrativen Linguistik, in: Studia Linguistica 24, S. 165-181.

Doktorandenforum

Die Übersetzung von Lőrinc Szabó: „Die Judenbuche“

Ich beschäftige mich mit derjenigen deutschen Prosa, die von Lőrinc Szabó ins Ungarische übersetzt wurde. Lőrinc Szabó zählt zu den bedeutend(st)en, kanonisierten Lyrikern und Übersetzern der modernen ungarischen Literatur. In meiner Dissertation wird vor jedem Werk ein philologischer Teil mit besonderer Hinsicht auf die Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte geschrieben sein. Mein Gesichtspunktsystem ist das Folgende: jedes, in Rede stehendes Werk wird nach drei Standpunkten, in drei Ebenen analysiert werden. Diese Ebenen sind: die stilistische Ebene, die narrative Ebene und eine semantische Ebene, präziser heißt es: eine Ebene der Motivstrukturen. Unabhängig von der Differenzierung müssen diese Ebenen miteinander zusammenhängen: bei der stilistischen Analyse der Übersetzungslösungen muss man auf mögliche semantische Interpretationen achten, und bei den semantischen Interpretationen muss man auf narratologische „Regeln“ fokussieren und vice versa. Im Folgenden konzentriere ich mich auf die stilistische Ebene. Meine Arbeit möchte einerseits nur kurz die Daten der Übersetzung von der Erzählung „Die Judenbuche“ philologisch revelieren, und andererseits eine komparative Analyse ausführen: den Originaltext von Annette von Droste-Hülshoff mit der Übersetzung von Lőrinc Szabó vergleichen. Diese kurze Arbeit knüpft sich an jenes Unternehmen, das uns die Übersetzungspoetik von Lőrinc Szabó – vor allem im Falle der deutschsprachigen Prosa – nahebringen möchte. Nach langen methodologischen Überlegungen, wie man die Interpretationen am besten veranschaulichen könnte, habe ich mich entschieden, dass ich die Übersetzung von Lőrinc Szabó – wie es möglich ist – „wortwörtlich“ ins Deutsche zurückübersetze. So könnte schon meine Arbeit Sinn und Bedeutung gewinnen.

Der Erstdruck des Werkes „Die Judenbuche“ erfolgte in etwa 1500 Exemplaren vom 22. April bis zum 10. Mai 1842 in 16 Fortsetzungen im Cotta'schen „Morgenblatt für gebildete Leser“ (Freund 2007:19). Von Hermann Hauff, dem Bruder des Dichters Wilhelm Hauff, damals verantwortlicher Redakteur des „Morgenblatts“, stammt der Titel: „Die Judenbuche“ (Huge 1991:61, Freund 2007:19). Droste-Hülshoff selbst bezeichnete „Die Judenbuche“ nach dem Sprachgebrauch als Erzählung, und nur später, als sie im Jahre 1876 in die Sammlung Deutscher Novellenschatz aufgenommen worden war, verstand man sie bis heute als Novelle (Freund 2007:19-20). Lőrinc Szabó nahm an

der Arbeit der Übersetzungen, die bei der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft erschienen, eben mit einem Jahrhundert später, in der Zeit des zweiten Weltkrieges teil. Die Reihe von der Kazinczy Könyvtár („Kazinczy Bibliothek“) wurde von Szabó bearbeitet (zur Geschichte der Herausgabe vgl. Kabdebó 2006a:267-268), in der er solche Klassiker ins Ungarische übersetzte, wie zum Beispiel das Werk „Spiegel, das Kätzchen“ von Gottfried Keller („Tükör, a cica“), „Aquis submersus“ von Theodor Storm und die Novelle von Annette von Droste-Hülshoff „Die Judenbuche“ (Kabdebó 2006b). Der ungarische Titel ist ‚A zsidóbükk‘ (es ist eine wortwörtliche Übersetzung), aber vorher ist auf seinen Aufzeichnungen ‚A zsidófa‘ lesbar, was auf Deutsch „Der Judenbaum“ bedeutet. Das Erscheinungsdatum der Bände ist 1941 (Kabdebó PIM). Für dieses verlegerische Unternehmen danken wir Ludwig Spohr, er war der Generalsekretär von der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft. Spohr studierte in Ungarn, und er war in der ungarischen Literaturwissenschaft tätig, aber mit seinem früheren Tod kamen diese Veröffentlichungen zum Abschluss (Kabdebó 2006a:267-268).

„Die Judenbuche“ ist also ein spätromantisches oder im Biedermeier geschriebenes Werk, das nicht von der Theorie von Friedrich Schlegels romantischer Universalpoesie unabhängig ist. Jetzt denke ich an das 116. Athenaeums-Fragment, wo zu lesen ist: „[Die romantische Poesie] ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen. [...] Sie will, und soll auch Poesie und Prosa [...] bald mischen, bald verschmelzen“ (Schlegel 2007:69). Diese Art der Universalität charakterisiert die Meisterwerke der deutschen Romantik, denken wir nur an die im Jahre 1816 erschienene Erzählung „Der Sandmann“, deren Konstruktionsform ist mit Briefe veredelt, oder an Eichendorffs Novelle „Das Marmorbild“ im Jahre 1819, die viele Gedichte enthält, oder an Goethes Briefroman „Die Leiden des jungen Werthers“, der zuerst im Jahre 1774 erschien, als Friedrich Schlegel nur noch 2 Jahre alt war (sic!). Die alle Gattungen verbindende Entität ist im Werk „Die Judenbuche“ auch gekennzeichnet: in dieser Erzählung befindet sich nämlich ein Lied (faktisch gesagt eher ein Gedicht), ein Brief und am Beginn ein Mottovers, der als Paratext zweckvoll zu definieren ist. Trotzdem ist er obligatorisch zu erwähnen, weil er zu den interpretatorischen Möglichkeiten der Novelle kohärent gehört. Es ist ein sehr braves Mottogedicht, das nicht leicht zu übersetzen ist. Das Leben beweist es auch, Lőrinc Szabó übersetzte ja diesen Vers vielmal, insgesamt genau viermal, und immer wieder anders. Der Originaltext und eine Übersetzung vom ungarischen Dichter, die von mir ausgewählt wurde, sind im Folgenden zu lesen:

*Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
So fest, daß ohne Zittern sie den Stein
Mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,
Zu wägen jedes Wort, das unvergessen
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,*

*Des Vorurteils geheimen Seelendieb?
 Du Glücklicher, geboren und gehegt
 Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
 Leg hin die Waagschal', nimmer dir erlaubt!
 Laß ruhn den Stein – er trifft dein eignes Haupt!* (Droste-Hülshoff 1991:3).

*Van kéz, oly finom, hogy biztosan és szép
 rendben szétszedi az agy tévedését,
 és olyan erős, hogy nem is remeg,
 mikor a nyomorultra dob követ?
 Ki meri mérni vak dühét a vérnek,
 a nem-felejtett szót, az ifju lélek
 tolvaját, amely szívós gyökeret
 ver bele, s hajt előítéletet?
 Te, boldog ember, ki fényben születettél
 és jámbor kéz ápolt védenccé lettél:
 tilos ítélned, mérleghez ne nyulj!
 hagyd a követ, saját fejedre hull!* (Szabó 1941:557).

Im Folgenden heben wir einige relevante, in der Hinsicht der Übersetzung/Übersetzbarkeit ziemlich instabile, kippelige, trotzdem bedeutsame sprachliche Phänomene aus den Texten aus, um analysieren zu können, wie die problematischen Textstellen, die Schwierigkeiten von Lőrinc Szabó ins Ungarische übersetzt wurden? Wie die Problematik der Unübersetzbarkeit von ihm – sozusagen – aufgelöst wurde, d.h. wie die Bedeutung übertragen wurde? Es gibt noch keine kritische Lőrinc Szabó-Ausgabe, deswegen verwenden wir die unten erwähnten Texte (allerdings mit modernisierter Rechtschreibung) bei der komparativen Analyse. Diese Texte unterscheiden sich voneinander fast immer nur hinsichtlich der Interpunktion. Wenn es andere Unterschiede in den Texten gibt, signalisieren und interpretieren wir die Varianten. Diese bestimmten Textstellen wurden vom ungarischen Übersetzer selbst in seinem Exemplar, das mit gotischen Buchstaben geschrieben worden war, mit Unterstrich gezeichnet oder mit kurzem Kommentar ausgehoben.

- (1a) **Ein Menschenschlag**, *unruhiger und unternehmender als alle seine Nachbarn* (Droste-Hülshoff 1991:4).
- (1b) **A vidék népe**, *nyugtalanabb és vállalkozóbb emberfajta, mint valamennyi szomszédja* (Droste-Hülshoff 1941:8, 1957:468).

Lőrinc Szabó hat diese Erzählung im Jahre 1941 übersetzt, in der Zeit des zweiten Weltkriegs. Die Novelle ist im Jahre 1942 erschienen. Lőrinc Szabó wusste, dass er den Ausdruck *Menschenschlag* auf Ungarisch ändern muss, deshalb ist das Syntagma *a vidék népe* notiert. Es bedeutet wortwörtlich: ‚das Volk des Landes‘. Diese Konstruktion konnte eine adäquate Möglichkeit sein, weil die Bedeutung nicht die rassistische

Unterscheidung unterstreicht, sondern – auf einem anderen Bedeutungsfeld – die dörfliche, ländliche Gemeinschaft.

- (2a) *Das Ländchen, dem es [das Dorf] angehörte, war damals einer jener **abgeschlossenen Erdwinkel** ohne Fabriken und Handel* (Droste-Hülshoff 1991:3).
- (2b) *A kis ország, amelyhez tartozott [a falu], ezidőtájt **a föld istenhátamögötti zugai** közé tartozott, ahol nem voltak gyáarak és kereskedelem* (Droste-Hülshoff 1941:7).

In der von Lőrinc Szabó neugearbeiteten Auflage:

- (2c) *A kis ország, amelyhez tartozott [a falu], ez idő tájt egyike volt **a föld olyan istenhátamögötti zugainak**, ahol nem voltak gyáarak és kereskedelem* (Droste-Hülshoff 1957:467).

Die geographische Lage des Dorfes, das heißt, dass es sich in einem isolierten, weltfernen, abgesperrten Winkel der Welt befindet, ist eines der wichtigsten Epochenmotive des Biedermeiers. Diese Epoche könnte man als Hermetismus im 19. Jahrhundert bezeichnen. Die Bequemlichkeit, der Komfort, die Gemütlichkeit, der pathoslose Frieden, das ruhige kleinbürgerliche Milieu gehören zwar zum Biedermeier, aber der Hermetismus von Droste-Hülshoff ist ganz voll von frühromantischer Angst, Furcht und Spannung: wir könnten auch behaupten, dass er damit voll ist, weshalb sich die restaurativen Lebensverhältnisse, die regressive, isolative, von der Politik befreite Instanz verteidigungsweise herausgebildet. Wie wir schon im Beispiel gesehen haben, gibt uns Droste-Hülshoff einen Stimmungsgeschmack davon. Sie versucht es in exemplarischer Weise darzustellen, Lőrinc Szabó übersetzt aber nicht bloß, sondern er betont auch mit seinem Fingerspitzengefühl dieses komplexe Lebensgefühl (Verstärkungsmechanismus): *egyike volt a föld olyan **isten háta mögötti zugainak***. Es bedeutet wortwörtlich: ‚Das Dorf war einer jener gottverlassenen, weltverlorenen, hinterwäldlerischen Winkel der Erde‘. Auf Deutsch: Kuhdorf. *Isten háta mögött* bedeutet buchstäblich: ‚hinter dem Rücken des Gottes‘.

- (3a) *Überall gab's Lustbarkeiten; **der blaue Montag** kam in Aufnahme* (Droste-Hülshoff 1991:37).
- (3b) *Mindenütt népmulatságok folytak: divatba jött **a kék hétfő*** (Droste-Hülshoff 1941:45).
- (3c) *Mindenütt népmulatságok folytak: divatba jött **a hétfői lustaság*** (Droste-Hülshoff 1957:495).

Der blaue Montag bedeutet die Verlängerung der Sonntagsruhe am Montag, also der Tag nach dem Sonntag wird noch zu einem großen Teil mit Müßiggang zugebracht. Dieser Phraseologismus ist seit dem Mittelalter belegte Redensart in der deutschen Kultur, aber in der ungarischen Kultur ist er nicht so bekannt. Der ungarische Dichter

übersetzt kontextsensibel in seiner neubearbeiteten Übersetzung deswegen als *hétfői lustaság*, das wortwörtlich ‚montägige Faulheit‘, also die Faulheit am Montag, bedeutet. Es ist wichtig hier zu betonen, dass er in seiner im Jahre 1941 erschienenen ersten Übertragung mit dem Ausdruck *kék hétfő*, der eine wortwörtliche Übersetzung des Originaltextes ist, operiert.

Es gibt im Text von Droste-Hülshoff viele Wörter, Syntagmen, die schon am Beginn des 20. Jahrhunderts zu den veralteten Ausdrücken gezählt waren. Lőrinc Szabó gibt uns die folgenden Lösungen in diesen Fällen: Das Wort *Schelm* (Droste-Hülshoff 1991:11) bedeutet im heutigen Sprachgebrauch ‚Narr‘, ‚Verrückte‘, aber seine ursprüngliche Bedeutung war früher ‚Bösewicht‘, ‚Lump‘, ‚Spitzbube‘. Die Übersetzung von Lőrinc Szabó unterstreicht das Narrative: es wurde als *csaló* (Droste-Hülshoff 1941:15, 1957:473) übertragen, das ‚Betrüger‘, ‚Gauner‘, ‚Schwindler‘ bedeutet. Das Wort *Schoppen* (Droste-Hülshoff 1991:11) bedeutet heute ‚Tränklein‘, ‚Schluck‘ und ‚Saugflasche‘. In früherer Bedeutung war es ‚Schuppen‘, ‚Scheuer‘, ‚Schober‘. Es wurde von dem ungarischen Dichter als *szín* (Droste-Hülshoff 1941:16, 1957:473) übertragen, das ‚Scheune‘ bedeutet. Das Wort *Aufschlag* (Droste-Hülshoff 1991:24) ist ein ziemlich polysemantisches Wort, die Bedeutungsfelder gehen sogar ganz weit voneinander. Dieses Wort könnte mit den folgenden Bezeichnungen assoziiert werden: ‚Zuschlag‘, ‚Nachgebühr‘, ‚Anstoß‘, ‚Latz‘, ‚Stulpe‘, ‚junger Holzaufwuchs aus flugunfähigen schweren Samen‘. Lőrinc Szabó verwendet das ungarische Wort *sarjadék* (Droste-Hülshoff 1941:31, 1957:484) dem Kontext gemäß, weil es im Ungarischen eine Bezeichnung für den ‚Aufwuchs‘ ist.

Die nächsten Beispiele werden ausgehoben, weil diese Textstellen vom ungarischen Übersetzer selbst in seinem eigenen Exemplar unterstrichen wurden. In beiden Fällen löste er sehr kreativ und adäquat die Schwierigkeiten auf.

- (4a) *In diesen Umgebung ward Friedrich Mergel geboren, in einem Hause, das durch die stolze Zugabe eines Rauchfangs und **minder kleiner** Glasscheiben die Ansprüche seines Erbauers, so wie durch seine gegenwärtige Verkommenheit die kümmerlichen Umstände des jetzigen Besitzers bezeugte* (Droste-Hülshoff 1991:5).
- (4b) *Ilyen környezetben született Mergel Frigyes. Szülőházának büszke kéménytoldaléka és **pirinkó** üvegtáblái az építő igényeit jelezték, jelenlegi ütöttségekopottsága pedig a mostani tulajdonos sanyarú viszonyait* (Droste-Hülshoff 1941:9-10).
- (4c) *Ilyen környezetben született Friedrich Mergel. Szülőházának büszke kéménytoldaléka és **pirinkó** üvegtáblái az építő igényeit jelezték, jelenlegi ütött-kopott állapota pedig a mostani tulajdonos sanyarú viszonyait* (Droste-Hülshoff 1957:469).

Die adjektivische Formel *minder kleiner* existiert in der ungarischen Sprache nicht und es gibt keine wortwörtliche Übersetzung. Das verwendete Wort *pirinkó* ist ein

ungarischer Neologismus, der nicht so häufig verwendet wird. Es könnte vielleicht als Äquivalent für ‚winzig‘, ‚mikrig‘ oder ‚lütt‘ gelten.

Die Wörter aus dem Lateinischen, die in der deutschen Sprache kein deutsches Suffix bekommen, also in der echten lateinischen Form im Text der Erzählung „Die Judenbuche“ stehen, werden von Lőrinc Szabó wortwörtlich, genau und konsequent in der buchstäblich gleichen Form übertragen, z.B. *Aequinoctium* (Droste-Hülshoff 1991:56) – *aequinoctium* (Droste-Hülshoff 1941:66, 1957:511). Dieses Wort bedeutet den Tag- und Nachtausgleich am 21. März und 23. September. Oder ein anderes Beispiel: *ad libitum* (Droste-Hülshoff 1991:37) – *ad libitum* (Droste-Hülshoff 1941:45, 1957:496), das ‚nach Belieben‘. Die Form des Wortes *perpendikulär* (Droste-Hülshoff 1991:45) ist mit einem Suffix verdeutscht, die lateinische Stammform ist ‚perpendicularis‘. Lőrinc Szabó verwendet die Form *perpendikulárisan* (Droste-Hülshoff 1941:54, 1957:502) auch mit einem sozusagen „verungarischten“ Suffix, statt des ungarischen Wortes *függőleges*, denn Droste-Hülshoff macht es ebenso: sie verwendet nicht das deutsche Wort *senkrecht*, sondern das Adverb *perpendikulär*.

Lőrinc Szabó sagte selbst über die Tätigkeit der Übersetzer: Die Popularisierung der Weltliteratur, die Vermittlung und die Erhöhung des Allgemeinwissens erfordert Voraussetzungen und das ist gleichzeitig eine Aufgabe der Künstler von der Wiedergabe, die man mit großem Gewissen machen soll (Szabó 2003:822). Der Übersetzer dachte so: Seien die Grundprinzipien dauerhaft und nach unserer stärksten Überzeugung; anders könnte die Weltliteratur nicht ein generelles Mittel der menschlichen Erkenntnis werden (Szabó 2003:822). Abschließend kann man sagen, dass das Treueprinzip von Form und das inhaltliche Treuprinzip von Lőrinc Szabó in dieser Novelle-Übersetzung eine große Rolle spielen. Der Respekt, die Hochachtung von dem ungarischen Übersetzer ist ganz tief fühlbar, obzwar er keine Angst hat, in bestimmten Textstellen im Vergleich zum Originaltext Änderungen zu machen, aber nur dort weicht er vom Text ab, wo es die ungarische Sprache erlaubt oder – eher so gesagt – erfordert. Und was die interkulturelle Distanz betrifft, können wir uns an Ausdrucksbeispiel *Menschenschlag* erinnern. Ein Übersetzer sollte auch interkulturelle Belange, Kompetenz im Fokus haben. Verschiedene Kulturen haben unterschiedliche Präferenzen und erwarten von den Übersetzern spezifische Lösungsangebote¹ (vgl. <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de>). Deswegen musste Lőrinc Szabó den Grundsatz des erklärenden Übersetzens verwenden: denken wir ans Beispiel *der blaue Montag*, dessen Übertragung von Lőrinc Szabó später beachtend auf die Rezipienten kontextsensibel neugedacht wurde. Die syntaktische Struktur der Sätze – wie wir schon gesehen haben – wurde nicht verändert, und er vermeidet sichtbar die Germanismen im Ungarischen. Also die Übersetzung von Lőrinc Szabó ist eine hochbeachtete, respektvolle und konsequent übersetzte Übertragung mit hohem ästhetischem Wert.

¹ Volle Internetadresse im Literaturverzeichnis unten.

Literatur

- DROSTE-HÜLSHOFF A. VON, 1941, A zsidóbükk. Erkölcsképp a vestfáliei hegyekből [übers. Szabó L.], Berlin-Dahlem.
- DROSTE-HÜLSHOFF A. VON, 1957, A zsidóbükk [übers. Szabó L.], in: Keresztury D. (Hg.), A német elbeszélés mesterei, Budapest, S. 465-515.
- DROSTE-HÜLSHOFF A. VON, 1991, Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen, Stuttgart.
- FREUND W., 2007, Annette von Droste-Hülshoff, Die Judenbuche, Hollfeld.
http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/volltexte/2012/13401/pdf/MA_TunevaDaria.pdf (29.11.2012).
- HUGE W., 1991, Nachbemerkung, in: Droste-Hülshoff A. von, Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen, Stuttgart, S. 60-62.
- KABDEBÓ L., 2006a, Szabó Lőrinc „pere”, Budapest.
- KABDEBÓ L., 2006b, Útkeresés és különbéke. Szabó Lőrinc 1929–1944, Budapest, <http://krk.szablorinc.hu/> (29. 11. 2012).
- KABDEBÓ L., PIM. Szabó Lőrinc életrajza. Digitális Irodalmi Akadémia, <http://www.pim.hu/object.D1446C98-6CAD-474D-8508-A2E555A4144C.ivy> (29. 11. 2012).
- SCHLEGEL F., 2007, Schriften zur Kritischen Philosophie 1795–1805 (hrsg. von Arndt A./Zovko J.), Hamburg.
- SZABÓ L., 1941, Örök Barátaink. Szabó Lőrinc kisebb műfordításai, Budapest.
- SZABÓ L., 2003, Emlékezések és publicisztikai írások, Budapest.

NICOLAI CZEMPLIK

Ein anderes Deutsch? Dialektale Besonderheiten am Beispiel des sächsischen Dialektes

„Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich
das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft“
(J.W. Goethe)¹.

Im September 2012 veröffentlichte das Markt- und Meinungsforschungsinstitut YouGov eine Statistik, in der 1048 Bewohner der Bundesrepublik Deutschland nach den für sie beliebtesten deutschen Dialekten befragt wurden. Der an der deutschen Küste gesprochene norddeutsche Dialekt ging aus dieser Befragung als eindeutiger Sieger hervor. Der sächsische Dialekt, besonders im Ländereck Dresden – Leipzig – Chemnitz vertreten, belegte dabei den letzten Platz. Eine Erklärung für diese überraschende Unbeliebtheit zu finden, fällt dabei nicht schwer, als historisch bewusster Mensch sie zu verstehen, jedoch sehr. Es stellt sich daher die Frage, welche Faktoren dabei eine Rolle spielen, welche Besonderheiten das Sächsische aufweist, die jene Abneigung verursachen könnten, oder auch, welche Eigenarten – vielleicht auch „Unarten“ dieser Dialekt besitzt, dass ihm ein so schlechtes Urteil den Weg in die Herzen der Landesgenossen versperrt.

Um Fragen dieser Art zu klären, bzw. diese Problematik zumindest in Ansätzen darzustellen und objektiv betrachten zu können, bedarf es zweifelsohne einer umfassenden Formulierung, was man eigentlich unter einem Dialekt versteht, haben sie doch in folgenden synonym Verwendung: Neben den Worten Dialekt, und Mundart trifft man auf Begriffe wie Umgangssprache, Jargon, oder Szene-Deutsch. So finden sich im „Deutschen Sprachatlas“ (1992:9), den das Forschungsinstitut für deutsche Sprache herausgegeben hat, die Begriffe Dialekt und Mundart wieder. Ein Begriff wie Jargon bezieht sich dagegen nicht auf eine regional gebundene Sprechweise, auch das Szene-Deutsch betitelt eine Artikulation innerhalb einer Szene, welche aber ebenfalls überregional wirken kann.

¹ Aus: „Dichtung und Wahrheit“ in: Deutscher Sprachatlas, 1992, Marburg.

Als erstes sollte daher eine Differenzierung stattfinden: Ein Dialekt unterscheidet sich von der im allgemeinen Sprachraum festgelegten Schriftsprache, er ist somit regional gebunden, wenn diese Bindung auch keine klare Linie, also keine vorgegebene Grenze mit sich führt. In der Literatur wird häufig in drei sogenannte Varietäten unterteilt: in Hoch- bzw. Standardsprache, Umgangssprache und Dialekt bzw. die sogenannte Mundart (Wiesinger 2000:16). Weiter heißt es dort, dass man „[...] unter Dialekt oder Mundart die bodenständige, traditionelle Varietät und als ihren deutlichen Gegenpol die jetzt weitgehend als Standardsprache bezeichnete, regional etwas unterschiedlich realisierte Schriftsprache sowie als Umgangssprache eine zwischen Dialekt und Standardsprache liegende, jedenfalls auf letztere zielende Varietät“ versteht. Das ganze Unterscheidungsspektrum reicht von einer Zweiteilung der Sprache hin zu einer Ausdifferenzierung in sieben verschiedene Bereiche. Auf dieser Differenzierung basierend kann, besonders für das Beispiel sächsischer Dialekt, gezeigt werden, inwieweit sich die deutsche Sprache teilt. Es existiert eine niedergeschriebene, damit allgemein geltende Sprachregelung, welche, zumeist bekannt durch das Standardwerk der deutschen Sprache, dem Duden, bundesweit in Schulen gelehrt wird. Neben dieser Kodifizierung besitzt das Deutsche, ebenso auch viele andere Sprachen, eine Umgangssprache. Kleinste dieser Einheiten, oder wie Wiesinger schrieb Varietäten, ist der Dialekt, der wie oben erwähnt in einer bestimmten Region in Gebrauch ist. Als wohl bekanntester kann an dieser Stelle der Bairische Dialekt genannt werden. Eine ähnliche Erläuterung zu Dialekten findet sich auch im „Wörterbuch der deutschen Dialekte“ von Ulrich Knoop. Dort heißt es: „Neben den vielen Sondersprachen, die die Hochsprache begleiten – Fach-, Jugend-, Geheim- und sonstige Sprachen –, gibt es Sprachformen, die regional gebunden sind, ein zähes Eigenleben führen und sogar die Hochsprache beeinflussen“ (1997:12). Ein gutes Beispiel dafür ist das sogenannte Schweizer-Deutsch, welches als Dialekt „[...] zur Alltagssprache aller Generationen und Sozialschichten in fast allen Situationen geworden [ist]“ (Wiesinger 2000:17). In diesem Fall etablierte sich im Laufe einer langen Zeit der Dialekt landesweit. Auf der einen Seite ist er zwar allgegenwärtig, wird jedoch auf der anderen Seite nicht als Standardsprache begriffen. In Hinblick auf den sächsischen Dialekt ist dies bei weitem nicht der Fall. Es wird, wie auch in vielen anderen Regionen, nach Wiesinger besonders im südlichen Teil Deutschlands, außerhalb der Großstädte und in niedrigeren sozialen Schichten Dialekt gesprochen. Weiter schreibt er: „Dagegen gebrauchen die mittleren und höheren Sozialschichten der Städte Umgangs- oder teilweise Standardsprache. Letztere werden in formellen Situationen vielfach auch von Dialektsprechern gewählt“ (Wiesinger 2000:17). Man kann demzufolge von einem „Switching“ zwischen Dialekt und Hochsprache ausgehen, einer „Registerfunktion“ (Wiesinger 2000:17). Dennoch kann der Dialekt, als sich manifestierende Sprachkultur mit unterschiedlichen Eigenheiten, oft nur schwerlich abgelegt werden. Zwar, und an dieser Stelle kann man Wiesinger nur unterstützen, bemühen sich Dialektsprecher in öffentlichen Situationen zumeist um eine gewählte Aussprache, jedoch gelingt ihnen dies nicht immer. Nicht selten liegt

es an den Sprechern selbst, sicherlich aber am jeweiligen Dialekt, seiner Intensität und der Häufigkeit seiner Anwendung.

Das Sächsische ist in seiner Struktur keine Ausnahme, es weicht in verschiedenen Bereichen, wie der Grammatik oder der Aussprache von Wörtern, von der Standardsprache ab, und ist auf ein bestimmtes Gebiet begrenzt. Er ist in Sachsen nahezu allgegenwärtig und ist überregional auffallend. Da Dialekte, oder so gesehen Regiolekte, keinen exakt definierten Raum besitzen, ist eine zunehmende Verschmelzung mit Nachbardialekten keine Seltenheit. Der sächsische Dialekt beschränkt sich in seinem Kerngebiet auf das Drei-Städte-Eck Chemnitz, Dresden, Leipzig, wobei umliegende kleinere Städte, Vororte, Dörfer und ländliche Gebiete ebenfalls diesen Dialekt variiert nutzen. Das Sächsische, welches bereits durch die Siedlungsbewegungen des Mittelalters entstanden ist und „[...] Ausgleichsmomente verschiedener, vor allem westlicher Dialekte [enthält]“ (Knoop 1997:24) weist einige sprachliche Besonderheiten auf. Eine phonetische Besonderheit bildet das sächsische mit seiner Aussprache von z.B. [p], [t], und [k], das stimmlose Hochdeutsch wird im Sächsischen stimmhaft. Das Ersetzen der Diphtonge bzw. prädorsal-gerundeten Vokale durch lange Vokale ist eine weitere, typische Eigenart dieses Dialektes. So wird z.B. aus *Kleid* im sächsischen *Kleed*, aus *Baum* im sächsischen *Boom*². Auch eine Verwendung des Lautes [m] anstelle eines [w] ist häufig zu finden. Statt *wir* ist somit oftmals *mir* zu hören.

Diese sprachlichen Besonderheiten werden von früher Kindheit an durch alltägliches Hörverständnis geprägt. Im Gegensatz zu manch anderen Dialekten, wobei dies keine Verallgemeinerung sein soll, ist es daher einem Sachsen oftmals nicht möglich, seine Mundart gänzlich zu unterdrücken. Gemeinsam mit einer für das Sächsische ebenfalls typischen Intonation, Knoop bezeichnet sie als „Singsang des sächsischen Tonfalls“, ist ein Sachse meist weit über seine Region unverkennbar. Dies soll und kann natürlich nicht ausschließen, dass es anderen Dialektsprechern nicht ähnlich geht. Wolf-Henning Petershagen schreibt, bezogen auf Schwäbisch, dass Dialekt „[...] normalerweise eine eher private Angelegenheit [...]“ sei (2009:223). „Er [der Dialekt] ist geradezu ein Kennzeichen der Privatheit [...]. Wird der Dialekt in der Öffentlichkeit benutzt, dann meist von Mundart-Literaten und -Theatern, von Funk und Fernsehen als Gag oder Signal für Volkstümlichkeit – und von Politikern, die damit bei ihren Wählern Punkte sammeln wollen. Bei alledem wird der Dialekt nicht oder nur selten und wenn, dann allenfalls humoristisch reflektiert [...]“ (Petershagen 2009:223). Das ist kaum zu bestreiten, jedoch sollte dabei auch bedacht werden, dass Dialekte auch außerhalb des privaten Bereiches deutlich zu vernehmen sind. Für das Sächsische ist hier zu bemerken, dass es durchaus auch in der Öffentlichkeit eine entscheidende Rolle spielt. Historisch gesehen galt es lange sogar als edel und vorbildlich. „Das ist etwas, worüber die Sachsen genauso erstaunt sind wie die anderen Dialektsprecher“ (Knoop 1997:24). Weiter zitiert Knoop

² Das doppelte <o> soll an dieser Stelle die Länge symbolisieren; nicht zu verwechseln mit dem englischen Wort *boom*.

den Schriftsteller Johann Gottfried Schnabel aus dessen Roman „Insel Felsenburg“ (S. 98) aus dem Jahre 1731: Sie „redeten so feines Hoch-Teutsch, als ob sie gebohrne Sachsen wähen [sic]“. Eine Aussage, die in heutiger Zeit, gerade nach der 2012 veröffentlichten Umfrage, kaum vorstellbar ist. Dabei spielt ein weiterer Faktor eine Rolle: Vor, besonders aber auch nach dem Fall der Berliner Mauer, wurden in den Medien die Ostdeutschen oftmals als unwissend, nicht selten als dumm dargestellt. Diese, durchaus ironisch oder zur Erheiterung verwendeten Szenarien wurde zumeist jedoch mit dem sächsischen Dialekt verbunden. Ein Bürger der früheren Deutschen Demokratischen Republik, nach der Wende ein sogenannter Ossi, sprach in den Medien, in Sketchen, Zeitungen, Witzen, aber auch Filmen meist in sächsischer Mundart. Wobei es ebenfalls den Anschein macht, dass sich ein besonders unverständliches und übertrieben wirkendes Sächsisch etablierte. Da jedoch Dialektsprecher „[...] nicht ausschließlich als Repräsentanten einer bestimmten regionalen Sprachform wahrgenommen werden, sondern [...] zugleich eine Reihe von regional vielleicht nur unscharf zu verortenden Kulturelementen, ein Set an Stereotypen, die eben nicht mehr ausschließlich (oder vielleicht sogar nicht einmal mehr primär) regional bestimmt sind, aufrufen“ (Plewnia/Rothe 2011:179) kann es bei einem Zusammentreffen verschiedener Dialekte zu einer verzerrten Wahrnehmung kommen. Diese Verzerrung wiederum schafft eine falsche Vorstellung, ggf. auch einen falschen ersten Eindruck. Stereotyp – denn Dialektsprecher in den Neuen Bundesländern waren nicht ausschließlich Sachsen bzw. Sächsischsprachende. Der Dialekt Thüringens, ein an Sachsen angrenzenden Bundeslandes, oder auch der Berliner Dialekt wird nicht automatisch mit dem Osten Deutschlands verbunden, wogegen selbst der gebildetste Sachse in manchen, vor allem westlichen Bundesländern, mit einem kaum überwindbaren Stereotyp zu kämpfen hat, hatte und wohl noch lange haben wird.

In einer bereits 2008 veröffentlichten Umfrage, mit Stichproben bei 1820 bundesweit verteilten Bewohnern Deutschlands, war der sächsische Dialekt mit 54% ebenfalls der unbeliebteste. Wobei der norddeutsche Dialekt damals mit 8% Unbeliebtheit noch hinter z.B. Fränkisch lag. In der gleichen repräsentativen Studie gaben auf die Frage nach dem unbeliebtesten Dialekt aber auch 21% der Befragten Bairisch an.³ Inwieweit sich diese Statistiken im Laufe der nächsten Jahre zum Wohl des Sächsischen entwickeln könnten, ist ungewiss. Kommende Generationen könnten zumindest einen bisher in den Köpfen der Deutschen verankerten Ost-West-Konflikt verlieren, ob sich dies positiv auf die Beliebtheit des Dialektes der Sachsen auswirken wird, ist letztendlich nahezu unvorhersehbar.

Besonders in Theater- und Kabarethäusern, aber auch in Zeitungen gehen die Sachsen ironisch mit sich und ihrem Dialekt um. Vor vielen Jahren transferierte die sächsische

³ Vgl. <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/109/umfrage/unbeliebte-dialekte-in-deutschland/>.

Schriftstellerin Lene Vogt die berühmte „Loreley“ in den geschriebenen sächsischen Dialekt. So schrieb sie:

*Ich weeß nich, mir isses so gomisch
Un ärchendas macht mich verschtimmt.
Sís meechlich, das is anadomisch,
Wie das ähmd beim Mänschen oft gimmt.⁴*

Transferiert in die deutsche Standardsprache bedeutet dies: ‚Ich weiß nicht, mir ist es so komisch, und irgendwas macht mich verstimmt, es ist menschlich, das ist anatomisch, wie das eben beim Menschen oft kommt. Der von ihr verfasste, auf das Sächsische präziserte Text ist bis heute ein in diesem Raum Deutschlands oftmals zitierter Vers. Heute sind sächsische Komiker wie Gunter Böhnke, Bernd Lutz Lange oder Olaf Schubert erfolgreich auf den Bühnen Deutschlands zu sehen. Ob aus Ironie, oder doch aus einer gewissen Zuneigung zu einem durchaus gemütlichen Dialekt, das bleibt wohl noch eine Weile unerkannt. Aber *Mir Sochsn lass ´n uns nisch undorgriesch ´n!*

Literatur

Deutscher Sprachatlas, 1992, Marburg.

KNOOP U., 1997, Wörterbuch deutscher Dialekte: eine Sammlung von Mundartwörtern aus zehn Dialektgebieten im Einzelvergleich, in Sprichwörtern und Redewendungen, Köln.

PETERSHAGEN W., 2009, Schwäbisch für Besserwisser – Erfahrung in der öffentlichen Auseinandersetzung mit Dialekt, in: Tschofen B. (Hg), 2009, Dialekt und regionale Kulturforschung, Tübingen, S. 223-229.

PLEWNIA A. / ROTHE A., 2011, Von gebildeten Deutschen, freundlichen Sachsen und temperamentvollen Bayern. Einstellung zu Varietäten und ihren Sprechern, in: Ziegler E. (Hg.), Struktur, Gebrauch und Wahrnehmung von Dialekt, Wien, S.179-208.

WIESINGER P., 2000, Die deutsche Dialektologie zwischen Tradition und Neansätzen, in: Stellmacher D. (Hg.), Dialektologie zwischen Tradition und Neansätzen, Stuttgart, S.15-33.

Internetquellen

<http://www.stern.de/panorama/deutsche-dialekte-keiner-mag-saechsisch-1903707.html>.

<http://de.statista.com/statistik/daten/studie/109/umfrage/unbeliebte-dialekte-in-deutschland/>.

http://www.sachsen-lese.de/index.php?article_id=168.

⁴ Vgl. http://www.sachsen-lese.de/index.php?article_id=168.

Sprachinsel Prag? Zum „Prager Deutsch“ bei Franz Kafka

Bei der Lektüre von Franz Kafkas Werken wird dem Leser recht schnell auffallen, dass Sprache und Stil recht klar und nüchtern sind, fast schon karg. Diese sprachliche und stilistische Eigenart wird unter anderem versucht dadurch zu erklären, dass das so genannten „Prager Deutsch“, also auch das Deutsch Kafkas, der ja sein ganzes Leben, bis auf einige Unterbrechungen, in Prag verbracht hat, „unter dem Druck der Isolation [...] immer mehr zu einem staatlich subventionierten Feiertagsidiom“ (Wagenbach 1964:56) wurde. Prag wird als eine „deutsche Sprachinsel“ (Born 1991:19, 25) bezeichnet und es werden in diesem Kontext Stichworte wie „Spracharmut“, „Sprachverarmung“ und „Sprachverfall“ der „sterilisierten Ghettosprache“ (Trost 1962:37) genannt. Auch Kafkas Prager Schriftstellerkollegen und Zeitgenossen äußerten sich zur Sprache der Prager Deutschen. So kann man beispielsweise im Geleitwort Oskar Wieners zum 1919 erschienenen Buch „Deutsche Dichter aus Prag“ lesen, die Prager Deutschen hätten als Muttersprache ein „papierenes Buchdeutsch“ (Wiener 1919:6) und Fritz Mauthner schreibt in seinen „Erinnerungen. I. Prager Jugendjahre“: „[...] ich besitze in meinem innern Sprachleben nicht die Kraft und die Schönheit einer Mundart. Und wenn jemand mir zuriefe: ohne Mundart sei man nicht im Besitze einer eigentlichen Muttersprache – so könnte ich vielleicht heute noch aufheulen, wie in meiner Jugend, aber ich könnte ihn nicht Lügen strafen. Die dicht beieinander wohnenden Deutschen der böhmischen Grenzgebiete, die Deutschen des nordöstlichen, des nordwestlichen und des westlichen Böhmens haben ihre lieben und echten Dialekte. Der Deutsche im Innern von Böhmen, umgeben von einer tschechischen Landbevölkerung, spricht keine deutsche Mundart, spricht ein papierenes Deutsch, wenn nicht gar Ohr und Mund sich auf die slawische Aussprache eingerichtet habe. Es mangelt an Fülle des erdgewachsenen Ausdrucks, es mangelt an Fülle der mundartlichen Formen. Die Sprache ist arm“ (1918:51). Und auch Kafka schreibt 1920 in einem Brief an seine Schwester Ottila: „[...] die Wirtin eine fröhliche sehr dick- und rotbackige Frau des Buchhändlers Taussig, erkennt sofort mein Prager Deutsch [...]“ (1989:78). Subjektiv gesehen scheint es also tatsächlich so etwas wie ein besonderes Prager Deutsch gegeben zu haben¹; aber um nachweisen zu können, ob es

¹ Auch der „rasende Reporter“ Egon Erwin Kisch hat sich mit dem Prager Deutsch beschäftigt: s. die Reportage „Vom Kleinseitner Deutsch und vom Prager Schmock“ (Kisch 1992)

eine solche Prager Varietät des Deutschen tatsächlich gegeben hat, muss zuerst überprüft werden, ob die Voraussetzungen dafür auch gegeben waren:

1. Was für eine Stadt war Prag Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts?
2. Wer lebte dort, welche Sprachen wurden gesprochen? 3. War Prag tatsächlich zu dieser Zeit eine deutsche Sprachinsel, wie z.B. Iglau/Jihlava, in der eine solche Varietät entstehen konnte? Und was sind überhaupt die Voraussetzungen für eine Sprachinsel?

Das Prag, in dem Kafka 1883 geboren wurde, gehörte zum Königreich Böhmen und somit zur k.u.k. Doppelmonarchie Österreich-Ungarn (Königreich Böhmen, das heutige Tschechien, war von 1526 bis 1918 Teil des Herrschaftsgebietes der Habsburger). „Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts glich Prag zum Verwechseln einer deutschen Stadt. Die Eliten sprachen und schrieben deutsch; nur das kleine Volk der Hausangestellten und Handwerker sprach tschechisch“ (Godé/Le Rider/Mayer 1996:9). Seit 1783 hatte an der Universität das Deutsche das Lateinische ersetzt und 1784 wurde Deutsch Verwaltungssprache. Besonders in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hatte das Sprachenproblem für Diskussionen und Schwierigkeiten zwischen Tschechen und Deutschen gesorgt. Anlässlich der Badenischen Sprachverordnung von 1897, in der Ministerpräsident Graf Badeni von den deutschen Beamten die Beherrschung der tschechischen Sprache verlangte, spitzte sich die Situation jedoch noch deutlich zu und es kam zu Ausschreitungen und Protesten der sog. „Deutschnationalen“. 1899 wurde die Sprachverordnung schließlich aufgehoben. Im Jahr 1880 lebten ungefähr 42.000 Deutsche in Prag (ca. 15% der Bevölkerung), im Jahr 1900 waren es allerdings nur noch ca. 7% (unter diesen Deutschen waren ungefähr 40% Juden) (vgl. Godé 1996:9). Viele jüdische Familien, so auch Familie Kafka, waren zweisprachig; nach Marek Nekula ist Franz Kafkas Kenntnis des Deutschen und Tschechischen „ein funktionaler nach Domänen differenzierter Bilingualismus mit einer klaren Dominanz des Deutschen im schriftlichen Bereich [...]“ (2008:15). Im Tschechischen hatte Kafka beispielsweise Schwierigkeiten mit dem Aspekt bzw. bildete er tschechische Sätze nach deutschem Vorbild (mehr dazu bei Nekula 2003a und 2008). Aber auch im Deutsch Kafkas finden wir Schwankungen und Unsicherheiten lautlicher, morphologischer, syntaktischer, vor allem jedoch lexikalischer Art. Dies sollen folgende Beispiele veranschaulichen (für einen umfassenden Überblick über die Besonderheiten von Kafkas Deutsch möchte ich auf Nekula 2003a verweisen):

- 1) in Fremdwörtern verwendet Kafka <c> statt <z> oder <k> und präferiert dabei eindeutig ältere Formen: *Proceß, social/Socialist, Publicum* (Nekula 2003a:90);
- 2) auch die Verwendung von -th- bei ist bei Kafka nicht einheitlich: *Teater/Theater, Thee/Tee* (Nekula 2003a:91);
- 3) gültige Wortgrenzen werden nicht respektiert: *nach sovielen Nachmittagen/so vielen* (Nekula 2003a:93);

und den Artikel „Prager Deutsch“ in der „Deutschen Zeitung Bohemia“ (Kisch 1917).

- 4) fehlende Rundung bzw. Umlaut: *endgiltig/endgültig, verläugnen/verleugnen* (Nekula 2003a:94);
- 5) Satzmuster wie ‘an etwas vergessen’: *damit Sie nicht mehr daran vergessen* (Nekula 2003b);
- 6) spezifische Verwendung der Konjunktion *trotzdem* mit der Bedeutung von ‘obwohl, obzwar, obschon’: *Nicht gut war der Abend, weil ich [...] dich hilflos gesehen habe und das kann ich fast nicht ertragen, **trotzdem** ich mir auch diese Hilflosigkeit zu erklären suchte [...]; jetzt ist es besser, **trotzdem** heute abend [sic!] eine neue Störung aufgetaucht ist; [...] mir bleiben also noch rund 1½ Tage, **trotzdem** die Uhr hier im Lesezimmer [...] einen merkwürdig schnellen Schlag hat* (Nekula 2003b).

Aber zurück zu der Frage, ob man das Prag des 19./20. Jhs. als eine deutsche Sprachinsel bezeichnen kann und ob demzufolge die oben genannten „Fehler“ bzw. Unsicherheiten in Kafkas Deutsch daher rühren können. Laut Binder (1996:186) setzt der Begriff Sprachinsel „[...] eine geschlossene Sprach- und Siedlungsgemeinschaft innerhalb eines größeren anderssprachigen Gebiets voraus, die auf einem älteren Sprachzustand verharret, weil sie infolge ihrer abseitigen Lage von den Entwicklungen des Mutterlandes ausgeschlossen ist“. Eine geschlossene Sprach- und Siedlungsgemeinschaft finden wir allerdings in Prag Anfang des 20. Jahrhunderts nicht vor: wie bereits erwähnt wurde, hatte sich zur Zeit der ausgehenden Donaumonarchie die Zahl der deutschen Bewohner Prags kontinuierlich verkleinert und die Deutschen wurden zu einer Minderheit. Einzelne Prager Straßen und Mietshäuser waren ethnisch heterogen: in der Prager Innenstadt lebten in der Regel deutsche und tschechische Familien in ein und demselben Mietshaus. Da die Prager Deutschen also zerstreut über das gesamte Stadtgebiet in einem tschechisch bestimmten Sprachraum lebten, kann man in diesem Fall eher von einer sprachlichen Diaspora als von einer Sprachinsel sprechen (vgl. Binder 1996:186f.). Hinzu kommt, dass die Einwohnerzahl Prags innerhalb weniger Jahrzehnten sprunghaft anstieg (1890: 397.000, 1900: 514.000, 1910: 617.000) und die deutschsprachigen Zuwanderer natürlich auch ihre Dialekte/Regiolekte mit nach Prag brachten. Auch Kafkas Eltern waren keine gebürtigen Prager: Hermann Kafka stammte aus Süd-, und Julie Kafka aus Mittelböhmen (vgl. Bauer 2008:56f.). Dies war jedoch ganz und gar nicht untypisch: in Kafkas Abschlussklasse stammte ein Drittel der Schüler nicht aus Prag oder dem Umfeld der Stadt (vgl. Binder 1996:202). Was die Bevölkerungsstruktur betrifft, so war der deutschsprachige Bevölkerungsanteil nicht nur sprachlich, sondern auch sozial alles andere als homogen: zwar gehörten die Prager Deutschen mehrheitlich der Mittelschicht an, es gab natürlich trotzdem auch Arbeiter und Handwerker, obwohl die in Prag lebende deutsche Unterschicht nicht übermäßig groß war - gegen Ende der Donaumonarchie gehörten ca. 25% der deutschsprachigen Bevölkerung zur unteren Einkommensschicht (vgl. Binder 1996:197 und Bauer 2008:50).

Rekapitulierend lässt sich also festhalten, dass man Prag nicht als eine Sprachinsel bezeichnen kann, da die Prager Deutschen über das ganze Stadtgebiet verstreut leb-

ten – sprachliche Diaspora wäre also hier die korrektere Bezeichnung. Es lässt sich ein erheblicher Zuzug deutschsprachiger Zuwanderer aus ländlichen Gegenden und böhmischen Randgebieten verzeichnen, die auch ihre jeweiligen Dialekte/Regiolekte nach Prag mitbrachten. Auch die Bevölkerungsstruktur ist nicht homogen, obwohl die Mittelschicht um 1910 fast mit 75% den größten Anteil an der deutschsprachigen Prager Bevölkerung ausmacht. Was hat diese Heterogenität für Auswirkungen auf die Sprache? Gibt es überhaupt dieses ominöse Prager Deutsch? Und hat Kafka Prager Deutsch gesprochen und geschrieben? Ist das der Grund für seinen kargen Stil, die „Fehler“ und Schwankungen in seinen Schriften? Zwar hat es mit Sicherheit so etwas wie ein besonderes Prager Deutsch gegeben, aber man darf sich dieses Prager Deutsch nicht als einen „monolithischen Block“ (Bauer 2008:49) vorstellen. Es war sehr stark differenziert, „bedingt durch die soziale und regionale Herkunft wie die gesellschaftliche und berufliche Struktur der deutschsprachigen und zweisprachigen Einwohner“ (Fischer 1962:90). Wahrscheinlich wurden sehr viele verschiedene Varianten des Deutschen in Prag gesprochen und geschrieben: laut Skála (1994) gab es neben dem „Kucheldeutsch“ (einem Deutsch, das tschechische Angestellten in deutschsprachigen Haushalten sprachen), das „Mauscheldeutsch“ der Prager Juden, das noch Relikte des Jiddischen enthielt, und den „Prager Schmock“. Darunter verstand man jemanden, „der sich wie ein damaliger Prager Journalist einer besonders gewählten, blumigen, teils abgegriffenen, teils ausgefallenen Phraseologie bediente“ (Skála 1994:19). In Wirklichkeit wird die damalige sprachliche Praxis aber aufgrund der Heterogenität der Bevölkerung erheblich vielfältiger gewesen sein; so schreibt beispielsweise der 1876 geborene Journalist Emil Faktor in Erinnerung an seine Prager Gymnasialjahre: „Die Primaner, mit großer Bewunderung zu den Obergymnasiasten hinäugend, plauderten in den ungezählten Mundarten des Prager Deutsch“ (1910:36).

Das Prager Deutsch war eine Stadtsprache – Städte sind und waren auch damals „aufgrund ihrer enormen sprachlichen Dichte, ihrer komplexen Sozialstrukturen und ihrer wechselvollen, von überall her beeinflussten Geschichte mit dem Konzept der Diatopie, der räumlichen Verteilung von Sprachmerkmalen, kaum vereinbar“ (Hofer 2002:6). Durch diese Heterogenität des in Prag gesprochenen Deutschs lassen sich auch die Besonderheiten und Schwankungen in Kafkas Deutsch erklären – vermeintliche Fehler vor allem in Lexik und Syntax sind meistens Austriazismen bzw. obderdeutsche (bairische) Varianten (vgl. Nekula 2003a:125) – und natürlich auch dadurch, dass die Norm des Deutschen zu diesem Zeitpunkt noch nicht endgültig festgelegt war (vgl. Nekula 2008:15). Weiterhin könnte auch eine Selbstsilisierung Kafkas eine Rolle gespielt haben, vor allem was die Präferenz älterer Schreibweise betrifft (vgl. Nekula 2003:125f.). Denn hier verwendete Max Brod zur selben Zeit neuere Formen, wie z.B. *Prozeß, sozial/Sozialisten, Publikum*.

Literatur

- BAUER V., 2008, Regionalismen in Franz Kafkas Deutsch – reflektiert vor dem Hintergrund des städtischen Kontexts Prag, in: Nekula M. (Hg.), *Deutsch in multilingualen Stadtzentren Mittel- und Osteuropas. Um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert*, Wien, S. 45-78.
- BINDER H., 1996, Entlarvung einer Chimäre: Die deutsche Sprachinsel Prag, in: Godé M./Le Rider J./Mayer F. (Hg.), *Allemands, Juifs et Tchèques à Prague. Deutsche Juden und Tschechen in Prag. 1890–1924. Actes du colloque international de Montpellier, 8-10 décembre 1994*, Montpellier, S. 183-209.
- BORN J., 1991, „Insel“ und „Treibhaus“: Sprachbilder zur Kennzeichnung der Prager deutschen Literatur, in: *Österreichische Franz Kafka Gesellschaft (Hg.), Prager deutschsprachige Literatur zur Zeit Kafkas. Kafka-Symposium 1989*, Wien, S. 18-25.
- FAKTOR E., 1910, Von acht bis neun. Aus einem ungeschriebenen Gymnasialroman, in: *Bohemia 83/355 (Weihnachtsbeilage)*, S. 36-37.
- FISCHER R., 1962, August Schleicher und das Prager Deutsch, in: *Forschungen und Fortschritte 36*, S. 87-90.
- GODÉ M. / LE RIDER J. / MAYER F., 1996, Vorwort, in: Godé M./Le Rider J./Mayer F. (Hg.), *Allemands, Juifs et Tchèques à Prague. Deutsche Juden und Tschechen in Prag. 1890-1924. Actes du colloque international de Montpellier, 8-10 décembre 1994*, Montpellier, S. 9-16.
- HOFER L., 2002, *Zur Dynamik urbanen Sprechens: Studien zu Spracheinstellungen und Dialektvariation im Stadtraum*, Tübingen/Basel.
- KAFKA F., 1989, *Briefe an Ottla und die Familie* (hrsg. von H. Binder und K. Wagenbach), Frankfurt am Main.
- KISCH E.E., 1917, Prager Deutsch, in: *Bohemia 90/282*, S. 3-4.
- KISCH E.E., 1992, Vom Kleinseitner Deutsch und vom Prager Schmock, in: *Die Abenteuer in Prag*, Bd. 1, Berlin, S. 248-257.
- MAUTHNER F., 1918, *Erinnerungen*. 1. Prager Jugendjahre, München.
- NEKULA M., 2003a, Franz Kafkas Sprachen. „... in einem Stockwerk des innern babylonischen Turmes...“, Tübingen.
- NEKULA M., 2003b, Franz Kafkas Deutsch, in: *Linguistik online 13*, http://www.linguistik-online.de/13_01/nekula.html (6.10.2012).
- NEKULA M., 2008, „Franz Kafka's Languages. Monolingualism, bilingualism, or multilingualism of a Prague Jew?“, in: Nekula M./Bauer V./Greule A. (Hg.), *Deutsch in multilingualen Stadtzentren Mittel- und Osteuropas: um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert*, Wien, S. 15-44.
- SKÁLA E., 1994, Tschechisch-deutsche Sprachkontakte, in: *Germanistica Pragensia 12*, S. 7-22.
- TROST P., 1962, Das späte Prager Deutsch, in: *Germanistica Pragensia 2*, S. 31-39.
- WAGENBACH K., 1964, *Franz Kafka in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek bei Hamburg.
- WIENER O., 1919, Zum Geleit, in: Wiener O. (Hg.), *Deutsche Dichter aus Prag*, Wien/Leipzig, S. 5-9.

Komplexe deutsche Partizipphrasen und ihre polnischen Entsprechungen in morphosyntaktischem Vergleich

1. Zum Begriff der Komplexität von Phrasen

Der Terminus „Phrase“ definiere ich nach Engel (vgl. 2009:14) als isolierte kontextfreie Wortgruppen (s. dazu Glück 1993:467). Ein Wort oder eine Wortgruppe bilden den Kopf einer Phrase und geben auch ihren Namen. Daher werde ich in diesem Beitrag von Partizipphrasen sprechen. Der Kopf der Phrase ist ihr Regens, ihre vom Kopf bzw. voneinander abhängenden übrigen Bestandteile dagegen sind Dependientien (vgl. Engel 2009:14f.). Der Kopfpartizip kann vielfältig erweitert werden, denn neben dem regierenden Partizip kann die Partizipphrase weitere Satelliten des Partizips enthalten (vgl. Engel et al. 2000:917). Als Satelliten des Partizips verstehe ich in Anlehnung an Engel (vgl. 1994:103) adpartizipiale Attribute. Vorab möchte ich dazu feststellen, dass die als Attribute zum Kern der jeweiligen Phrase fungierenden Elemente durch zusätzliche Elemente erweiterbar sind (vgl. Helbig/Buscha 2005:504ff.). So entstehen Phrasen als Attribute zum Kern der gegebenen Phrase. Aus der Mehrgliedrigkeit der Attribute zum Kern folgt die Komplexität der jeweiligen Phrase. Das Kriterium der Komplexität ist daher die Anzahl der Attribute zum Kern.

2. Morphosyntaktische Klassifikation der Attribute zum adjektivischen Partizip in attributiven Partizipphrasen im Deutschen und im Polnischen

Das Deutsche hat Partizip I und Partizip II als verschieden gebildete Partizipien (vgl. Engel et al. 2000:618f. und Engel 2009:225ff.). Darüber hinaus verfügt das Deutsche über das Gerundivum als vom Partizip I durch Voranstellung der Morphopartikel *zu* abgeleitete Form (vgl. Weber 1971:174). Das Polnische dagegen verfügt über vier Partizipien, und zwar ein Adverbialpartizip der Vorzeitigkeit und eins der Gleichzeitigkeit sowie ein adjektivisches Partizip Aktiv und Partizip Passiv (vgl. Nagórko 2007:139, vgl. Bańko 2002:90 und vgl. Grzegorzczkova/Laskowski/Wróbel 1984:53f.). Das Polnische hat keine dem deutschen Gerundivum strukturell entsprechende Form, während das

Deutsche keine dem polnischen Adverbialpartizip der Vorzeitigkeit strukturell vergleichbare Konstruktion besitzt.

Adjektivische Partizipien können sowohl im Deutschen als auch im Polnischen entsprechend der Valenz ihres Basisverbs Partizipphrasen bilden (vgl. Engel et al. 2000:621), behalten dessen Valenzeigenschaften und „können einen eigenen Verbalbereich um sich eröffnen“ (Schatte 1986:10). Die folgende Klassifikation der Attribute in Partizipphrasen bezieht sich allein auf in eine Nominalphrase eingebundene Attribute und berücksichtigt nur primäre Attribute zum partizipialen Kern sowie deren prä- und/oder postnukleale Anordnung.

Tabelle 1: Mögliche Repräsentationen der adpartizipialen Attribute im Deutschen

Operatorartikel	Adverb	Adjektiv mit Adjunktor	Partizip	Nomen im Genitiv	Nomen im Dativ	Nomen im Akkusativ	Nomen mit Präposition	Nomen mit Adjunktor	Infinitiv	P A R T I Z I P
-----------------	--------	------------------------	----------	------------------	----------------	--------------------	-----------------------	---------------------	-----------	------------------------

Die Tabelle zeigt, dass alle adpartizipialen Attribute des Deutschen i.d.R. in fester zentripetaler Anordnung vorangestellt sind. Grau sind in der Tabelle Attributgestalten markiert, die in der jeweiligen Stellung nur im Deutschen möglich sind.

Tabelle 2: Mögliche Repräsentationen der adpartizipialen Attribute im Polnischen

Operatorartikel	Adverb	Partizip	Nomen im Genitiv	Nomen im Dativ	Nomen im Instrumental	Nomen im Lokativ	Nomen mit Präposition	P A R T I Z I P	Nomen im Genitiv	Nomen im Dativ	Nomen im Akkusativ	Nomen im Instrumental	Nomen im Lokativ	Nomen mit Präposition	Nomen mit Adjunktor	Adverb	Adjektiv mit Adjunktor	Infinitiv
-----------------	--------	----------	------------------	----------------	-----------------------	------------------	-----------------------	------------------------	------------------	----------------	--------------------	-----------------------	------------------	-----------------------	---------------------	--------	------------------------	-----------

Die Tabelle veranschaulicht, dass die adpartizipialen Attribute in polnischen Partizipphrasen i.d.R. entweder voran- oder nachgestellt erscheinen. Grau sind in der Tabelle Attributgestalten markiert, die in der jeweiligen Stellung nur im Polnischen möglich sind.

3. Die Übersetzung komplexer deutscher Nominalphrasen ins Polnische als translatorisches Problem

Im Folgenden werden ausgewählte deutsche komplexe Partizipphrasen und ihre polnischen Entsprechungen analysiert, um die Differenzen hinsichtlich der morphologischen Gestalt der deutschen und polnischen komplexen Partizipphrasen und der Position der Attribute innerhalb der jeweiligen Phrase herauszustellen.

(1a) *aufbestimmte Punkte der Anmerkungen bezogenen* Nachweis (50:dok12_DE).

(1b) *dowodem dotyczącym szczególnych aspektów rozpatrywanych uwag* (50:dok12_PL).

Präpositionalphrase				Prtz. II
Präp.	Adj.	Nom.	Nom. _{Gen.}	
<i>auf</i>	<i>bestimmte</i>	<i>Punkte</i>	<i>der Anmerkungen</i>	<i>bezogenen</i>

Prtz. _{adj. Aktiv}	Nominalphrase _{Gen.}			
	Adj.	Nom. _{Gen.}	Nominalphrase _{Gen.}	
			Prtz. _{adj. Passiv}	Nom.
<i>dotyczącym</i>	<i>poszczególnych</i>	<i>aspektów</i>	<i>rozpatrywanych</i>	<i>uwag</i>

Der wesentliche Unterschied zwischen der deutschen und der polnischen Phrase im obigen Beleg besteht in der verschiedenen Stellung der Attribute innerhalb der Phrase, die aus der zetripetalen Attribuierung in der deutschen und der zetrifugalen Attribuierung in der polnischen Partizipphrase resultiert, sowie in der differenten Valenz des dem Partizipkern zugrunde liegenden Verbs. Das deutsche Partizip *bezogenen* verlangt die Präposition *auf*, das polnische Partizip *dotyczącym* dagegen ein Nomen im Genitiv. Das deutsche Partizip II ist mit dem polnischen adjektivischen Partizip Aktiv wiedergegeben. Die polnische Phrase ist um das als sekundäres Attribut fungierende adjektivische Partizip Passiv *rozpatrywanych* erweitert, was allein auf eine Entscheidung des Übersetzers zurückgeht.

(2a) *eine spezifische, von den allgemeinen Regelungen des EG-Vertrags abweichende* Regelung (54:dok12_DE).

(2b) *systemem szczególnym stanowiącym odstępstwo od uregulowań o charakterze ogólnym ustanowionych w traktacie WE* (54:dok12_PL).

Präpositionalphrase					Prtz. I
Präp.	Det.	Adj.	Nom.	Nom. _{Gen.}	
<i>von</i>	<i>den</i>	<i>allgemeinen</i>	<i>Regelungen</i>	<i>des EG-Vertrags</i>	<i>abweichende</i>

Prtz. adj. Aktiv	Nominalphrase _{Akk.}					
	Nom. _{Akk.}	Präpositionalphrase				
		Nom. _{Präp.}	Präpositionalphrase		Partizippphrase	
			Nom. _{Präp.}	Adj.	Prtz. _{adj. Passiv}	Nom. _{Präp.}
<i>stanowiącym</i>	<i>odstępstwo</i>	<i>od uregulowań</i>	<i>o charakterze</i>	<i>ogólnym</i>	<i>ustanowionych</i>	<i>w traktacie WE</i>

Dem als Kern der deutschen Phrase fungierenden Partizip I *abweichende* entspricht in der polnischen Phrase das adjektivische Partizip Aktiv *stanowiącym*. Weil dieses polnische Partizip jedoch die Semantik des deutschen Partizips nicht allein tragen kann, ist die polnische Phrase um das primäre Nominalattribut *odstępstwo* erweitert. Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Phrasen besteht in der Expansion der polnischen Phrase um die Präpositionalphrase *o charakterze* und um das adjektivische Partizip Passiv *ustanowionych*. Auch diese Differenz ist nicht systembedingt, sondern geht auf eine freie übersetzerische Entscheidung zurück.

- (3a) *sämtliche im Laufe eines bestimmten Zeitraums an ihn zu vergebenden Aufträge* (78:dok13_DE).
- (3b) *wszystkie zamówienia udzielane danemu przedsiębiorcy w toku danego okresu* (78:dok13_PL).

Präpositionalphrase				Pronom. _{Präp.}	Gerundivum
Nom. _{Präp.}	Nominalphrase _{Gen.}				
	Det.	Adj.	Nom. _{Gen.}		
<i>im Laufe</i>	<i>eines</i>	<i>bestimmten</i>	<i>Zeitraums</i>	<i>an ihn</i>	<i>zu vergebenden</i>

Prtz. adj. Passiv	Nominalphrase _{Dat.}		Präpositionalphrase		
	Adj.	Nom. _{Dat.}	Nom. _{Präp.}	Nominalphrase _{Gen.}	
				Adj.	Nom. _{Gen.}
<i>udzielane</i>	<i>danemu</i>	<i>przedsiębiorcy</i>	<i>w toku</i>	<i>danego</i>	<i>okresu</i>

Als Kern der deutschen Phrase fungiert die für die deutsche Sprache charakteristische Form des vom Partizip I abgeleiteten Gerundivums. Dieses ist in der polnischen Phrase mit dem adjektivischen Partizip Passiv wiedergegeben. Ein weiterer Unterschied zwischen den beiden Partizippfrasen besteht in der verschiedenen morphologischen Repräsentation des primären Attributs, die auf die differente Valenz der den Partizipien zugrunde liegenden Verben zurückgeht. Das deutsche Verb *vergeben* regiert den Präpositionalkasus, das polnische Verb *udzielać* indessen einen reinen Dativ. Die Nominalphrase *danemu przedsiębiorcy* für das deutsche Pronomens *ihn* ist nicht systembedingt, sondern der übersetzerischen Entscheidung geschuldet. Ein weiterer Unterschied zwischen den Phrasen besteht in der Stellung der Attribute. Alle adpartizipialen Attribute der deutschen Phrase sind vorangestellt, die der polnischen Phrase indessen nachgestellt.

4. Fazit

Die systembedingten Differenzen zwischen den Strukturen der komplexen deutschen Partizipphrasen und ihren polnischen Entsprechungen resultieren vor allem aus der verschiedenen Linearisierung der Attribute in deutschen Phrasen und in ihren polnischen Entsprechungen. Die differente Abfolge der adpartizipialen Attribute folgt aus der Tendenz des Polnischen zur zentrifugalen achsialen Anordnung der adpartizipialen Attribute in freien oder attribuierten Partizipphrasen um den Kern. Das Deutsche dagegen attribuiert Partizipien i.d.R. zentripetal (vgl. Weber 1994:154f.). Weitere Unterschiede ergeben sich aus der Kasusdifferenz der Attribute, die einerseits auf die verschiedene Valenz der den Partizipien zugrunde liegenden Verben und andererseits auf die differenten Kasussysteme des Deutschen und des Polnischen zurückgeht.

Literatur

- BAŃKO M., 2002, Wykłady z polskiej fleksji, Warszawa.
- ENGEL U., 2009, Deutsche Grammatik – Neubearbeitung, München.
- ENGEL U., 1994, Syntax der deutschen Gegenwartssprache, Berlin.
- ENGEL U. et al., 2000, Deutsch-polnische kontrastive Grammatik, Warszawa.
- GLÜCK H. (Hg.), 1993, Metzler Lexikon Sprache, Stuttgart/Weimar.
- GRZEGORCZYKOWA R. / LASKOWSKI R. / WRÓBEL H. (Hg.), 1984, Gramatyka współczesnego języka polskiego – Morfologia, Warszawa.
- HELBIG G. / BUSCHA J., 2005, Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht, Berlin etc.
- NAGÓRKO A., 2007, Zarys gramatyki polskiej, Warszawa.
- SCHATTE Cz., 1986, Partizipialkonstruktionen im Deutschen und Polnischen, Katowice.
- WEBER H., 1971, Das erweiterte Adjektiv- und Partizipialattribut im Deutschen, München.
- WEBER H., 1994, Erweiterte Partizipialattribute: nur eine schriftliche Konstruktion?, in: Bresson D./Dalms M. (Hg.), Partizip und Partizipialgruppen im Deutschen, Tübingen, S. 149-162.

Quellen

- dok12_DE <http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:62007A0024:DE:HTML>
- dok12_PL <http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:62007A0024:PL:HTML>
- dok13_DE <http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:62007J0300:DE:HTML>
- dok13_PL <http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:62007J0300:PL:HTML>

Vorüberlegungen zu Kollokationen in Fachtexten am Beispiel der Gründungsverträge der EU

Die Spezifik von Fachtexten äußert sich unter anderem in teil- und nichtidiomatischen syntagmatischen Wortverbindungen. Darunter spielen Kollokationen eine wesentliche Rolle. Der Terminus „Kollokation“ wird zur Beschreibung diverser sprachlicher Erscheinungen genutzt (vgl. Gładysz 2003:41) und seine Definition variiert je nach dem Anwendungszweck. Eine ausführlichere Definition finden wir u.a. bei Gläser (2007:494): „Unter einer Kollokation versteht man die bevorzugte, gewohnheitsmäßige Kombination von mehreren Einzelwörtern zu einer syntagmatischen/syntaktischen Einheit ohne Benennungsfunktion. Eine notwendige Voraussetzung für die Kookkurrenz der Wortkombination ist die semantische und referentielle Verträglichkeit der Einzelwörter“. Ausgeschlossen aus folgenden Überlegungen werden sog. „colligations“ (grammatische Kollokationen) sowie lexikalische Zweierkombinationen, wie freie Wortverbindungen, Funktionsverbgefüge, Mehrworttermini und Idiome, deren Abgrenzung von Kollokationen einer gesonderten Überlegung bedarf.

Kollokationen bestehen aus zwei oder mehr Kollokaten. Ein Kollokat (Basis) determiniert den anderen (Kollokator) (vgl. Hausmann 1985:119), z.B. *zbrojna agresja / bewaffneter Angriff*. Sie lassen sich nach verschiedenen Klassifikationskriterien gliedern. Nach ihrer morphologischen Struktur werden sie in verbale, substantivische, adjektivische und adverbiale Kollokationen eingeteilt (vgl. Gładysz 2003:75f.). Daraus sind die verbalen und substantivischen in Fachtexten von besonderer Bedeutung. Unter den verbalen und substantivischen Kollokationen lassen sich folgende Typen unterscheiden:

verbale Kollokationen (V.+S., V.+Adv./Adj.)

przekazywać informację / Information übermitteln

stanowić jednomyślnie / einstimmig erlassen

substantivische Kollokationen (S.+S., S.+Adj., S.+Part. I/II)

utrzymywanie pokoju / Erhaltung des Friedens

wymóg konstytucyjny / verfassungsrechtliche Vorschrift

przestępczość zorganizowana / organisierte Kriminalität.

Kollokationen können verschiedenen strukturellen Transformationen unterliegen. Verbale und adjektivische Kollokationen lassen sich in substantivische, substantivische in verbale und verbale in adjektivische Kollokationen umwandeln.

Für die Zwecke des Beitrags ist auch zwischen den allgemeinsprachlichen und den fachsprachlichen Kollokationen zu unterscheiden. Für die fachsprachlichen Kollokationen gilt einerseits eine Reihe gleicher Charakteristika wie für die allgemeinsprachlichen. Beide gelten u.a. als Übersetzungseinheit, sind syntaktisch und semantisch determiniert oder weisen lexikalische Restriktionen auf (vgl. Caro Cedillo 2004:77). Andererseits werden fachsprachliche Kollokationen zu den Fachwendungen gezählt. „Eine Fachwendung ist das Ergebnis der syntaktischen Verbindung von mindestens zwei fachsprachlichen Elementen zu einer Äußerung fachlichen Inhalts, deren innere Kohärenz auf der begrifflichen Verknüpfung beruht“ (Arntz/Picht 2002:34). Sie lässt sich auch definieren als eine „in einem bestimmten Bereich der Fachkommunikation lexikalisierte, usuell verwendete, verfestigte und reproduzierbare Wortgruppe, die in der Regel nicht idiomatisiert ist und keine expressiven oder stilistischen Konnotationen trägt“ (Gläser 2007:487). Fachsprachliche Kollokationen werden also im Nachfolgenden als nicht idiomatisierte, usuell verwendete, verfestigte syntaktische Verbindungen von zwei oder mehr Lexemen verstanden, von denen mindestens eins fachsprachlich ist und als **Terminus** gelten kann, z.B. *przyjąć dyrektywę / eine Richtlinie erlassen*.

Als Untersuchungsmaterial dienen die Gründungsverträge der Europäischen Union (der Vertrag über die Europäische Union [TUE] und der Vertrag über die Arbeitsweise der Europäischen Union [TFUE]), die einen wesentlichen Teil des Vertrags von Lissabon ausmachen. Da die Texte als mehrsprachige Fassungen entstanden sind und daher als autorisierte Paralleltexte gelten, sind ihre globale Funktion und ihr Inhalt gleich, und somit eignen sie sich für eine kontrastive Untersuchung von Kollokationen. Der Analyse wurden Textabschnitte von 1800 (die polnische Fassung) und 2000 (die deutsche Fassung) Wörtern unterzogen. Daraus sind insgesamt 158 Kollokationen exzerpiert worden: 104 substantivische und 54 verbale, adjektivische und adverbiale sind in dem Material nicht gefunden worden. Die Mehrheit der exzerpierten Kollokationen (130 Belege) sind fachsprachlich, z.B.: *zawiesić procedurę / das Verfahren aussetzen, zaciągnąć zobowiązanie / eine Verpflichtung eingehen*. Allgemeinsprachliche Kollokationen wie: *integralna część / integraler Bestandteil, oddawać do dyspozycji / zur Verfügung stellen* ergeben einen Anteil von knapp 20%.

Die morphologische Analyse zeigt, dass zwei Drittel der gewonnenen Kollokationen (104) substantivisch sind, darunter 61 des Typs S.+ S. (34 im Polnischen und 27 im Deutschen), 41 des Typs Adj.+ S. (analog 24 und 17) und 2 des Typs S.+ Part.II. Alle untersuchten Kollokationen des Typs S.+S. sind durch Nominalisierung entsprechender verbaler Kollokationen entstanden. Dies gilt sowohl für die allgemeinsprachlichen als auch die fachsprachlichen Kollokationen:

przyjęcie decyzji → *przyjąć decyzję*

Erlass des Beschlusses → *einen Beschluss erlassen*

zapobieganie przestępstwom → *zapobiegać przestępstwom*

Verhütung von Straftaten → *Straftaten verhüten.*

Im Polnischen wird das substantivische Deverbativum durch neutrale Suffixe: *-anie/-enie* (25 Belege) sowie *-cie* (3 Belege), oder durch Suffixe *-acja* (2 Belege), *-a* (2 Belege) bzw. durch Stammbildung (2 Belege) gebildet, im Deutschen hingegen durch das Suffix *-ung* (18 Belege), durch nominalisierte Infinitive (6 Belege), sowie Stammbildung (3 Belege). Bei der Nominalisierung der verbalen Kollokationen werden die Valenzmerkmale der Verben auf der semantischen und der pragmatischen Ebene vererbt (vgl. Golonka 2002:330). Auf der Ausdrucksebene hingegen ist die Valenzvererbung nur unter bestimmten Bedingungen möglich (mehr dazu: Helbig/Buscha 2001:260, Grzegorzycowa/Puzynina 1998:394). Die Nominalisierung ist ein typisches stilistisches Mittel aller Fachsprachen. Die hohe Frequenz von Substantiven in Fachtexten „ermöglicht eine Informationsraffung in grammatisch einfachen Sätzen“ (Stolze 2009:164). Dadurch wird die Aufmerksamkeit des Lesers auf Gegenstände und Sachverhalte gelenkt (vgl. Stolze 2009:164) und die Informativität des Textes erhöht.

Nach der Wortart des zweiten Kollokats lassen sich in dem analysierten Material auch substantivische Kollokationen des Typs S.+ Adj. (41 Belege) aussondern: *właściwy organ* / *zuständige Behörde*, *wymóg konstytucyjny* / *verfassungsrechtliche Vorschrift*. Vier der exzerpierten Kollokationen sind allgemeinsprachlich, die restlichen sind fachsprachlich. Die attributiv gebrauchten Adjektive in Kollokationen des besprochenen Typs sind im Deutschen vorangestellt, im Polnischen hingegen entweder vorangestellt oder nachgestellt. „Vorangestellt kennzeichnen sie den akzidentellen Charakter einer Eigenschaft. [...]. Nachgestellt weisen die Adjektive [im Polnischen – Anmerkung J.W.] auf den bleibenden Charakter einer Eigenschaft, auf ein Klassenmerkmal hin“ (Engel et al. 1999:921). Substantivische Kollokationen des Typs S.+ Adj. ähneln in ihrer Struktur vielen Mehrworttermini, wie: *osoba prawna* / *eine juristische Person*, daher ist ihre weitere Abgrenzung notwendig.

In den untersuchten Abschnitten der Vertragstexte sind zudem 54 verbale Kollokationen festgestellt worden, darunter sowohl allgemeinsprachliche als auch fachsprachliche. Die Mehrheit der exzerpierten Beispiele (52) bilden Kollokationen des Typs S.+V: *zaciągnąć zobowiązania* / *Verpflichtungen eingehen*, *prowadzić działania* / *Maßnahmen ergreifen*. Die Konstituenten einer verbalen Kollokation müssen in einem Satz nicht unbedingt direkt aufeinander folgen (vgl. Caro Cedillo 2004:40), was im Deutschen besonders deutlich wird:

[...] **akty ustawodawcze mogą być przyjmowane** z inicjatywy grupy Państw Członkowskich lub Parlamentu Europejskiego, na zalecenie Europejskiego Banku Centralnego lub na wniosek Trybunału Sprawiedliwości lub [...].

[...] **Gesetzgebungsakte** [können] *auf Initiative einer Gruppe von Mitgliedstaaten oder des Europäischen Parlaments, auf Empfehlung der Europäischen Zentralbank oder auf Antrag des Gerichtshofs oder der Europäischen Investitionsbank erlassen werden.*

Neben strukturellen Besonderheiten der Kollokationen ist dem analysierten Material auch zu entnehmen, dass Kollokationen in Fachtexten eine Tendenz zur Verkettung aufweisen. Die gefundenen Kollokationen mit drei Autosemantika lassen sich auf zwei unabhängige Kollokationen zurückführen:

naruszać postanowienia artykułu

→ *naruszać postanowienia + postanowienia artykułu*

die Bestimmungen des Artikels berühren

→ *die Bestimmungen berühren + Bestimmungen des Artikels.*

Die erste Kollokation ist eine Zusammensetzung zweier Kollokationen – einer verbalen des Typs V.+ S.: *naruszać postanowienia / Bestimmungen berühren* und einer substantivischen des Typs S.+S.: *postanowienia artykułu / die Bestimmungen des Artikels*. Als Basis der verketteten Kollokation gilt das Substantiv *postanowienie / die Bestimmung*, was zugleich die Basis für die einzelnen Kollokationen ist. Dabei ist zu bemerken, dass der Verkettung vor allem fachsprachliche Kollokationen unterliegen. Die Untersuchung des Materials hat auch bestätigt, dass fachsprachliche Kollokationen „zur Bildung von Substantivklassen [neigen], d.h., dass Nomen desselben semantischen Feldes oft gemeinsame Kollokationen aufweisen“ (Caro Cedilla 2004:77), z.B.: *przyjmować: akty prawne/środki/decyzje/rozporządzenie/wytyczne; Rechtsakte/Vorschriften/Richtlinien/Maßnahmen/Beschluss erlassen*. Aus der durchgeführten Analyse lässt sich schlussfolgern, dass Kollokationen und insbesondere fachsprachliche Kollokationen, ein bedeutendes Element des lexikalischen Inventars eines Fachtextes sowohl im Polnischen als auch im Deutschen sind. Durch ihre fachsprachlichen Komponenten prägen sie den fachlichen Charakter des Textes.

Mit diesem kurzen Artikel sollte ein Beitrag zu weiteren Untersuchungen von Kollokationen in Fachtexten, vor allem von fachsprachlichen Kollokationen, geleistet werden. Insbesondere sollte angestrebt werden, die fachsprachlichen Kollokationen von anderen Wortverbindungen abzugrenzen, sowie ihre Festigkeit genauer zu untersuchen. Fachsprachliche Kollokationen bedürfen darüber hinaus einer gründlichen lexikographischen Aufarbeitung und sind unter translatorischen und fachsprachdidaktischen Aspekten zu behandeln.

Bibliographie

- ARNTZ R. / PICTH H. / MAYER F., 2002, Einführung in die Terminologearbeit, Hildesheim u.a.
 CARO CEDILLO A., 2004, Fachsprachliche Kollokationen. Ein übersetzungsorientiertes Datenbankmodell Deutsch-Spanisch, Tübingen.

- ENGEL U. / RYTEL-KUC D. et al., 1999, Deutsch-polnische kontrastive Grammatik, Warszawa.
- GŁADYSZ M., 2003, Lexikalische Kollokationen in deutsch-polnischer Konfrontation, Frankfurt am Main u.a.
- GLÄSER R., 2007, Fachphraseologie, in: Burger H. et al. (Hg.), Phraseologie: ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung, Berlin u.a., S. 482-505.
- GRZEGORCZYKOWA R. / PUZYNNINA J., 1998, Rzeczownik, in: Grzegorzczkowa R./Laskowski R./Wróbel H. (Hg.), Gramatyka współczesnego języka polskiego. Morfologia, Warszawa, S. 389-468.
- HAUSMANN F.J., 1985, Kollokationen im Deutschen Wörterbuch. Ein Beitrag zur Theorie des lexikographischen Beispiels, in: Bergenholtz H./Mugdan J. (Hg.), Lexikographie und Grammatik. Akten des Essener Kolloquiums zur Grammatik im Wörterbuch 1984, Tübingen, S. 118-129.
- HELBIG G. / BUSCHA J., 2001, Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht, Berlin u.a.
- STOLZE R., 2009, Fachübersetzen – Ein Lehrbuch für Theorie und Praxis, Berlin.

Abstracts

LÁSZLÓ BARNÁ

Lőrinc Szabó's translation: "Die Judenbuche" ("The Jew's Beech')

On one hand this essay is to chart the details of the Hungarian translation of the account of „Die Judenbuche” by Annette von Droste-Hülshoff, from a filological aspect. On the other hand this essay is to assign the tasks of the problems of comparative textological analysis in the original and translated texts. With all these, this essay wants to contribute to the efforts that are to explore the translational disciplines of Szabó Lőrinc.

Keywords: translatology, Lőrinc Szabó, Die Judenbuche, comparative textological analysis.

BERND G. BAUSKE

AS goes Latin *ovvero Faun* (1[+4{5}] times) meets *faune* (1+1 times) & *fauno* (2 times) >A variantomaniac fallen amongst translators<

The number of translations of AS's work has steadily grown, and especially so into Romance languages. His material-oriented-cum-typographically advanced writing may be a challenge to translators – it is at the same time a mine for innovative solutions for quicker and more objective ways to evaluate translations.

Keywords: Arno Schmidt, translation, theory, praxis.

IZABELA BAWEJ

Select aspects of using of the words based on the context errors

The aim of the following article is to describe and to explain errors on the basis of negative transfer from L1. Errors of this type are results of cultural differences between languages. Every culture has a different system of the interpretation of the extra-lingual

reality. The L2 learners make use of their L1 knowledge if they are unable to distinguish between L1 items and L2 items. Errors occur when a particular L1 item has more counterparts in L2. The L2 learners use the L1 lexical items in their L2 performance and they transfer L1 meaning by a wrong word-for-word translation (literal translation from the mother tongue) and wrong use of words.

Keywords: error, transfer, learner, calques.

MONIKA BILIK-JAŚKÓW

***Ociec, prać? – Ich bin doch nicht blöd!* – on (un)translatability commercial slogans**

These considerations relate to the problem of translatability in the background of the scopos theory, that places the translation process in a particular communication situation. Commercial slogans achieve their multiple effects (semantic, rhetorical or semiotic) thanks to the high density of content on a small area of the text. During the translation the translator is faced with a challenge, because according to the scopos theory successful are those that produce successful intercultural communication between the producer of the text in the source language and the recipient of the text in the target language.

Keywords: adequacy of translation, translatability, scopos theory.

BORIS BLAHAK

Poetic grave inscriptions of the Baroque period from the Lower Bavarian Danube region. The language of a literary usage text in the field of tension between dialect and standard language

Based on a corpus of anonymous rhymed grave inscriptions of the 17th and 18th century from northern Lower Bavaria, this paper looks into the regional diachronic use of dialect and standard language in lyrical texts. It attempts to answer the question (1) to which extent the regionally socialized poets were aware of a discrepancy between oral and written language use and clearly distinguished in this respect and (2) to which extent dialect and standard language competed or supplemented and overlapped each other offering a spectrum of variants the poets could use (according to the requirement of the poetic object to be represented) forming their language more or less closely connected to dialect.

Keywords: Lower Bavaria, grave inscriptions, Baroque, dialect, standard language.

RENATA BUDZIAK

At the beginning there was the spoken word. The historical aspects of research into the spoken language

The article attempts to discuss the history of research into the spoken language. On account of the fact that there is lack of source texts containing natural oral utterances, the diachronic research into speech relies exclusively on the written texts. The article presents and discusses the possibilities of the quest for the traces of the spoken language based on Koch/Oesterreicher's model.

Keywords: the history of the spoken language, Polish-German source texts.

ILONA CZECHOWSKA

The word and the literal translation in translatology

Though all arguments justifying the translation true to the original, and these arguments had been put forward since antiquity, at the beginning of the 20th century Walter Benjamin used to say that it is not the translation read original best, it is literal translation. Karl Dedecius challenges Benjamin's theory and he produces his own theory.

Keywords: translation, literal translation.

NICOLAI CZEMPLIK

A different German? Dialectal characteristics illustrated by the example of the Saxon dialect

The text tries to gain an overview of the characteristics and peculiarities of the Saxon dialect. Finally the text enables by a few examples the reader to follow the dialect through its interesting position between all the other German idioms. It also shows the acceptability of the Saxon and the complicated relationship between eastern and western Germany which is still keeping in minds of the population.

Keywords: Saxon dialect, German language.

BARBARA CZWARTOS

Lesson Metalanguage – which language to use during a foreign language lesson: the foreign language or the mother tongue?

The aim of the article is an attempt to answer the question: which metalanguage should be used during a foreign language lesson. The first part of the article will focus on adaptation and adjustment of the language used to the learners' level to make them able

to understand, e.g. instructions, explanations etc., generated by the teacher. The second part of the article attempts to present arguments for using the mother tongue during a foreign language lesson, especially to explain grammatical rules.

Keywords: metalanguage, adaptation and adjustment of language, lexicogrammar.

PETER ERNST

Leonard Bloomfield and Martin Buber

Leonard Bloomfield, the „great old man“ of American linguistics, has roots in an Austrian-born Jewish family. This rather unknown fact had essential influence on his work, because he spoke fluent German and reflected on German in wide part of his work. The author discovered not only the roots and branches of Leonard Bloomfield's family (of with relative Maurice Bloomfield was an important linguist as well), but found the exact relationship between Bloomfield and Martin Buber. So this biographic facts constitute the basis of Bloomfield's linguistic positions.

Keywords: linguistics, American Structuralism, Leonard Bloomfield, Neogrammarians.

BEATA GRZESZCZAKOWSKA-PAWLIKOWSKA

Influencing the recipient by means of uttered and unutterable words – presenting a preliminary research

The aim of interpersonal competence is, broadly speaking, cooperation determined by reception in respect to the content, the language and non-verbal means by the recipient. It also concerns communication in a university sector. On the basis of an academic genre – “student paper”, a research is going to be presented concerning the effect of Polish students of the German language – verbal and non-verbal means of communication – on their German counterparts.

Keywords: interpersonal competence, verbal and non-verbal means of communication, academic sector, influencing the recipient.

JÓZEF JAROSZ

Use of rhetorical figures of transposition in the German funerary inscriptions

This article examines the use of rhetorical figures of transposition in the German funerary inscriptions, which come from the German cemeteries from the period 1790–2010. The study shows that the analyzed texts contain a lot of different rhetorical figures of

transposition (parallelism, isocolon, antithesis, anastrophe, paradox) and it confirms the poetic function of the eulogy.

Keywords: rhetorical figures of transposition, funerary inscriptions, poetic function.

MARCELINA KAŁASZNIK

A typology of nominal attributes in culinary language

“Kitchen language” and naming processes thereof appear to be very interesting – also from the perspective of linguistics – because there exist no clear-cut principles which ought to be followed when naming dishes. This article presents an analysis of nominal attributes found in the names of ice-cream desserts. Its primary purpose is to indicate the most frequently utilized name structures. Its secondary purpose is to establish which of these complex names are lexicalized in the language and which are but occasional combinations.

Keywords: culinary language, attribute, naming processes.

SEBASTIAN KIRAGA

An extract from the dictionary of Jehovah’s witnesses

The language of Jehovah’s Witnesses, understood as a “theolect”, attracted little attention so far. Among others it is characterised by a strong influence of the English language, a strictly hierarchical and one-way communication as well as a strongly regimented communication procedure. A possible version of this theolect dictionary would reflect on lexemes and complex expressions, which are not part of the general language or are used differently in texts of Jehovah’s Witnesses. The microstructure will be explained on the basis of sample articles concerned with various systems of things meaning “longer periods of time characterised by certain events”.

Keywords: theolect, Jehovah’s Witnesses, lexicography.

JOLANTA KNIEJA

The diachronic analysis of the lexeme *Arbeit* – one of the ways of the reconstruction of the cognitive definition of the term

This article is devoted to the partial results of a research conducted as part of the intercultural research project “The comparison of the linguistic-cultural worldview of the Slavs and their neighbours”. The aim of the research is to reconstruct the German idea of *Arbeit* in the contemporary language using the method of the cognitive definition.

Since the research is based on a very extensive corpus, the analysis will be restricted to one data group. It will be presented how the lexeme *Arbeit* has developed etymologically. This data shall be regarded as the first, yet very important, step towards the solution of the problem of how the users of the German language colloquially understand the term *Arbeit*.

Keywords: linguistic worldview, ethnolinguistics, etymology.

KATARZYNA KRZEMIŃSKA

Texts as communicative sizes of production

Article/report is an attempt to classify texts as such while discussing the issue of polysemy in the text notion. Article is aimed at explaining the text linguistics problems as the discipline defining the issue of text. In the further part the paper clarifies the text type and it explicates the features that make a text a proper one. Consequently, text typology and the text theory compose the body of the second part of the paper.

Keywords: text, text type, text linguistics, text typology.

ELŻBIETA KUCHARSKA-DREISS

Religiously motivated borrowings and their use in recipient languages (illustrated using selected examples)

This article focuses on three cases of borrowing as items of religious lexis: *Gnade* (a semantic loan incorporated into German from Latin), *Rosenkranz* (a free loan translation also incorporated into German from Latin), *superintendent* (a Latin loanword incorporated into Polish from German). An analysis of the use of these lexemes in the recipient languages given reveals 1) how a word (e.g., *Gnade*) can be employed in both profane and religious contexts and 2) how religious words enter into a kind of competition with other religious words (e.g., *Rosenkranz* with the names of prayers and prayer beads known from other religions, and *superintendent* with *biskup*).

Keywords: borrowings, German religious language, Polish religious language.

STEFAN LUDWIN

The linguistic picture of the world based on German and Polish verbs derived from names of alimentary products

The article addresses the issue of the linguistic picture of the world of food and drink, on the basis of Polish and German data, such as denominal verbs derived from names of alimentary products, by means of suffixation and prefixation in Polish and German,

and by conversion in German. The collected data come from online dictionaries as well as from various web sites. The verbs have been sorted out according to their nominal bases, glossed, and supplemented with example sentences, illustrating their use. The analysis of the collected corpus reveals that alcoholic drinks are the only area where the linguistic picture is common to both Polish and German, whereas the linguistic picture of food and non-alcoholic drinks seems to be language specific, in a way that is typical of each of the languages concerned.

Keywords: the linguistic picture of the world, verbal denominal derivatives, conversion.

ANNA MAŁGORZEWICZ

Between a word and a concept – consideration over chosen Polish and German translations of “New Testament”

The starting point for the author’s deliberation is the motto of the conference *Im Anfang war das Wort*, the importance of a word, as well as its translations in Polish and German interpretations of the Bible. The analysed texts are: the Prologue and other fragments of the Gospel According to John, and especially the translation of the Greek lexeme *Logos*. The author presents various ideas as basis for translation and finally suggests broadening the spectrum of interpretative consideration with the following opposition: a word vs. a concept.

Keywords: translation of the Bible, Logos, word-concept, connotation, association.

GOTTFRIED MARSCHALL

The word: origin or result? Remarks on a controversial linguistic entity

During the latest decades, the concept of “word” as a basic linguistic entity has often been subject to discussion. Part of the linguistic community would not grant legitimacy to this term because of its lack of precision compared to more modern and more delimited items such as lexeme, morpheme, token etc. Others would deny its necessity arguing that discourse or utterances do not consist of words but of coherently structured sections that can be decomposed into constituents of different degrees but without any relationship to the “word” as an independent unit. Although our dictionary contains some hundred thousand words, it is hard to find a satisfying word definition. In this essay all efforts are made to rehabilitate the concept of word as a linguistically relevant entity. This goal is pursued by means of two methodical approaches. First, investigations are made about the status of “word” on a higher level and in a larger range like discourse, speech, utterance, or even idea, instruction, and precept, in the religious, philosophical and cultural domain. One can realize that from this perspective

the “word” is a fundamental instrument of communication making possible expression of divine authority as well as definition of ideas. In the second part, the linguistic foundations of such functions are explored. It turns out that compared to lexeme or morpheme – which are by definition fragmentary components of higher units –, “word” is a morphologic and semantic end-form building block providing pragmatic facility. It has a coherent inner structure, a prosodic profile and represents the first degree of semantic portioning. This will lead us to a definition in which “word” is considered as a frame containing one or more lexemes (as to be seen in compounds) and optionally grammatical markers.

Keywords: word, vocabulary, lexeme, morpheme, compounds, constitution of meaning, syntax, prosodic pattern, idiomatic expressions, discourse, word of God.

JULIA NESSWETHA

Language island Prague? On Franz Kafka’s ‘Prague German’

This article deals with the question, if Prague in the late 19th/early 20th century was a so called German language island and if that could be the reason for Franz Kafka’s sober style and the grammatical mistakes and inconsistencies in his German.

Keywords: language island, Prague, Kafka.

ELŻBIETA PAWLIKOWSKA-ASENDRYCH

Complaint strategies and their linguistic implementation

This paper presents a study on the speech act of complaints in the political discourse. The purpose of this article is to describe the complaining strategies and the language of complaint expression in the German language. As yet the problem of complaint as a speech act has not been widely discussed in German linguistics. That is why, in the article, complaint identification and its linguistic analysis will be carried out. The main point of the analysis is the illocutionary role of complaint modified by additional illocutionary acts. The modification influences its realisation at the morphological, syntactic, lexical and stylistic levels.

Keywords: German language, political discourse, illocutionary acts.

GRZEGORZ PAWŁOWSKI

Constitution of meaning: epistemic formants of the idiolectal meaning

Three main questions in the remit of semantics have been raised in the article. These include: 1) constitution of idiolectal meaning; 2) epistemic formants of knowledge, which have an influence on the constitution of idiolectal meaning; and 3) inner frames of knowledge in a concrete individual, i.e. a contextualisation of elements/engrams of idiolectal meaning. The author aims at justifying the thesis of idiolectal meaning being the result of human epistemic activity, determined by anthropological, cultural and axiological conditions, with the latter leading to the constitution of the whole of a person's identity.

Keywords: epistemological semantics, constitution of meaning, idiolectal meaning, epistemic types of formants of knowledge, frame of knowledge, contextualisation of knowledge.

KARIN PITTNER

Evaluative adjectives in youth language

Evaluative expressions are characteristic for youth language. This article investigates evaluative adjectives which are derived by conversion from nouns. It is argued that nouns in predicative position have certain characteristics of adjectives since they are non-referring and describe a quality. Moreover the predicative position is conducive to conversion processes as it does not impose categorial restrictions. Based mainly on youth language in internet forums, it is shown which adjective-like characteristics the elements in question exhibit. Thereby the conversion from noun to adjective is proved to be a productive process for creating new evaluative expressions.

Keywords: evaluative adjective, youth language, conversion, predicative expression.

STANISŁAW PRĘDOTA

German euphemistic phraseologisms and their Polish equivalents

There are quite a few taboo words in the German language which – because of sexual, religious or political reasons – are passed over in linguistic communication. This research paper concerns euphemisms which are used in order to substitute taboo words; some of them are phraseologisms. At first, they were divided on the basis of Roberta Rada's criteria into metaphorical, metonymical, and synecdochic, then the German euphemisms under investigation were further subdivided into the following three

types of equivalence: full, partial, and descriptive. This was done according to their equivalents in the Polish language.

Keywords: German metaphorical, metonymical and synecdochic euphemisms, Polish equivalents of German euphemisms.

ANNA RADZIK

Collocations in the „Variantenwörterbuch des Deutschen“

The “Variantenwörterbuch des Deutschen” (2004) presents the national varieties of German from a pluricentric viewpoint. There are the words and phraseologisms of three full centres: Germany, Austria, German Switzerland and four semi-centres: Liechtenstein, Luxembourg, East-Belgium and South Tyrol. The collocations, a subgroup of the phraseologisms (Burger 2003), are present in this dictionary in different structures and different combinations, as specific and nonspecific collocations. The comparison with the “Wörterbuch der Kollokationen im Deutschen” (Quasthoff 2011) shows the importance of the national and regional marking of collocations.

Keywords: collocations, phraseology, national varieties of German.

MONIKA SCHÖNHERR

In anaginne uuas uuort, ... thaz, uuas in anaginne. Anaphoric referring expressions in Old High German

The paper considers the distribution of the anaphoric pronouns in Old High German and offers a discourse-pragmatic explanation for the differences in use of anaphoric referring expressions.

Keywords: topicality, saliency, anaphoric pronouns.

MAŁGORZATA SIERADZKA

Aparatczyk, konspira, esbol... „Socialist neologisms“ with pejorative connotations in colloquial Polish and their equivalents in German

The article is devoted to the systematic description of the new Polish vocabulary after 1989. It analyzes lexicographic definitions of several lexemes of the PRL period – the so-called „socialist historicisms“ – included in the “Polnisch-deutschen Wörterbuch der Neologismen” (2007), the first bilingual dictionary on the publishing market, edited by Worbs/Markowski/Meger. The author compares the meanings of selected concepts of „society and politics“. She indicates which of the analyzed neologisms (and their equivalents) are included in the Polish-German dictionaries and explained

in the Polish language dictionaries, issued at the end of the last century and in the first decade of the 21st century.

Keywords: lexicography, neologisms, Polish-German dictionaries, Polish language dictionaries.

AGNIESZKA STAWIKOWSKA-MARCINKOWSKA

Classification of the adjective-noun-collocation in the German Code of Civil Procedure

This article describes the research of adjective-noun-collocations in the corpus of the German Code of Civil Procedure. They are characteristic for the legal language, as a language for specific purposes, whose terms and collocations have a special meaning, different from the general language usage. The aim of the research was twofold. Firstly to compose a list of the legal adjective-noun-collocations. And secondly, to generate a classification of such units based on the criteria developed by Firth, Wilss and Gładysz.

Keywords: legal collocations, legal language, Code of Civil Procedure.

JANUSZ STOPYRA

Transparency in word-formation: uneigentliche Komposita and Rektionskomposita

The meaning, that the relation between both parts of the German compounds is to be resolved only with help of the context, the situation and our knowledge about the extralanguage-reality can be neglected by two patterns of the German word-formation: „uneigentliche Komposita” and „Rektionskomposita”. The relation between both parts of these compounds can be resolved at once by the speaker and the listener of the communicate. The article describes these patterns of compounds.

Keywords: word-formation, compounds.

RAFAŁ SZUBERT

On the lexical-semantic explication of the concept of person

The present paper focuses on the semantic explication of the anthroponym person – a word from the proximity area and also an keyword and keyconcept in the culture of people, in the philosophy and in the law.

Keywords: semantics, proximity area, categorization of concepts, objects and entities.

MICHAEL THIELE

Heart and edification in the pietist enlightenment

As characteristic for pietism is the usage of terms such as “heart“ and “edification“. “Edification“ is based on the rhetorical metaphor of building which in this case refers to building upon the foundations of belief and in order to do this both heart and reason helps. Conspicuous, however, is how the concept of “heart“ seems to have slipped from center stage during the enlightenment. Early Pietists adhered to the teaching of Martin Luther, in particular that the heart is at the centre of human being, and is the seat of understanding. During the enlightenment the stress changed such that heart and reason stood beside each other as equal partners until, by the end of the age, reason was viewed as the main seat of understanding within which heart and emotion dwelled.

Keywords: pietism, enlightenment, rhetorical metaphors.

ANNA URBAN

In the beginning was the word(play). On puns in books for children

Andreas Steinhöfel is one of Germany’s most highly regarded authors and the winner of the prestigious German Youth Literature Prize 2009 (Children’s Book category). The present paper represents an attempt to compare the original text with its Polish and English translation focusing on rendering of puns in books for children. The corpus includes puns based on names, homonymic, paronymic puns and ambiguous idioms and their English and Polish translations.

Keywords: puns, wordplay, children’s literature.

MACDALENA URBANIAK-ELKHOLY

Complex German participle phrases and their Polish equivalents in morphosyntactic comparison

The general aim of the presented morphosyntactic comparison of complex German and Polish participle phrases is to underline the structural differences between these two languages and the influence of these differences on the structure of participle phrases.

Keywords: participle, phrase.

REINHOLD UTRI

„ ... shall not live on bread alone, but on every word that proceeds out of the mouth of God” – About the meaning of the word in theology, in the (catholic) church and in general in the live of human beings

The small word „word“ has a special meaning for us human beings. With words one can comfort or insult somebody, human beings are from birth to death confronted with words/language. That is why words have also a special meaning in religion. Especially in church and its activities the deep meaning of the word (of God) is visible. This phenomenon is to think about in this text.

Keywords: word, language, meaning, religion.

JOANNA WOŹNIAK

Collocations in legal texts on the example of Treaties establishing the EU

The purpose of this article is to present the nature of collocations in legal texts on the example of Treaties establishing the EU. Special attention is drawn to collocations typical for specialist language, while the focal aspect of the analysis is the morphological structure of collocations. This paper represents a contribution to further research in the area.

Keywords: collocation, specialist language.

PAVLÍNA ŽÍDKOVÁ

The endemical terms of the language of the Catholic Church on French and on Czech

This paper aims to present a possibility to divide the terms of the Catholic Church in four groups: the endemic terms, the partially endemic terms, the non-endemic terms. The endemic terms in their form and meaning can only be found in one special language. The partially endemic terms can only be found in their form or in their meaning in one special language. The non-endemic terms can be found in their form and meaning in several special languages. About one fifth of the terms was endemic. Not every endemic term on French was endemic also on Czech. We also focused on the translation issues with the meaning of term. Translators need to work with the term definition, not only with its dictionary equivalents.

Keywords: term, endemic term, language of the Catholic Church.

PIOTR ŻYROMSKI

Subordination – an attempt at explanation

The present article draws an outline of subordination in contemporary German. The concept is based on the syntactic theory called Integrational Linguistics. Subsequently, a few types of subordination are proposed, comparatively analyzed and described.

Keywords: subordination, Integrational Linguistics, syntax, phrase, subordinate clause.

Institutionelle Zugehörigkeit der Autoren

Die jeweilige institutionelle Zugehörigkeit der im Folgenden aufgelisteten Autoren des vorliegenden Bandes ist zu statistisch-parametrischen Zwecken bestimmt (alle Namen der wissenschaftlichen Institutionen werden im Original angeführt):

Barna L. – Miskolci Egyetem, Bauske B.G. – Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Bawej I. – Uniwersytet Kazimierza Wielkiego w Bydgoszczy, Blahak B. – Univerzita Karlova v Praze, Budziak R. – Uniwersytet Rzeszowski, Czechowska I. – Uniwersytet Wrocławski, Czemplik N. – Universität Leipzig, Czwartos B. – Zespół Nauczycielskich Kolegiów Języków Obcych w Sosnowcu, Ernst P. – Universität Wien, Grzeszczakowska-Pawlikowska B. – Uniwersytet Łódzki, Jarosz J. – Uniwersytet Wrocławski, Kałasnik M. – Uniwersytet Wrocławski, Kiraga S. – Humboldt-Universität zu Berlin, Knieja J. – Uniwersytet Marii Curie-Skłodowskiej w Lublinie, Krzemińska K. – Państwowa Wyższa Szkoła Zawodowa we Włocławku, Kucharska-Dreiß E. – Uniwersytet Wrocławski, Ludwin S. – Karkonoska Państwowa Szkoła Wyższa w Jeleniej Górze, Małgorzewicz A. – Uniwersytet Wrocławski, Marschall G. – Université Paris-Sorbonne, Nesswetha J. – Universität Leipzig, Pawlikowska-Asendrych E. – Akademia im. Jana Długosza w Częstochowie, Pawłowski G. – Uniwersytet Warszawski, Pittner K. – Ruhr-Universität Bochum, Prędotka S. – Uniwersytet Wrocławski, Radzik A. – Uniwersytet Pedagogiczny im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie, Schönherr M. – Uniwersytet Zielonogórski, Sieradzka M. – Uniwersytet Rzeszowski, Stawikowska-Marcinkowska A. – Uniwersytet Łódzki, Stopyra J. – Uniwersytet Wrocławski, Szubert R. – Uniwersytet Wrocławski, Thiele M. – Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Urban A. – Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu, Urbaniak-Elkholy M. – Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu, Utri R. – Uniwersytet Warszawski, Woźniak J. – Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu, Žídková P. – Ostravská Univerzita v Ostravě, Żyromski P. – Uniwersytet Wrocławski.

ISSN 2084-3062

ISBN 978-83-7977-018-2



9 788379 770182 >

ISBN 978-3-86276-130-2



9 783862 761302 >